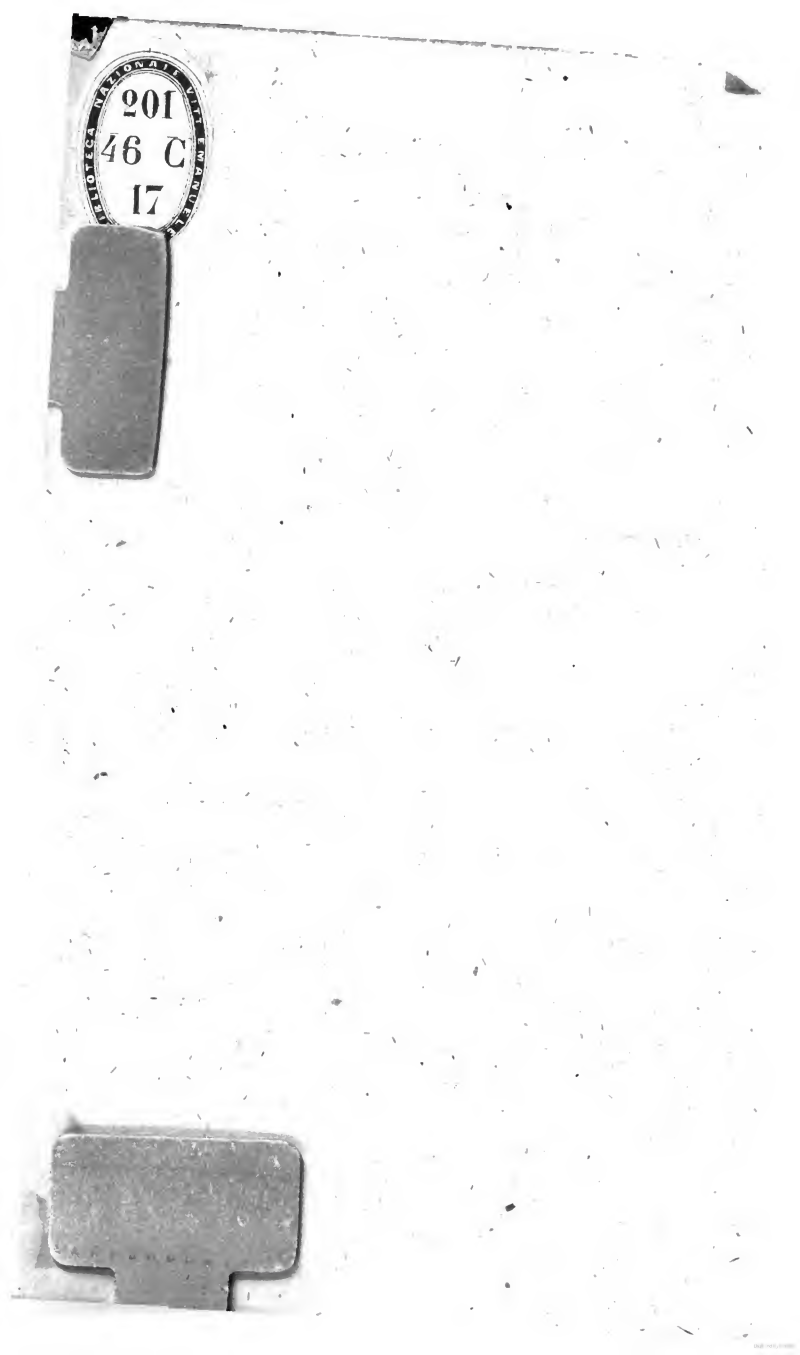
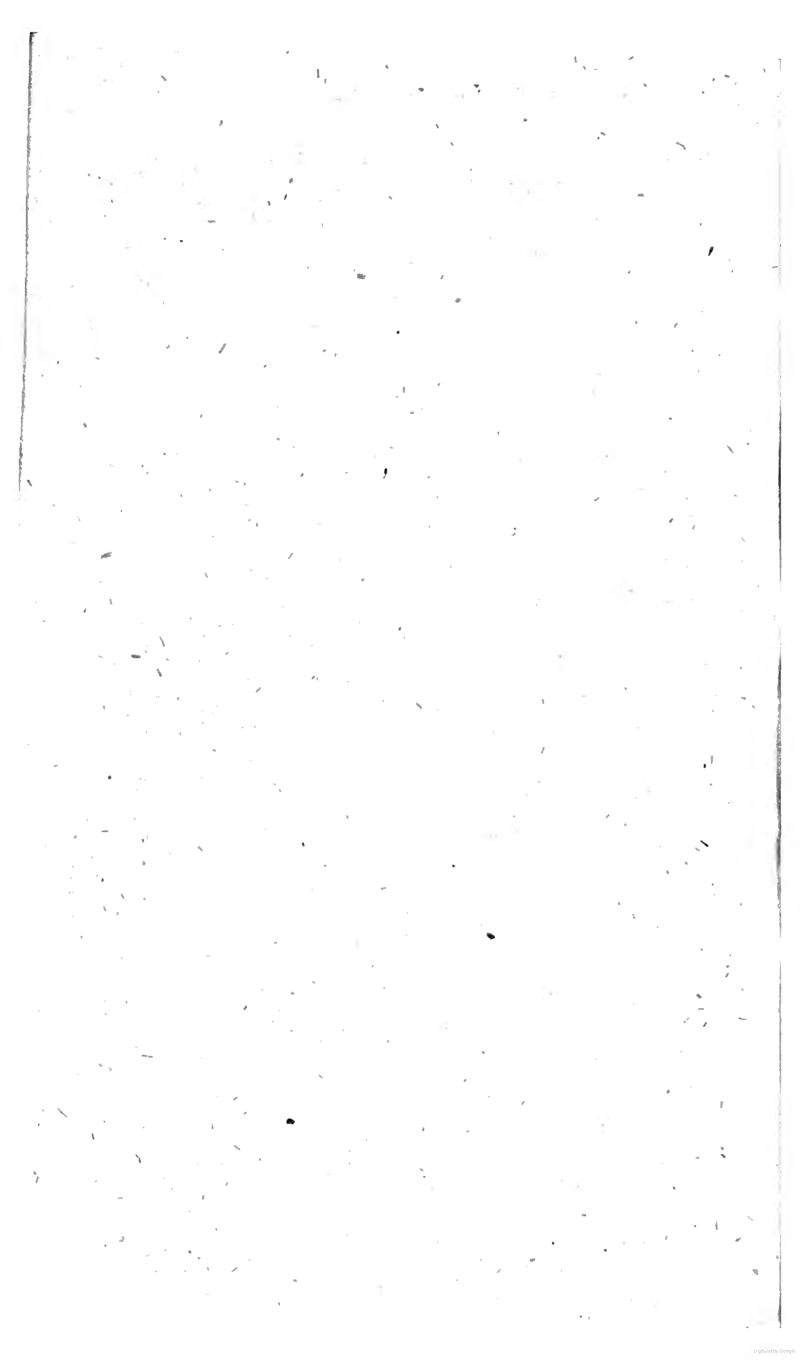




1528 c.

C. Müller.
Ex libr. patr. dil.



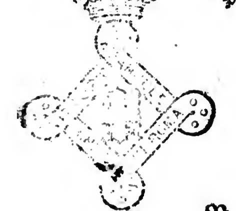
Geschichte

der

neuen Zeiten.

Von

Christian Ferdinand Schulze,
Professor am Gymnasium zu Gotha.



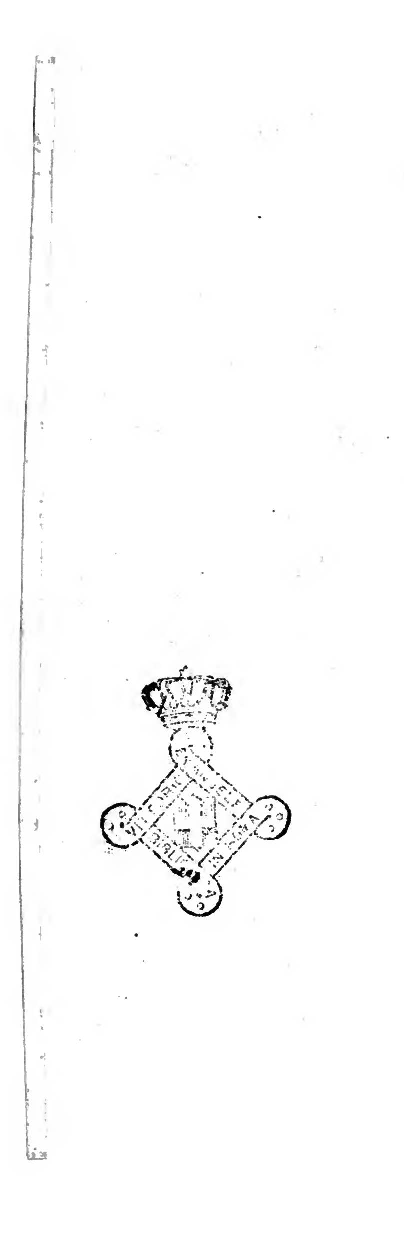


Vierter Band.

Mit zehn Kupfern.

Gotha,
bei Justus Perthes. 1834.







Laurens sc.

Ludwig XVI.

Historischer Bildersaal

oder

Denkwürdigkeiten

aus der neuern Geschichte.

Ein Lehr- und Lesebuch für gebildete Stände

von

Christian Ferdinand Schulze,
Professor am Gymnasium zu Gotha.

Sechsten Bandes erster Theil.

Mit zehn Kupfern.

Wohlfeilere Ausgabe. Ladenpreis: 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr.

Gotha,
bei Justus Perthes. 1834.



Vorrede.

Der vorliegende Band dieses historischen Bildersaales, mit dem die letzte Periode der allgemeinen Geschichte beginnt, umfaßt nur ein Jahrzehnt (1789 — 1799), aber ein Jahrzehnt, das langen Jahrhunderten an Wichtigkeit gleichkommt. Denn mit dem Anfang und Fortgang der französischen Revolution, der hier geschildert wird, traten nicht bloß merkwürdige Männer hervor, sondern auch welthistorische Begebenheiten und die Bewegungen und Stürme, die noch heute Europa erschüttern. Freilich geschieht es, daß wir dem, was wir selbst erlebt haben, eine größere Wichtigkeit beilegen, als den Ereignissen früherer Zeiten, und bei ersterem Dinge auffassen, die wir bei letztern übergehen; aber das, was wir selbst erlebt haben, hat auch,

ausser dem reinmenschlichen und wissenschaftlichen Interesse, ein besonderes und naheliegendes Interesse: es verwebt sich mit unserm eignen Leben, es führt uns Belastungen und Erleichterungen, Befürchtungen und Hoffnungen zu, und veranlaßt uns zu wichtigen, die ganze Menschheit angehenden Fragen.

Von dieser Wichtigkeit der Zeitgeschichte überzeugt, habe ich mit sorgsamem Fleiße (dessen bin ich mir bewußt) den Geschichtstheil, den ich hier meinen Lesern vorlege, bearbeitet und dazu nicht allein die wichtigsten Werke über die neueste Geschichte, die ich hin und wieder in den Noten bemerklich gemacht habe, benutzt, sondern auch die Bemerkungen und Erfahrungen, zu denen mein Lehramt bei oft wiederholten Geschichtsvorträgen Gelegenheit mir darbot. Gleichwohl fürchte ich, daß meine Darstellung der französischen Revolution nicht allen meinen Lesern genügen werde. Denn theils ist der Gegenstand selbst sehr schwieriger Art und vielfacher Deutung fähig; theils sind auch die Ansichten über denselben so getheilt, daß dem Einen als eine Abscheulichkeit erscheint, was der Andre als einen Glanzpunkt in der Geschichte der Menschheit betrachtet. Um zwischen solchen Extremen die richtige Mitte zu finden und zu behaupten, darf der Geschichtschreiber sich nicht

in

in die Parteien mischen, sondern muß sich über sie erheben, darf er nicht bei der Oberfläche der Begebenheiten verweilen, sondern muß in das Wesen und den Zusammenhang derselben eindringen, die Begebenheiten von dem, was ihnen zu Grunde liegt, absondern oder die leitenden Ideen auffassen. Man erzählt von dem edlen Malesherbes, dessen in diesem Bande gedacht wird: „er wußte in „der französischen Revolution das Gerechte und „Vernünftige und alles, was heilbringend sein „konnte, von dem Verbrecherischen und allem, „was Unheil bringen mußte, wohl zu unterscheiden. Blut war unter dem Vorwande der Frei„heit geflossen; aber darum, meinte er, müsse man „nicht die Freiheit schmähen, oder gar sie vernich„ten *)." Ein solches Verfahren habe ich mir zur Richtschnur genommen. Ob ich es richtig erfaßt und treulich befolgt habe, möge der billige Leser entscheiden.

Noch bemerke ich, daß die Einrichtung dieses Bandes der der vorigen Bände gleich geblieben ist. Nur im Bezug auf die Kupfer ist eine Veränderung eingetreten, indem, statt der vorherigen Darstellung historischer Ereignisse, jetzt Portraits der Hauptpersonen geliefert und diesen kleine Vignetten

*) Zeitgenossen. Leipzig 1820, Th. V, 1, 124.

netten beigegeben worden sind, die auf Vorgänge im Leben der Abgebildeten hindeuten. Das Schwankende und Unbestimmte bei Darstellung der Nebenumstände historischer Ereignisse, das bei der neuesten Geschichte noch auffallender sein muß als bei der Geschichte früherer Zeiten, und die Gelegenheit, die zu Erlangung wohlgetroffener Portraits berühmter und berüchtigter Männer sich darbot, führte zu dieser Veränderung, die hoffentlich den Beifall der Besitzer dieses Werkes erhalten wird. — Die Fortsetzung oder der Schluß des ganzen Werkes soll sobald als möglich erfolgen.

Gotha, am 2. Juni 1834.

Christian Ferdinand Schulze.

Der

neuen Geschichte

Zweite Periode

von der

französischen Revolution bis zu unseren Tagen

1789 — x.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der französischen Revolution bis zu unseren Tagen.

Einleitung.

Charakteristik der revolutionairen Zeiten. — Wesen, Entstehen, Hervortreten und Fortschreiten derselben. — Eintheilung des Vortrags.

Ausgezeichnet und denkwürdig sind die Zeiten, zu deren Schilderung wir übergehen, gewöhnlich die revolutionairen Zeiten genannt, ausgezeichnet und denkwürdig durch die Ideen, die in ihnen sich geltend machten, durch die Erschütterungen, die von dem Kampfe für und gegen diese Ideen ausgingen, und durch die Veränderungen des bürgerlichen und politischen Lebens, die in Folge dieser Ideen und Erschütterungen eintraten. Staunend blicken wir auf ihr Emporkommen,

staunend auf ihre Entwickelungen, und je länger wir bei ihnen verweilen, desto größer und wichtiger erscheint uns der Umkreis und Inhalt ihrer Wirkungen. Ihr endliches Ergebniß läßt sich im voraus nicht bestimmen; aber schon jetzt lassen sich die Fragen beantworten: was ist das Wesentliche dieser Zeiten? wie entstanden sie? wie traten sie hervor? zu welchen Forderungen haben sie sich aufgebildet? — Wohlgethan aber ist es, die Beantwortung dieser Fragen der Darstellung der revolutionairen Zeiten vorauszuschicken, um den Standpunkt zu bezeichnen, zu welchem man sich bei Auffassung und Beurtheilung derselben zu erheben hat.

Revolutionaire Zeiten sind solche, die auf Staatsverbesserungen dringen. Gewöhnlich treten sie mit einem wilden, gewaltsamen Auflehnen des Volkes gegen die bestehende Ordnung hervor; und daher kommt es, daß das Wort Revolution zu einem Schreckenswort geworden ist, und daß Viele das Wesen der revolutionairen Zeiten nur im Zerstören und Zertrümmern finden, oder nur Empörung, Irreligion, Hinrichtung, Kriege und andre Gewaltthaten, die Tausenden Leben und Lebensglück rauben, in ihnen erblicken. Aber nothwendig ist es nicht, daß Staatsverbesserungen auf dem Wege roher Gewalt eintreten: sie können auch, wie die Geschichte alter und neuer Zeiten lehrt, die Frucht einer weisheitsvollen Regierung und des friedlichen Zusammenwirkens der Fürsten und Völker sein. Auch ist es nicht nothwendig, daß selbst da, wo revolutionaire

Zei-

Zeiten mit roher Gewalt hervorbrechen, nur Böses in ihnen geschieht; auch Gutes kann in ihnen geschehen. So ist auch in den revolutionairen Zeiten, die wir durchlebt haben, neben vielem Widrigen und Schrecklichen viel Gutes geschehen: Verkehrtes und Ungerechtes ist entfernt, Religion und Recht als Grundlage der Staaten anerkannt worden, und ein Neubau der Staaten hat begonnen, der den Nachkommen Segen verheißt. Was aber nicht nothwendig zu einer Sache gehört, macht nicht ihr Wesen aus, sondern gehört zu den Zufälligkeiten, die sich mit ihr verknüpfen. Also besteht auch das *Wesen* der revolutionairen Zeiten nicht in dem Zerstören und Zertrümmern, das sich mit ihm verknüpfte, sondern in dem Ringen und Streben, Mängel und Gebrechen aus dem Staatsleben zu entfernen und einen bessern Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, als der frühere war, herbeizuführen. Wie nämlich in den Zeiten der Reformation man nicht nach Zertrümmerung der Kirche, sondern nach Verbesserung derselben strebte, so strebt man in den revolutionairen Zeiten, die mit jenen die größte Aehnlichkeit haben, nicht nach Zertrümmerung, sondern nach Verbesserung der Staaten. In den Zeiten der Reformation verlangte man religiöse und kirchliche Freiheit, d. i. man wollte, daß in Sachen der Religion die Schranken, in welche Priesterherrschaft den menschlichen Geist eingezwängt hatte, zerbrochen und jedem Christen das Recht des Forschens und Prüfens zugestanden, daß die Kirche nicht nach dem Willen des Pab-

Pabstes, sondern nach der Lehre und dem Geiste Jesu eingerichtet und diese Einrichtung öffentlich (von Seiten des Staates) anerkannt würde. Jetzt, in den revolutionairen Zeiten, verlangt man nach bürgerlicher und politischer Freiheit, d. i. man will, daß jeder Staatsbürger, allem willkürlichen Zwange entzogen, unter der unbedingten Herrschaft der Gesetze lebe, und daß die Gesammtheit der Staatsbürger (oder der Staat) nicht von der Laune und Willkür der Regenten, sondern von festbestimmten Gesetzen abhänge. Faßt man diese Ansicht auf, so muß man, mitten unter den Verbrechen und Schrecknissen der revolutionairen Zeiten, ihr Großes und Erhebendes erkennen und sie ihrem Wesen nach als eine weitere Entwickelung der Menschheit betrachten.

Was das Entstehen dieser Zeiten betrifft, so ist dasselbe nicht scheinbaren Zufälligkeiten, auch nicht dem Willen einzelner Menschen zuzuschreiben, sondern den ewigen, von Menschenmacht unabhängigen Gesetzen, nach welchen die Entwickelungen der Menschheit erfolgen. Sie gingen, wie die Reformation und wie jedes große, die Menschheit weiter führende Ereigniß, hervor aus dem Zwiespalt zwischen emporgekommner Geistesbildung und bestehenden Mängeln und Gebrechen. Die Völker Europas waren am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr, was sie im Mittelalter gewesen waren; ihre Kenntnisse, Geschicklichkeiten, Sitten, Gebräuche, Meinungen hatten sich verändert; ein Streben nach Aufklärung hatte sich verbreitet, das selbst von Fürsten,

die

die es mit ihren Unterthanen wohlmeinten, unterstützt wurde und allmählich auf Alles und Jedes, also auch auf die Verfassung und Verwaltung der Staaten sich hinwendete. Nun erschien anstößig, was vorher unbeachtet geblieben oder mit Gleichgiltigkeit ertragen worden war; Mängel und Gebrechen der Staatseinrichtungen wurden bemerkt; man fing an zu klagen über Unterdrückung alter Nationalrechte, über die unumschränkte Gewalt der Fürsten, über Bevorrechtungen einzelner Stände, über Willkür bei Steuern, über Parteilichkeit und Härte in den Gerichten, über Beschränkungen der Presse. Solche Klagen erweckten eine Sehnsucht nach Verbesserungen des bürgerlichen Lebens; und so entstanden die revolutionairen Zeiten, weil die Verfassung und Verwaltung der Staaten mit der fortgeschrittenen Bildung der Völker nicht mehr zusammen stimmte.

Ihr Hervortreten erfolgte unter den Kämpfen und Stürmen, die jedesmal an das Emporkommen eines neuen Zustandes sich ketten. Wie die Reformation hervortrat mit dem Kampfe, den Luther gegen den Ablaßkram erhob: so traten die revolutionairen Zeiten hervor mit dem Kampfe, den in Frankreich der dritte Stand gegen Adel und Geistlichkeit erhob; und wie jener, so zog auch dieser Kampf wildbrausende Stürme nach sich. Dieß geschah nicht bloß durch die Schuld derer, die aus Ueberzeugung, Gewöhnung oder Selbstsucht dem Alten anhingen, sondern auch durch die Schuld derer, die voll wilden und ehrsüchtigen Ungestüms als Anhänger und Verfechter

des Neuen auftraten. Denn wie jene mit starrem Eigensinne dem Neuen entgegen waren und, um dasselbe zu unterdrücken, alles in Bewegung setzten: so erregten diese sturmvolle Bewegungen, um die Welt nach ihren Ideen umzubilden und augenblicklich das zu erzwingen, was seiner Natur nach nur langsam gedeihen kann. Dadurch wurden Viele an den revolutionairen Zeiten irre; manche ihrer Freunde traten zurück aus Hoffnungslosigkeit, oder betäubt durch das Geschrei des Tages; ihre Gegner triumphirten, und es gab Zeiten, in denen das unverwerfliche Streben nach Verbesserung des bürgerlichen Zustandes ermattet und erdrückt schien. Doch was den Entwickelungsgang der Menschheit zu vernichten droht, ist nicht von Dauer; es wird von den zum Fortschreiten bestimmten Geisteskräften überwältigt. So hat auch der Widerstand, der zeither gegen das Streben nach bürgerlicher und politischer Freiheit erhoben worden ist, dieses Streben nicht ausgetilgt, ja er hat zur Läuterung der Ideen, auf welche es sich gründete, und so zur Aufbildung der revolutionairen Zeiten beigetragen.

Auch diese Aufbildung verdient beachtet zu werden. Wenn eine neue Idee ins Leben tritt, wird sie nicht gleich in ihrer Fülle und Vollendung erfaßt; nur einzelne Lichtfunken derselben glänzen hervor, aber ihr Inhalt und ihre Anwendung liegt noch im Dunkeln. Parteilichkeit, hier für das Alte, dort für das Neue, trübt den Blick, und nie plötzlich, sondern allmählich, von einer Entwickelungsstufe zur andern schreitet die Menschheit

vor=

vorwärts. So verhielt es sich mit der Reformation. Zuerst richtete sie sich nur gegen den Mißbrauch des Ablasses, dann bei dem Widerspruch, der ihr entgegen trat, gegen die Pabstmacht und andre Auswüchse in der Lehre und Verfassung der Kirche, und während sie theils gegen die Feindseligkeiten ihrer Gegner, theils gegen die Schwärmereien ihrer Anhänger zu kämpfen hatte, gelangte sie allmählich zu dem folgenreichen Grundsatze, daß nicht der Ausspruch eines Pabstes oder einer Kirchenversammlung, sondern nur die heilige Schrift als die einzige, ächte Erkenntnißquelle christlicher Wahrheit anzusehen sei. Auf ähnliche Weise haben sich die revolutionairen Zeiten aufgebildet. Als sie in Frankreich begannen, wollte man nur eingewurzelte Mißbräuche abschaffen; der Ruf nach Freiheit galt nur der Entfernung eines willkürlichen Zwanges, der Ruf nach Gleichheit nur der Entfernung willkürlicher Bevorrechtungen einzelner Personen, Stände und Districte; aber wie der Staat nach den Ideen der Freiheit und Gleichheit eingerichtet werden sollte, ward nicht deutlich erkannt. Höchstens sah man in der Verfassung Englands ein Vorbild, dem man nacheifern müsse. Darum geriethen auch die Anhänger der Revolution, als es galt, diese Idee in Anwendung zu bringen, mit einander in Streit, und darum verdrängte damals eine Staatseinrichtung die andre. Erst unter Kämpfen und Stürmen und nach vielen Irrungen und Mißgriffen klärten sich die Begriffe über staatsrechtliche Fragen auf, und jetzt haben sie einen bestimmten Charakter und eine höhere

here Richtung erlangt. Wohl gibt es noch Manche, denen Freiheit nichts anders ist als Zügellosigkeit oder Frechheit, und Gleichheit nichts anders als das Herabziehen der Höheren zu den Niederen oder das Hinaufziehen der Niederen zu den Höheren; aber diesen gegenüber hat sich immer weiter die Ansicht verbreitet, daß Freiheit und Gleichheit in der unbeschränkten und gleichmäßigen Herrschaft der Gesetze besteht, zu deren Gründung und Sicherung jetzt folgende Forderungen aufgestellt werden.

Erstens, um der Willkür vorzubeugen und Regenten- und Volksrechte festzustellen, verlangt man eine Constitution oder Verfassungsurkunde oder Charte, d. i. eine genaue Bestimmung der Rechtsverhältnisse zwischen Regenten und Volk, durch welche die gesetzgebende Gewalt zwischen beiden getheilt, und nur die vollziehende Gewalt dem Regenten allein überlassen werde. — Zweitens, um den Bestand der Constitution zu sichern und die zeitgemäße Fortbildung des Staates zu fördern, verlangt man, daß zu bestimmten Zeiten Landtagsversammlungen gehalten und bei denselben alle Klassen der Staatsbürger durch freigewählte Abgeordnete vertreten, die Beschwerden des Volks vor den Thron gebracht, die Gegenstände des Staatswohles offen besprochen, und in geeigneten Fällen, da der Regent selbst als heilig und unverletzlich gelten muß, dessen Rathgeber zur Rechenschaft oder Verantwortung gezogen werden. — Drittens, um die Staatsbürger vor willkürlichen Eingriffen

griffen in ihr Eigenthum zu sichern, oder zu erwirken, daß letzteres ohne ihre Beistimmung nicht zu beliebigen Zwecken verwendet, und daß die Staatslasten, die bei ungleicher Vertheilung, vermehrtem Staats- und Hofaufwand und willkürlicher Verwendung drückend geworden sind, erleichtert werden, verlangt man, daß Civillisten oder Ausscheidungen des Staatsvermögens von dem Vermögen des Regenten aufgestellt, daß das Bedürfniß der Steuern von den Volksvertretern genau durchforscht und bestimmt, daß Staatsbürger nur zu den Steuern, die ihre Vertreter zugestanden haben, verpflichtet, daß die zugestandenen Steuern von allen Staatsbürgern ohne Unterschied, nach Maßgabe ihres Vermögens und Einkommens getragen, und daß über die Verwendung derselben Rechnungen abgelegt werden. — Viertens, um die unbedingte Herrschaft der Gesetze und mit ihr die bürgerliche Freiheit geltend zu machen, verlangt man, daß die richterliche Gewalt nur dem Gesetze unterthan, übrigens unabhängig sei, daß Bevorrechtungen einzelner Staatsbürger und ganzer Stände aufhören, daß alle Staatsbürger ohne Rücksicht auf Titel und Rang vor dem Gesetze einander gleich sein oder nach gleichen Gesetzen gerichtet werden sollen, und daß alle, ohne Rücksicht auf Geburt, nach ihren Fähigkeiten und Geschicklichkeiten zu allen Würden und Aemtern gelangen können. — Fünftens, um die zur Entwickelung des Staates und seiner Glieder nöthige Freiheit des geistigen und leiblichen Verkehrs zu fördern, verlangt man Freiheit der Gewerbe

und

und des Handels, Freiheit der Presse oder der Gedankenmittheilung und Freiheit der Religion oder des Glaubens und Gottesdienstes.

Wie diese Forderungen unter Kämpfen und Stürmen, unter Verirrungen und Mißgriffen, unter Niederlagen und Siegen nach und nach sich aufgebildet haben, das soll die Aufgabe der folgenden Geschichtserzählung sein. Bei Darstellung derselben werden wir dem Gange der französischen Revolution folgen, da diese der sichtbare Anfang ist des heute noch obwaltenden Kampfes um Volksrechte und willkürliche Gewalt und gleichsam der Mittelpunkt der welthistorischen Begebenheiten, die seit dem Jahre 1789 Europa erschüttert und die Umbildung des Staatslebens gefördert haben. Wir werden daher im ersten Kapitel handeln von der Entstehung der französischen Revolution und des französischen Revolutionskrieges (1789—1792); im zweiten von dem Fortgange der französischen Revolution und des französischen Revolutionskrieges bis zur Herrschaft Napoleons (1792—1799); im dritten von der Herrschaft und dem Sturze Napoleons (1799—1814); im vierten von der Restauration, die dem Sturze Napoleons folgte (1814—1830); worauf wir mit einem kurzen Ueberblicke der, dieser Zeit sich anreihenden Begebenheiten schließen werden.

Erstes Kapitel.

Entstehung der französischen Revolution und des Revolutionskrieges, 1789 — 1792.

I.
Entstehung der französischen Revolution.

Die französische Revolution, wichtig an sich und wichtig wegen ihres unermeßlichen Einflusses auf Frankreich, auf ganz Europa, auf viele aussereuropäische Völker und Länder, ja auf die Menschheit überhaupt *), — entstand aus den Verderbnissen des Hof- und Staatslebens, und aus dem bei fortgeschrittener Bildung entflammten Freiheitsgefühle.

Willkürlich herrschten in Frankreich, besonders seit Ludwig XIII. und seinem Richelieu, die Könige und deren Minister; verkäuflich waren die Gerichtsstellen, oft parteiisch in ihren Aussprüchen und grausam in ihren Strafen. Die persönliche Freiheit wurde durch willkürliche

*) Diese Andeutungen werden in der ersten Abhandlung des zweiten Abschnitts dieses Bandes weiter ausgeführt.

liche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) verletzt, die geistige Freiheit durch drückende Büchercensuren *); überall traten Vorrechte, hier des Klerus und Adels, dort einzelner Provinzen und Städte, ja selbst einzelner Zünfte drückend hervor, und hemmten die freie Entwickelung des Staatsbürgers. Rechte des Volkes oder des Bürger- und Bauernstandes wurden nicht anerkannt; ausgeschlossen war dieser dritte Stand von dem Besitze der Lehen, von Officierstellen, von Hof- und Staatswürden; bedrückt war er mit Frohndiensten, Zehnten und Lehnsgefällen; unterworfen war er eigennützigen Finanzpächtern und einer ungleichen Vertheilung der Staatslasten. Denn während fast zwei Drittel alles Grundes und Bodens in den Händen des Adels und Klerus sich befanden, war der Adel frei von der Hauptsteuer (taille) und konnte als Gutsherrschaft die Grundsteuer nnd andere Abgaben auf seine Gutsunterthanen zurückschieben; der Klerus hatte nur freiwillige Beiträge zu leisten; auch besaßen einzelne Landschaften (Pays d'état) das Vorrecht, eine bedungene Summe zu zahlen, und deren Vertheilung unter sich zu bestimmen. Der härteste Steuerdruck lastete also auf dem dritten Stande und auch auf diesem ungleich.

Solche Widrigkeiten, die auch in anderen Staaten Statt fanden, und während der Regierung Ludwigs XVI. nicht

*) Welchem argem Drucke das Bücherwesen in Frankreich vor dem Ausbruche der Revolution unterlag, ergibt sich aus dem Leben des edlen Malesherbes (in den Zeitgenossen Th. V., Abthl. 1. S. 84—95. Leipzig 1820), der unter Ludwig XV. und XVI. die Presse freier zu machen suchte, so wie er auch mit festem Muthe gegen die Ungerechtigkeit der geheimen Verhaftsbefehle eiferte.

nicht ärger waren als vor derselben, wurden in Frankreich bitterer als in andern Staaten empfunden, und gerade unter Ludwig XVI. stärker als sonst. Seit Ludwig XIV. war mit den Jansenistischen Streitigkeiten *) ein Untersuchungs= und Widerspruchsgeist in Frankreich erwacht, der gegen Thron und Altar sich hingerichtet hatte. Genährt und verstärkt wurde derselbe, zuerst durch die Parlamente, die, um sich dem englischen gleichzustellen, seit Ludwig XV., gleich als wären sie Stellvertreter der Nation, sich der Regierung entgegensetzten und das Volk zum Widerstande aufreizten; zweitens durch die Ausgelassenheit und Sittenlosigkeit im Hof= und Kirchenwesen, die der Prinz=Regent und sein Lehrer, der Cardinal Dubois, aufgebracht und Ludwig XV. und seine Maitressen fortgesetzt hatten; drittens durch geistreiche und vielgelesene Schriftsteller, die bald spielend und leichtsinnig das Heilige verspotteten, bald ernst und nachdrücklich die Gebrechen des Hof=, Staats= und Kirchenwesens aufdeckten. Unter diesen Umständen hatte jener Untersuchungs= und Widerspruchsgeist im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts eine Umänderung in der Denkart der Franzosen herbeigeführt: ihre vorige Gleichgiltigkeit gegen Regierungsangelegenheiten hatte sich in argwöhnisches Belauern und Besprechen derselben, und ihre vorige Ehrfurcht für den Thron und Altar in eine Geringschätzung beider umgewandelt. Wie hätten sie also die Gebrechen und Aergernisse,

*) Man sehe über die Jansenistischen Streitigkeiten diesen historischen Bildersaal V., 3, S. 265—281.

nisse, die sich im Hof-, Staats- und Kirchenwesen hervorthaten, fernerhin so ruhig als vorher ertragen können? Mußte nicht, wenn sie an Menschen- und Bürgerrechte ergreifend erinnert wurden, — und das geschah besonders während des nordamerikanischen Krieges, — bittrer Unmuth sie erfüllen, daß sie dieser Rechte ermangelten, daß sie der Willkür der Regierung bloßgestellt waren, daß sie, obschon Glieder Eines Staates, weder gleiche Gesetze, noch gleiche Rechte, noch gleiche Lasten hatten? Und mußte also nicht, da keine ihrer Klagen abgestellt wurde, eine Gährung unter ihnen entstehen, die bei ihrer Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit (einem Hauptzuge im Charakter der Franzosen!) zu einem gewaltsamen Ausbruch hinführte?

Zu diesen eigentlichen Ursachen der französischen Revolution kamen auch mitwirkende Umstände. — Erstens, unter denen, welche zu Stützen des Thrones und Altares dienen sollten, herrschte Zwiespalt. Mit Erbitterung sah der Landadel auf den Hofadel, von dem er zurückgesetzt wurde, und die niedrige, in Dürftigkeit lebende Geistlichkeit auf die höhere, die fern von Dienstgeschäften in Wohlstand und Ueppigkeit am Hofe praßte. Zweitens, selbst am Hofe herrschte nicht Eintracht, sondern Zwietracht; Parteiungen thaten sich hervor, die sich mit Argwohn belauerten, das Fassen und Ausführen kräftiger Beschlüsse hinderten, und dadurch Neuerungssüchtigen Vorschub leisteten. Drittens, der Ehr- und Herrschsucht der Franzosen schien eine

eine Regierung verächtlich, die Frankreich um Ansehn und Achtung im Auslande gebracht hatte, so daß die Theilung Polens (1772), und die Ueberwältigung Hollands (1787), ganz ohne Frankreich zu befragen oder zu berücksichtigen, erfolgt war. Viertens, seit dem Jahre 1774 saß ein Fürst auf dem Throne, Ludwig XVI. (geb. 1754, vermählt 1770 mit Marie Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia), der zwar wohlwollende und menschenfreundliche Gesinnungen hegte *); aber keineswegs Kraft hatte, den Thron gegen drohende Stürme zu sichern, vielmehr durch seine Schwäche zu Angriffen auf denselben reizte. Abhängig von fremden Eingebungen und darum den Ränken der Parteien, die ihn umlagerten, bloßgestellt, handelte er bald gegen seine Ueberzeugungen, bald gegen seine Versprechungen und verlor dadurch je länger je mehr an Achtung und Vertrauen.

Indessen wäre die Revolution vielleicht noch nicht hervorgetreten, hätte nicht die Zerrüttung der Finanzen Veranlassung zur Eröffnung einer Ständeversammlung, und diese Eröffnung Veranlassung zum Ausbruch der Revolution dargeboten.

Necker,

*) Selbst Bailly, der erste Präsident der ersten Nationalversammlung, sagt in seiner „Denkschrift eines Augenzeugen der franz. Revolution" (übersetzt von Weiland. Weimar 1805, S. 9): „In dem Charakter des Königs lag durchaus nichts Despotisches; er hat nie etwas anderes gewünscht als das Glück seines Volkes, und dieß war auch der einzige Vorwand, unter dem man ihn irre leiten konnte."

Necker, seit dem 25. Aug. 1788 Generaldirector der Finanzen, hatte den König beredet, zur Abhilfe der drückenden Finanznoth, eine allgemeine Versammlung der Stände, — die (1787) vom Parlamente, dann von mehreren Provinzen verlangt worden war, — zu genehmigen, und in derselben dem dritten Stande, durch den er in Hinsicht des Steuer- und Lehnswesens große Veränderungen zu bewirken hoffte, eine Doppelvertretung zukommen zu lassen *). Es waren daher (am 24. Jan. 1789) 300 Abgeordnete vom Klerus, 300 vom Adel und 600 vom dritten Stande einberufen worden. Diese kamen gegen Ende des Aprils in Versailles zusammen, und daselbst wurde am 5. Mai 1789 die Ständeversammlung von Ludwig XVI. unter großem Gepränge eröffnet.

Aber unter bedenklichen Umständen geschah dieß. Bedenklich war es, daß eine Ständeversammlung, dergleichen die Regierung im Vollgefühle ihrer Macht seit 1614 nicht gehalten hatte, jetzt in den Zeiten der Unruhe, Zwietracht und Widerspenstigkeit veranstaltet wurde; bedenklich, daß der dritte Stand, der eigentlich in Gährung war und zu hohen Forderungen sich anschickte, einen Vereinigungspunkt und eine Doppelvertretung erhielt; bedenklich, daß die Ständeversammlung zu Versailles Statt fand, also ganz in der Nähe der großen Hauptstadt, die, voll zündbaren Stoffes, leicht zu gewaltsamer Unterstützung revolutionärer Plane entflammt werden

*) S. histor. Bilderſaal, Th. V. 3, S. 47—53.

den konnte *). Schon die Ankündigung und Vorbereitung dieser Ständeversammlung hatte überall in Frankreich große Bewegungen erregt und dem Verlangen nach einer Wiedergeburt des Staates Vorschub geleistet: in manchen Landschaften, namentlich in der Dauphiné und Bretagne, hatte man auf Abschaffung der Privilegien gedrungen, und fast überall hatten sich bei den Wahlen der Abgeordneten Trennung der Stände und Forderungen an die Regierung hervorgethan. Wie vieles hatte also die Regierung von der Ständeversammlung zu fürchten! Nützen konnte ihr dieselbe nur, wenn sie dieselbe zu beherrschen im Stande war; aber dazu fehlte es ebensowohl an tüchtigen Ministern als an zweckmäßigen Vorkehrungen. Nicht einmal die Arbeiten, die Formen und der Gang der Berathschlagungen waren vorgeschrieben, und namentlich war die Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen gestimmt werden sollte, nicht gelöset. Wohl legte Necker in der Rede, die er bei der Eröffnung der Ständeversammlung hielt, Gegenstände der Berathschlagungen vor; wohl glaubte er voll eitlen Selbstvertrauens durch das Ansehn, das er sich erworben hatte, die Versammlung

*) Madame Campan (Memoires. Tom. II. p. 395) meldet: „Die Königin habe gewünscht, daß die Ständeversammlung fern von Paris gehalten werden möchte; Necker aber habe es durchgesetzt, daß Versailles für sie bestimmt wurde, wahrscheinlich weil er hoffte, daß Volksbewegungen zu Paris, die er leiten zu können wähnte, seinen Planen förderlich sein würden." — Eben so urtheilt Bailleul (kritische Untersuchungen über das Werk der Frau von Stael rc. übersetzt von Lindner. Stuttgart 1819, Th. I. S. 130).

lung und ihre Berathschlagungen leiten zu können; aber seine lange, drei Stunden ausfüllende Rede ermüdete die Aufmerksamkeit der Zuhörer, sein Plan für die Arbeiten der Ständeversammlung ließ vieles unerörtert, und seine Hoffnung, diese leiten zu können, hatte keinen Halt: gar bald mußte er erfahren, daß er ein Rad in Bewegung gesetzt hatte, dessen Umschwung zu beherrschen er nicht im Stande war. Männer traten ihm entgegen, die an Kraft, Kühnheit, Beredsamkeit und Volksthümlichkeit, auch an Verführungskünsten ihn übertrafen und des dritten Standes, dann auch der ganzen Versammlung sich zu bemeistern wußten. Zu solchen gehörten damals vornehmlich: Mirabeau, Sieyes, der Herzog von Orleans, Lafayette, Bailly, Männer, die, obschon verschieden an Sinnesart und Wirkungsweise, doch insgesammt auf Veränderungen des bürgerlichen Zustandes hinwirkten *).

Gleich nach Eröffnung der Ständeversammlung gerieth der dritte Stand wegen Untersuchung der Vollmachten und wegen der Art des Stimmens mit dem Klerus und Adel in Streit. Klerus und Adel verlangten, um ihre Vorrechte gegen die Doppelvertretung des dritten Standes zu sichern, daß die Vollmacht jedes Deputirten in der Versammlung seines Standes, nicht in der Versammlung aller Deputirten untersucht, und daß nach Ständen, nicht nach Köpfen gestimmt werden sollte. Das Ge-

*) Das Eigenthümliche dieser Männer wird unten in der zweiten Abhandlung des zweiten Abschnitts geschildert.

Gegentheil verlangte der dritte Stand, weil nur so seine Doppelvertretung ihm nützen oder ein Uebergewicht verschaffen konnte. Vergebens suchte der König den deshalb entstandenen Streit zu vermitteln: seine Vorstellungen drangen nicht ein; der Streit dauerte einen ganzen Monat hindurch, und je länger er dauerte, desto mehr erhitzte und trennte er die Parteien. Endlich nach fünf Wochen vergeblichen Streites that der dritte Stand, unter sich einig, schon durch einige Deputirte der niedern Geistlichkeit verstärkt und auf die Beihilfe des Volkes und seiner Anhänger in den Versammlungen der beiden andern Stände bauend, einen entscheidenden Schritt. Auf Vorschlag des Abbé Sieyes und unter dem Vorsitze des Astronomen Bailly, der selbst diese Vorgänge ausführlich geschildert hat *), erklärte er sich am 17. Juni 1789 als den eigentlichen Stellvertreter des französischen Volkes, legte seiner Versammlung den Namen Nationalversammlung **) bei, ausserhalb welcher kein Abgeordneter sein Amt zu üben befugt sei, und forderte Klerus und Adel nochmals auf, sich mit ihm zu vereinigen. Um aber auch seine Versammlung vor Auflösung und gewaltsamen

*) Bailly's Denkschrift der französischen Revolution rc. übersetzt von Weiland. Weimar 1805.

**) Assemblée nationale. Dieser Name, damals von Legrand vorgeschlagen, aber schon vor Eröffnung der Ständeversammlung aufgebracht (s. Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich rc. Leipzig 1828. Th. II. S. 224), war von großer Bedeutung. Er bezeichnete die Einheit der Staatsbürger und stellte, statt einzelner Stände, die Nation oder das Volk dem Throne gegenüber.

samen Maßregeln des Hofes zu sichern, beschloß er, daß die bisherigen Abgaben, wie unrechtmäßig sie auch wären, zwar für die Dauer der jetzigen Nationalversammlung bestehen, daß aber von dem Tage an, wo diese sich trennen würde, alle von ihr nicht neu bewilligten Abgaben sogleich aufhören und unter keiner Bedingung erhoben werden sollten. Und um endlich die Hoffnungen der Staatsgläubiger und die Wünsche des Volks an sich zu knüpfen, setzte er hinzu, daß er die Bezahlung der französischen Nationalschuld unter den Schutz der Ehre und Rechtlichkeit des französischen Volkes stelle, und mit Abhilfe des drückenden Getraidemangels sich auf das thätigste beschäftigen werde. — Dieser Schritt, durch welchen der dritte Stand aus seiner Beschränktheit heraustrat und die gesetzgebende Macht in Anspruch nahm, war die erste feierlich ausgesprochene Auflehnung gegen die hergebrachte Verfassung, und darum als Anfangspunkt der französischen Revolution zu betrachten. Die Erstürmung der Bastille (14. Jul. 1789), die man sonst als solchen betrachtete, weil sie das Hinsinken der alten Monarchie offenbar machte, war nur eine Folge dieses ersten großen Schrittes.

Wie einst die 95 Theses Luthers von Allen, die nach einer Reformation sich sehnten, mit Jubel empfangen und verbreitet wurden, so jetzt die Beschlüsse des dritten Standes von Allen, die eine Wiedergeburt Frankreichs wünschten. Die öffentliche Meinung kam ihnen entgegen, Begeisterung erhob sich für sie; mehrere von der niedern

Geist=

Geistlichkeit, und einige vom Adel traten schon jetzt ihnen bei, theils aus Haß gegen ihre höher gestellten Standesgenossen, theils aus Liebe für die neuen Freiheitsideen. Hierdurch fühlte sich die Versammlung des dritten Standes zu größerer Kühnheit ermuntert. Dagegen gerieth der Hofadel, der Minister Necker, ja auch der König in Schrecken und Zweifel. Der Hofadel fing an den dritten Stand, den er bisher mit Geringschätzigkeit betrachtet hatte, zu fürchten, glaubte aber doch, durch Entgegenstellung der königlichen Machtvollkommenheit ihn einschüchtern zu können, und trat darum mit dem Throne zusammen. Necker, der den dritten Stand bisher begünstigt hatte, sah ihn jetzt zu einer Selbstständigkeit aufstreben, die seiner Begünstigung nicht mehr bedurfte, und schwankte in der Fügsamkeit zwischen der Nationalversammlung und dem Throne. Noch weit weniger wußte der König bei seiner Schwäche, was er thun sollte. Noch war es ihm möglich, die Revolution zu beherrschen, statt von ihr beherrscht zu werden: hierzu mußte er sich an ihre Spitze stellen, die Vereinigung der Stände und das Stimmen nach Köpfen anbefehlen, und dem Staate eine neue Verfassung geben, statt sie von ihm zu erwarten. Aber von dieser Entschlossenheit weit entfernt, zeigte er sich nur als ein hin und her schwankendes Werkzeug derer, die ihn umgaben.

Angetrieben von der Adelspartei und der Königin, die ihn beherrschte, wollte er zunächst die Sitzungen und damit das Fortschreiten des dritten Standes hemmen.

Vergebens! Als die Deputirten dieses Standes am 20. Juni ihren gewöhnlichen Sammelplatz, den Reichssaal, verschlossen und bewacht fanden, begaben sie sich in das Ballhaus. Daselbst berathschlagten sie sich stehend (es fehlte an Tischen und Stühlen), und schwuren in lebhafter Aufregung, nicht auseinander zu gehen, bis eine neue Verfassung des Reichs festgesetzt wäre. Zwei Tage nachher (22. Jun.), als sie ihre Versammlung in der Ludwigs-Kirche hielten, vereinigten sich mit ihnen einhundert und acht und vierzig von der Geistlichkeit, denen zwei Deputirte des Adels aus der Dauphiné folgten. Darauf veranstaltete der König am 23. Juni eine Versammlung aller Stände im Reichssaale. Er selbst erschien in derselben, tadelte die obwaltende Zwietracht und die Anmaßlichkeit des dritten Standes, versprach eine Verbesserung der Reichsverfassung als ein Gnadengeschenk, und befahl den Deputirten, sich sogleich zu trennen, und am andern Morgen ihre Berathungen standweise fortzusetzen. Aber dieser Versuch, die beginnende Revolution durch das königliche Machtwort niederzudrücken, gelang nicht. Wohl ging der Adel und ein Theil des Klerus, sobald der König sich entfernt hatte, auseinander; aber der dritte Stand und die Mehrheit des Klerus blieb zusammen. Umsonst erinnerte sie der Ceremonienmeister, Marquis von Brézé, den Saal zu räumen; Mirabeau rief ihm zu: „Nur Bajonetten werden wir weichen!" und befeuerte die Versammelten zu dem Beschluß, „daß jeder königliche Diener, der sich an ihnen, den Abgeordne-

ten

ten der Nation, vergreifen würde, als Verbrecher der Nation verantwortlich sein sollte." Gewalt wurde gegen sie nicht angewendet; sie verließen daher erst, als es ihnen beliebte, den Saal.

Diese Kühnheit und Festigkeit des dritten Standes hatte wichtige Folgen. Das königliche Machtwort verlor seine Kraft; am folgenden Tage (24. Juni) trat die Mehrheit der Geistlichkeit, am 25. Juni der Herzog von Orleans mit 47 Deputirten vom Adel zur Nationalversammlung; vier Tage darauf (27. Juni) widerrief der König den vorigen Befehl und forderte Klerus und Adel auf, sich mit der Nationalversammlung zu vereinigen. So gelang es also dem dritten Stande, die Ständeversammlung zur Nationalversammlung, in welcher kein Standesunterschied galt, umzugestalten und die gesetzgebende Gewalt an sich zu bringen.

Aber dieser erste Sieg beschwichtigte nicht die innern Gährungen, sondern trieb zu neuen Kämpfen und Siegen. Ganz Frankreich theilte sich jetzt in eine demokratische und aristokratische Partei, und wie einerseits die Eifrer für Freiheit immer weiter gingen und, vereinigt mit den Anhängern des Herzogs von Orleans, den Pöbel, vorzüglich zu Paris, entflammten: so trug anderseits auch die Hofpartei zur Vermehrung innerer Zerrüttungen bei. Denn weit entfernt, von Anmaßungen und Vorrechten abzulassen und sich mit der Volkspartei gütlich zu vergleichen, versuchte sie jetzt einen militärischen Gewaltstreich. Sie beredete den König, zur Bezähmung

der

der Hauptstadt und zur Unterwerfung der Nationalversammlung ein Heer zusammenziehen, und Necker'n, der dem Hofe als Haupturheber aller obwaltenden Streitigkeiten galt, zu entlassen. Beides geschah. Ein Heer der in französischem Solde stehenden Schweizer, Deutschen und Irländer — denn schon konnte der Hof den eingebornen Soldaten nicht trauen — rückte unter den Befehlen des Marschalls von Broglie zwischen Versailles und Paris zusammen; Versailles selbst, wo Broglie sein Hauptquartier nahm, wurde stark besetzt, und Necker mußte am 11. Juli in aller Stille Hof und Reich verlassen. — Aber diese Maßregeln hatten ganz andre Wirkungen, als ihre Urheber erwartet hatten; sie riefen einen furchtbaren Sturm hervor, der für das Fortschreiten der Revolution entschied.

Kaum hatte man am 12. Juli Neckers Entlassung zu Paris vernommen, als im Palais-Royal ein tobender Aufstand sich erhob, der durch die Straßen der Hauptstadt sich hinwälzte und von den königlichen Truppen nicht gestillt werden konnte. Während desselben bildeten sich die Wähler der pariser Deputirten zu einem Bürgerrath (Municipalität) und errichteten eine Bürgermiliz oder Nationalgarde (13. Juli), um dem Pöbel die Waffen zu entwinden und das Fortleben der Freiheit zu fördern. Aber das Toben des Pöbels dauerte fort, und errang am folgenden Tage (14. Juli) mit der Einnahme der Bastille einen folgereichen Sieg *).

Diese

*) Die ausführliche Erzählung des hier Angedeuteten folgt unten in der dritten Abhandlung des zweiten Abschnitts.

Diese Vorgänge zu Paris, durch welche nicht nur die Obergewalt des Königs über seine Hauptstadt vernichtet, sondern auch das Volk zum Dienst der Nationalversammlung bewaffnet und zu vielen andern Gewaltthätigkeiten hingetrieben wurde, bestimmten den König zur Nachgiebigkeit. Am 15. Juli erklärte er in der Nationalversammlung, daß er den fremden Truppen Befehl zum Abzuge gegeben habe; am 16. Juli rief er Necker'n zurück und am 17. Juli begab er sich nach Paris, wo er durch ein willfähriges Benehmen so auf das Volk einwirkte, daß lauter Beifall ihm gezollt wurde. Aber die vorige Unterwürfigkeit kehrte nicht zurück; eine Aussöhnung der Parteien wurde nicht erwirkt; Argwohn, Anfeindung und Kampf dauerte fort.

Der Hof flößte kein Vertrauen ein. Denn auf den König konnte man bei seiner Charakterschwäche und seiner dem Volke feindseligen Umgebung sich nicht verlassen; und die Auswanderungen vieler Großen, — in der Nacht vom 16. zum 17. Juli flüchtete des Königs Bruder, der Graf von Artois mit seinen Söhnen, ferner drei Prinzen von Condé, der Herzog von Conti, die Familie Polignac, denen bald viele andre des Hofadels und der Hofgeistlichkeit nachfolgten, — erzeugten den Verdacht, daß die französischen Großen damit umgingen, einverstanden mit dem König, die Macht fremder Staaten zur Unterdrückung des französischen Volkes aufzuregen.

Doch so wenig wie das Volk zu dem Hofe, so wenig konnte auch der Hof zu dem Volke Vertrauen fassen.

Pa=

Paris blieb in Gährung, und obschon Bailly, als Maire, und Lafayette, als Oberbefehlshaber der Nationalgarde, Ruhe daselbst herzustellen suchten, brach doch wildes Toben und Blutvergießen häufig hervor. Aber noch weit erschreckender mußte es für den Hof sein, daß das Beispiel des Aufruhrs und Blutvergießens, das die Hauptstadt aufgestellt hatte, in ganz Frankreich Nachahmung fand. Ueberall, besonders in der Dauphiné und Bretagne, erhob sich jetzt der Pöbel zum Umsturz der bürgerlichen Ordnung, brachte Gesetze und Gerichte zum Schweigen, Handel, Erwerb und Steuerzahlung ins Stocken. Immer wüthiger zeigte er sich gegen den Hof oder die Aristokraten. Räuberhaufen, von ungenannten Aufhetzern geleitet, zogen umher, und unter dem Geschrei „Freiheit und Gleichheit" wurden königliche Beamte verjagt, Adelige und Geistliche ergriffen, gemißhandelt und getödtet, Schlösser und Klöster geplündert und zerstört, Erndten abgemäht und viele andere Ausschweifungen begangen. Wohl kamen an die Stelle der bisherigen Behörden neue Bürgergerichte und Bürgermilizen; doch wurde dadurch nur Gewalt und Regierung dem Throne entwunden, und eine neue Ordnung der Dinge vorbereitet, aber keineswegs Ruhe und Sicherheit hergestellt. Das Volk beharrte bei der aufgeregten Wildheit; die neuen Gerichte waren ohne Kraft, und die Bürgermilizen konnten oder mochten dem Toben der Leidenschaftlichkeit, von dem sie selbst ergriffen waren, nicht widerstehen.

Auch

Auch Necker, der als Prinzipalminister von Basel nach Versailles, wo er am 28. Juli eintraf, zurückgekehrt war, vermochte nicht, den obwaltenden Ausschweifungen und Zerrüttungen zu steuern. Zwar wurde er bei seiner Rückkehr nach Frankreich und als er am 29. Juli vor der Nationalversammlung, am 30. Juli zu Paris erschien, mit glänzenden Beifallsbezeigungen empfangen; aber er konnte sich nicht behaupten! Der König und die Hofpartei hatten kein Vertrauen zu ihm; die Nationalversammlung widerstrebte ihm, um nicht von einem Minister abhängig zu werden, und Mirabeau, voll Haß gegen ihn, arbeitete ihm allenthalben entgegen. Schon nach einem Jahre (8. Sept. 1790) sah er sich genöthigt, seine Ministerstelle niederzulegen und Frankreich wiederum zu verlassen.

Im größten Ansehn stand jetzt die Nationalversammlung! Sie hatte bei dem Hinsinken der Macht des Königs, wie die Gesetzgebung, so auch Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte an sich gezogen, und galt als die alleinherrschende Gewalt. An sie wendete sich, wer Hilfe und Schutz, oder Entscheidungen und Befehle suchte, sogar der König ließ sie durch seine Minister auffordern, den obwaltenden Unordnungen und Gräueln zu steuern. Sie selbst mußte die Nothwendigkeit der Ruhe und Ordnung empfinden, und einige ihrer Mitglieder drangen darauf, man möchte das Volk durch eine nachdrückliche Erklärung von Ausschweifungen zurückhalten. Doch da ihre Macht nur allein von dem Beistand des Volkes abhing,

hing, so scheute sie sich den Ausschweifungen desselben geradezu entgegen zu treten, ja sie entschuldigte diese als eine Vergeltung für lang erlittenes Unrecht. Erst am 10. Aug. faßte sie den Beschluß, daß Gemeindebehörden oder Ortsobrigkeiten für Handhabung der Ruhe und Ordnung, und Nationalgarden und Linientruppen für Beschützung der Bürger gegen Ruhestörer thätig sein sollten. Aber dieser Beschluß wirkte wenig; er wurde nicht mit Nachdruck unterstützt, und Worte allein können ein empörtes Volk nicht zur Ruhe bringen!

Inzwischen rückte sie ihrem Hauptziele, eine neue Verfassung emporzubringen, näher. Am 4. Aug. beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, die Menschen- und Bürgerrechte zur Grundlage derselben zu machen, oder eine Erklärung dieser Rechte, wie solche der nordamerikanische Freistaat aufgestellt und Lafayette am 11. Juli vorgelegt hatte, an die Spitze der neuen Verfassung zu stellen. Von diesem Gedanken wurde sie noch an diesem Tage zu vielen wichtigen und folgereichen Beschlüssen, für deren Vernunftmäßigkeit die Zeit sich erklärt hat, fortgetrieben.

Als am Abend des 4. Aug. von den Mitteln die Rede war, durch welche den obwaltenden Gräueln und Zerrüttungen gesteuert werden könnte, that der Vicomte de Noailles, ein Deputirter des Adels, Sohn eines reichen, adeligen Hauses, den Vorschlag, das Feudal- oder Lehnswesen, das am meisten zu wilden Ausschweifungen getrieben habe und den Menschen- und Bürgerrechten

geradezu entgegen sei, abzuschaffen, also alle Frohnen und persönliche Dienste aufzuheben, und hiermit zu erklären, daß ferner nicht Geburt, sondern Fähigkeit und Verdienst über Stellung und Ansehn im Staate entscheiden sollte. Dieser Vorschlag drang wie ein electrischer Schlag durch die ganze Versammlung; eine seltene Begeisterung erhob sich, und Adelige und Geistliche wetteiferten in Anerbietungen und Entsagungen, um Freiheit und Gleichheit, oder Menschen- und Bürgerrechte geltend zu machen. Vorgeschlagen und genehmigt wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft (man zählte damals, nach Bailly's Angabe, auf anderthalb Millionen Leibeigne in Frankreich!), der Herrschaftsgerichte, der Jagd-, Fisch- und Taubenhaus-Gerechtigkeiten, und die Ablösbarkeit der Zehnten oder die Verwandlung der Fruchtzehnten in Geldzins. Vorgeschlagen und genehmigt wurde die Gleichheit der Strafen und Abgaben für alle Staatsbürger, die gleiche Berechtigung Aller zu Kriegs- und Staatswürden, und die Aufhebung des Verkaufs obrigkeitlicher Stellen. Vorgeschlagen und genehmigt wurde die Vernichtung aller ohne Rechtsgrund ertheilten Gnadengehalte, so wie aller besondern Rechte, Freiheiten und Verfassungen einzelner Provinzen, Städte und Gemeinheiten: in ganz Frankreich sollte Ein Volk mit gleichen Rechten und gleichen Lasten bestehen! — Es war ein großer Moment, in welchem die Abgeordneten eines großen Volks für solche Ideen und Opfer entflammten und eine Saat ausstreuten, die einen neuen Aufschwung des Staatslebens

bens

bens herbeiführen mußte. Die Nationalversammlung selbst fühlte das Gewichtige dieses Augenblickes. Sie verordnete daher, das Abfassen dieser Beschlüsse durch ein Tedeum zu feiern und dem Könige, unter dem es erfolgt war, den Titel „Wiederhersteller der Freiheit Frankreichs" beizulegen.

Aber wie immer die Begeisterung im überraschen Hineilen zu ihrem Ziele Vieles unberücksichtigt läßt, auch wohl Widerrechtliches und Unhaltbares zu Tage fördert, dann wieder dem klügelnden Verstande und der engherzigen Leidenschaftlichkeit Platz macht: so geschah es auch hier. Viele wohlhergebrachte Rechte, selbst ausländischer (namentlich deutscher) Fürsten, wurden durch jene Beschlüsse verletzt; bald trat Bedenklichkeit über die Folgen ein; und als von der Abschaffung der geistlichen Zehnten die Rede war, erklärten die Geistlichen, vor allen der Abbé Sieyes, nicht ohne Rücksicht auf Standesvortheile, die Abschaffung dieser Zehnten würde eine Beraubung der Empfänger derselben sein. Doch die Mehrzahl blieb bei den gefaßten Beschlüssen, und am 20. Sept. genehmigte sie der König. Dagegen gestand ihm die Nationalversammlung, gleichsam zur Dankbarkeit für bezeigte Fügsamkeit, am 21. Sept. „ein suspendirendes Veto" für Gesetze, die nicht zur Constitution gehörten, zu, d. h. sie gab ihm das Recht, durch verweigerte Zustimmung die Giltigkeit der von der Nationalversammlung gegebenen Regulativgesetze auf vier Jahre zu hemmen, wogegen Gesetze, welche wesentliche Artikel der

der Verfassung ausmachten, auch ohne königliche Bestätigung giltig sein sollten. Auch wurde damals beschlossen, daß die Nationalversammlung beständig fortdauern, aber Eine Kammer bilden und alle zwei Jahre erneuert werden sollte.

Doch erst nach langem und heftigem Streite (28. Aug. — 20. Sept.) war man zu diesen Beschlüssen gelangt. Nur wo von Freiheit überhaupt, oder von Beschränkung der königlichen Gewalt die Rede war, stimmten alle Mitglieder der Nationalversammlung zusammen; aber wo es darauf ankam, die Freiheit zu sichern, die Grenzen der königlichen Gewalt zu bestimmen, oder die neue Verfassung Frankreichs einzurichten, trennten sie sich in Parteien, von denen die Eine eine gemäßigte Monarchie nach dem Muster der englischen, die Andere, die Republikanischgesinnte, eine Selbstherrschaft des Volkes erstrebte. Man nannte damals jene „Constitutionelle", späterhin „Aristokraten", diese „Demokraten." Als die Nationalversammlung nach Paris gekommen war, hießen jene die rechte, diese die linke Seite, weil letztere zur Linken, und erstere zur Rechten des Präsidentenstuhls ihren Platz gewählt hatten. Im heftigen Wortstreit wogten Monate lang beide Parteien auf und nieder, bis es endlich den Demokraten gelang, durch einen Aufstand das Uebergewicht über den König und die Constitutionellen zu erringen.

Aufgereizt durch die Partei der Demokraten und die Anhänger des Herzogs von Orleans, mit denen jene zusam-

sammenhielt, zogen am 5. Oct. Weiberhaufen mit Männern vermischt, dann große Schaaren der Nationalgarde unter Lafayette von Paris nach Versailles, um den König und die Nationalversammlung nach Paris zu versetzen. Beides gelang. Ein mörderischer Einbruch in's königliche Schloß (am 6. Oct.), der vielen von der königlichen Leibgarde das Leben kostete und die Königin selbst bedrohte, brachte den König in solches Gedränge, daß er noch an demselben Tage nach Paris zog und daselbst das Schloß der Tuilerien zu seinem Aufenthalte und die Nationalgarde zu seiner Bewachung annahm. Ihm folgte die Nationalversammlung, die während jener Stürme am 6. Oct. auf Mirabeaus Antrag erklärt hatte, „sie sei unzertrennlich von der Person des Königs." Am 19. Oct. eröffnete sie in der Reitbahn (nahe bei den Tuilerien) ihre Sitzung zu Paris *).

Diese Vorgänge, die den König zu einem Gefangenen und die Stellvertreter der Nation, wie ihn, von den Demokraten und deren Stützpunkt, dem Pöbel der Hauptstadt, abhängig machten, erregten selbst in der Mitte der Nationalversammlung, unter dem bessern Theil derselben, Erbitterung und Abscheu **). Ueber dreihundert Deputirte,

*) Ausführlich werden diese Begebenheiten dargestellt in der dritten Erzählung des zweiten Abschnitts dieses Bandes.

**) Bei einer Untersuchung über die Urheber des Aufstandes vom 5. u. 6. Oct., die dem Gerichtshofe des „Chatelet" übertragen wurde, kam schwerer Verdacht auf Mirabeau und den Herzog von Orleans. Doch letzterer wurde unter dem Scheine einer Gesandtschaft nach England entfernt (14. Oct.), wo er bis zum Jul. 1790 blieb, und erstrer wußte durch die Nationalversammlung die anhängige Untersuchung niederzuschlagen (10. Sept. 1790).

tirte, fürchtend, daß nun Frechheit die Freiheit zerstören möchte, verließen die Nationalversammlung, manche von ihnen auch Frankreich. Um so rascher kamen die Demokraten empor, und um so dreister setzten sie nun, ohne Berücksichtigung hergebrachter Rechte, Beschlüsse durch, die alles Bestehende erschütterten und den französischen Staat umgestalteten, dabei aber auch manches Heilsame schufen und zur weitern Entwickelung der Ideen über bürgerliche und politische Freiheit beitrugen.

Von diesen Beschlüssen führen wir folgende als die wichtigsten an. Am 4. Nov. beschloß die Nationalversammlung, daß das französische Gebiet in 83 Departements, jedes Departement (nach Bergen, oder Flüssen, oder Küsten benannt) in drei Districte, jeder District in drei Cantone, jeder Canton in fünf bis sechs Gemeinden oder Kirchspiele eingetheilt werden sollte. Der Hauptzweck dieser Eintheilung, die im März 1790 zur Ausführung kam, war, die Vorrechte einzelner Districte zu vernichten, die Schranken, die bisher das französische Volk getrennt hatten, niederzureißen und das aus verschiedenartigen Theilen bestehende Frankreich zu Einem Ganzen zu vereinen; sie diente aber auch zur Vertheilung der kirchlichen Sprengel, der bürgerlichen Abgaben, der Militärconscription und der Deputirtenwahlen. — Nicht minder wichtig war der Beschluß, den die Nationalversammlung nach dem Vorschlage Talleyrands, damals Bischofs zu Autun, am 2. Nov. faßte, daß, um den politischen Einfluß der Geistlichkeit zu beseitigen und dem Staatsschatze

aufzuhelfen, das Kirchengut eingezogen oder zur Verfügung der Nation gestellt, und diese dagegen zur Unterhaltung des Gottesdienstes und der Geistlichen verpflichtet sein sollte. Weiterhin (am 13. Febr. 1790) beschloß sie die Aufhebung aller geistlichen Orden und Klöster (die noch zurückbleibenden Mönche und Nonnen sollten pensionirt werden), drang (am 16. Apr.) auf Freigebung des Gottesdienstes, doch ohne etwas darüber zu entscheiden, und verlangte (am 19. Jun.), daß die Eintheilung der geistlichen Sprengel nach der Eintheilung in Departements umgeändert (oder für jedes Departement ein Bißthum hergestellt), daß die Wahl der Pfarrer und Bischöfe der Nation überlassen, und daß von den Geistlichen der Bürgereid geleistet werden sollte. (Man nannte dieß die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit). — Im Betreff der Finanznoth, die um so größer wurde, je weniger bei der allgemeinen Zerrüttung Steuern eingingen, wurden nicht nur Veränderungen der Auflagen angeordnet (so daß z. B. an die Stelle der Salzsteuer, la gabelle, eine Erhöhung der Grund= und Personensteuer kam), sondern auch (19. Dec.), was bedeutendere Hilfe versprach, daß, wie die Güter der Geistlichkeit, alle Domainen des Königs, mit Ausnahme einiger Schlösser und Forste, als ein Eigenthum der Nation eingezogen und dem Könige, als erstem Beamten der Nation, eine Civilliste oder ein jährliches Einkommen von 25 Millionen Livres, so wie der Königin ein Witwengehalt von 4 Mill. Livres und jedem Prinzen von Geblüte ein Jahrgehalt von 1 Mill.

Mill. Livres ausgesetzt sein sollte. Da man die eingezogenen Güter nicht sogleich veräußern wollte und konnte, und doch das Geldbedürfniß dringend war: so beschloß die Nationalversammlung (19. Dec.), ein Papiergeld aufzubringen, das Anweisungen (Assignationen) auf jene Güter enthielt und darum „Assignaten" genannt wurde. Diese Assignaten wurden nach einem Beschlusse vom 17. Apr. 1790 in ganz Frankreich als klingende Münze in Umlauf gesetzt; aber gar bald verloren sie das nöthige Vertrauen, weil keine Kasse vorhanden war, in welcher sie gegen baares Geld umgesetzt werden konnten, und weil sie mit dem Steigen der Geldnoth ins Unglaubliche vermehrt wurden. Doch dienten sie dazu, die, welche durch sie Nationalgüter an sich brachten, auf Seiten der Revolution zu erhalten. — Im Betreff des Gerichtswesens beschloß die Nationalversammlung schon am 9. Oct. mehrere Umänderungen; z. B., daß alle willkürliche Verhaftungen aufhören, daß Verhaftete binnen 24 Stunden verhört, daß Verhöre, Vertheidigungen und Entscheidungen öffentlich geschehen, die Confiscationen, oder Einziehungen des Vermögens verurtheilter Verbrecher, abgeschafft sein sollten. Die Parlamente wurden erst suspendirt (3. Nov.), dann (6. Sept. 1790) völlig aufgehoben. An die Stelle der bisherigen Gerichte sollte jedes Departement ein Criminalgericht, jeder District ein Civilgericht, jeder Canton ein Friedensgericht, jede Gemeinde eine Municipalität erhalten, und gleicher Gerichtsstand und gleiches Verfahren für alle Staatsbürger Statt finden. Das Begnadigungs-

recht

recht wurde (9. Jun. 1790) dem Könige abgesprochen. — Auch das Kriegswesen wurde nach den neuen Grundsätzen umgeändert. Im Febr. 1790 beschloß die Nationalversammlung, daß, obschon der König als Oberhaupt des Heeres zu betrachten sei, doch die Nation durch ihre Stellvertreter die Stärke, Unterhaltung und Ergänzung desselben, so wie die Gesetze über Verbrechen und Strafen und über die Aufnahme fremder Truppen zu bestimmen habe; der Stellenverkauf solle aufhören und jeder Staatsbürger zu jeder Militärstelle gelangen können; neben dem stehenden Heere, das zur Bekämpfung äußrer Feinde bestimmt sei, solle überall in Frankreich zur Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung eine gleichförmig eingerichtete Nationalgarde bestehen; Krieg und Frieden solle (nach einem Beschluß vom 24. Mai) von dem Könige wohl vorgeschlagen, aber von der Nationalversammlung beschlossen werden. Dabei erklärte sich die Nationalversammlung gegen jeden absichtlichen Eroberungskrieg, der eine Verletzung der Menschenrechte sei, und gab die Versicherung: „das französische Volk werde keine Eroberung machen und keines Volkes Freiheit antasten." — Späterhin, am 19. Jun. 1790, verfügte sie die Abschaffung des Erbadels, seiner Titel, Livreen und Wappen. Sie wollte hiermit die am 4. Aug. 1789 erfolgten Beschlüsse gegen das Lehnswesen vervollständigen und der am 5. Nov. 1789 aufgestellten Erklärung: „es gebe in Frankreich keinen Unterschied der Stände," Geltung verschaffen; aber sie verstärkte dadurch bei dem Adel, wie

vor=

vorher bei der Geistlichkeit, die Erbitterung gegen die Revolution.

Vorbereitet wurden diese und andre Beschlüsse in den Clubbs oder Gesellschaften, in denen Abgeordnete, Freiheitsfreunde oder Neuerungssüchtige, die Einfluß gewinnen wollten, zusammenkamen, um sich über das zu besprechen, was dem Staate Noth thue, oder in der Nationalversammlung vorgetragen werden sollte. Solche Clubbs waren schon in Versailles entstanden, so wie sich dort auch ein geheimer Ausschuß der Hofpartei bei der Gräfin Polignac gebildet hatte; aber ihre weitere Ausbildung erhielten sie in Paris. Der erste und berühmteste derselben war der Clubb Breton, zu Versailles gebildet durch die Abgeordneten aus der Bretagne, die, um einträchtig zu handeln, Privatzusammenkünfte veranstalteten, zu denen jedoch auch andre Abgeordnete Zutritt erhielten. Zu Paris, wo er das aufgehobene Dominicanerkloster St. Jacob in der Straße St. Honoré bezog, weshalb er den Namen Jacobinerclubb erhielt, erweiterte er sich zu einem Vereine nicht bloß republikanischgesinnter Abgeordneten, sondern auch andrer für Staatsveränderungen eifernder Bürger, und hielt seine Sitzungen öffentlich, um sich desto mehr als Mittelpunkt der öffentlichen Meinung darzustellen und wiederum auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Der Geist, der anfangs in ihm herrschte, war von dem, der sich späterhin seiner bemächtigte, verschieden. Anfangs scheint er nur Unterdrückung der aristokratischen Partei und Sicher-

stel=

stellung der Menschenrechte vor Augen gehabt zu haben; dann drang er auf Vernichtung des Königthums, zuletzt, nach stufenweis erhitzter Schwärmerei, auf Verbreitung des Schreckens oder auf gewaltthätige Unterdrückung jedes Widerstandes, der seinen Meinungen und Absichten sich entgegenstellte. Alle übrigen Clubbs mußten ihm weichen; auch der Clubb der Cordeliers (in der vormaligen Barfüßerkirche), der bloß aus Demokraten bestand, und der Clubb der Feuillants oder Gemäßigten, der auf Wiederherstellung der Ruhe und Sicherheit hinstrebte, selbst die Nationalversammlung verlor durch ihn an Ansehn und Freiheit. Solches Uebergewicht erlangten die Jacobiner theils durch ihre Entschlossenheit und Leidenschaftlichkeit, die sich mündlich und schriftlich in maßlosen, das Volk aufregenden Schmähungen ergoß, theils durch den Anhang, den sie sich unter dem Pöbel der Hauptstadt zu verschaffen wußten, theils durch die Filialclubbs oder Revolutionsgesellschaften, die, innerhalb und außerhalb Frankreichs von ihnen errichtet und unter ihre Leitung gestellt, ihren Ansichten und Bestrebungen Umlauf und Aufnahme verschafften.

Was vermochte dagegen der König? Immer mehr bedrängt von Anträgen und Beschlüssen, die ihm zuwider waren, hatte er bald nicht den Muth, auch nur Gegenvorstellungen zu erheben; und so billigte er öffentlich, was er im geheimen verwarf, oder genehmigte laut die Beschlüsse der Nationalversammlung, die seinen Gefühlen und Ueberzeugungen entgegen waren. Diese Unredlichkeit

keit blieb kein Geheimniß. Um so mehr suchte er sie zu verhüllen und das Ansehn zu gewinnen, als sei er den neuen Staatsveränderungen völlig zugethan. Freiwillig begab er sich am 4. Febr. 1790, begleitet von seinen Ministern, in die Nationalversammlung. Hier erklärte er stehend, während die Abgeordneten saßen, daß er die bisherigen Beschlüsse sammt den Grundsätzen, auf welche sie gebaut wären, anerkenne, daß er sie nach Kräften unterstützen, und daß er jeden Versuch, sie zu vernichten, als ein Verbrechen behandeln werde; dagegen möchte die Nationalversammlung sich mit ihm zur Herstellung der Ordnung und Ruhe vereinigen. Dank und Beifall folgte seiner Rede, und er ward von einer großen Volksmenge in die Tuilerien zurückbegleitet. Aber dieser Dank und Beifall hatte keinen Nachhalt; gar bald vertraute man dem Könige um so weniger, je mehr er Vertrauen erstrebte.

Indessen blieb sein Erscheinen und Reden nicht ohne Nachwirkung. Es regte die Nationalversammlung auf, augenblicklich Treue der Nation, dem Gesetze und dem Könige zu schwören, führte dann zur Idee eines Bürgereides und veranlaßte dadurch das große Bundesfest, das am 14. Jul. 1790 mit begeisternder Freiheits- und Vaterlandsliebe gefeiert wurde *). — Kein Tag glänzt in der Geschichte der französischen Revolution schöner hervor als dieser, der die edelsten Empfindungen des Menschen und Staatsbürgers entflammte und Viele, die bisher

**) Eine ausführliche Schilderung dieses großen Bundesfestes folgt in der vierten Erzählung des zweiten Abschnitts.

her der Revolution entgegen gewesen waren, derselben zuwendete. Aber die Begeisterung, die durch ihn entflammt worden war, hielt nicht lange an. Denn zu tief fühlte sich die Partei der Aristokraten gekränkt, und zu stürmisch war die Partei der Demokraten, als daß eine dauernde Aussöhnung Statt finden konnte. Ränke und Feindseligkeiten traten bald wieder hervor.

Den nächsten Anlaß hierzu gaben die Beschlüsse im Bezug auf den Klerus. Ueber diese Beschlüsse erbittert, suchte die Mehrzahl der Geistlichen das Volk aufzuwiegeln und schilderte auf Kanzeln und in Beichtstühlen die Einziehung der Kirchengüter als einen Raub, und die neue Eintheilung der Bißthümer und die dem Volke zugesprochene Wahl der Geistlichen als einen Eingriff in die Rechte der Kirche. Dem Könige selbst waren bei seinen religiösen Ansichten jene Beschlüsse ein Gräuel, und obschon er sie genehmiget, auch durch seinen Schwur am Bundesfeste bekräftiget hatte, wendete er sich doch, um sein Gewissen zu beruhigen, an den Pabst; der Pabst aber erklärte sich (am 10. März und 30. Apr. 1791) nachdrücklich gegen alle Umänderungen des französischen Kirchenwesens und namentlich gegen die Eidesleistung der Geistlichen. Ohne noch diese Erklärung abzuwarten, beschloß die Nationalversammlung (27. Nov. 1790), was der König gleichfalls genehmigte (26. Dec.), daß alle Geistlichen, wie jeder Staatsbürger, den Bürgereid leisten oder ihre Stellen aufgeben sollten. Die meisten von der niedern Geistlichkeit leisteten diesen Eid, aber

nur

nur vier Bischöfe und wenige Pfarrer. Darüber entstand eine Spaltung zwischen vereideten und unvereideten Priestern, die zur Entzündung des Bürgerkrieges vieles beitrug.

Indessen sann der König, während er fortfuhr, seine Zustimmung zu den neuen Beschlüssen zu geben, heimlich auf Flucht. Das Gerücht hiervon verbreitete sich, und er wurde, als er am 18. Apr. 1791 nach St. Cloud reisen wollte, vom Volke angehalten und zur Rückkehr in die Tuilerien gezwungen. Seine Entrüstung hierüber sprach er erst öffentlich aus, dann versteckte er sie, stellte sich beruhigt, entfernte aus seinen Umgebungen die unbeeidigten Priester, wie sehr auch sein Herz ihnen anhing, ließ den auswärtigen Mächten erklären, daß er vollkommene Freiheit genieße und der neuen Verfassung gänzlich zugethan sei, und schickte an den Prinzen von Condé den Befehl sogleich zurückzukehren. Doch im geheimen traf er Anstalten zu einer Flucht, die er in der Nacht vom 20. zum 21. Jun. 1791 mit seiner Familie unternahm. Glücklich kam sein Bruder, der Graf von Provence (nachmals Ludwig XVIII.), nach Brüssel; er aber wurde zu St. Menehould vom Postmeister Drouet erkannt, dann, auf Betrieb desselben, zu Varennes angehalten (in der Nacht vom 21. zum 22. Jun.) und hierauf am 25. Jun. nach Paris zurückgebracht *). Von nun an war alle Achtung vor ihm dahin! Denn wie stark schon seine Flucht gegen

*) Die ausführliche Schilderung der Flucht des Königs folgt in der fünften Erzählung des zweiten Abschnitts.

gegen ihn zeugte, so zeugte noch stärker gegen ihn eine zurückgelassene Denkschrift, in welcher er sich gegen die früher von ihm genehmigten und beschwornen Beschlüsse der Nationalversammlung erklärte. Er wurde daher strenge bewacht und eine Zeitlang der Regierung entsetzt, und schon brachte man die Abschaffung des Königthums in Vorschlag.

Doch zu Statten kam ihm der Streit der Parteien, und das Uebergewicht, das jetzt die Gemäßigten hatten. Auf Betrieb derselben wurde am 15. und 16. Jul. in der Nationalversammlung beschlossen, daß der König wegen seiner Flucht nicht angeklagt werden könne, weil diese keine Verletzung eines Gesetzes sei, und weil er der Aufforderung der Nationalversammlung zur Rückkehr sogleich Gehör gegeben habe. Vergebens verführten Jacobiner und Anhänger des Herzogs von Orleans (beide verschiedener Absichten wegen) den pariser Pöbel zu neuen Aufständen (16. und 17. Jul. 1791), durch welche die Absetzung des Königs bewirkt werden sollte: sie konnten ihre Plane noch nicht durchsetzen. Lafayette trieb, von der Nationalversammlung dazu beauftragt und von Bailly und der Nationalgarde unterstützt, die Aufrührer unter Blutvergießen aus einander *).

Die Mehrheit der Nationalversammlung war damals um so mehr für die Wiederherstellung des Königs, je

*) Damals soll zuerst der Name Sansculottes aufgekommen sein, der, wie die Jacobiner sagten, den Freund des Vaterlands, und, wie die Wirklichkeit zeigte, den Pöbel und dessen Vertreter bezeichnete.

je mehr sie wünschte, den zunehmenden Einfluß der Clubbs zu beschränken und mit Aufstellung der neuen Verfassung, die an das Fortdauern des Königthums geknüpft war, das nahe Ende ihrer Sitzungen zu krönen. Und dieß gelang ihr troß alles Gegenstrebens der Jacobiner und des Herzogs von Orleans. Am 3. Sept. 1791 wurde die neue Verfassung dem Könige vorgelegt, am 13. Sept. von ihm genehmigt, am 14. Sept. von ihm beschworen und am 18. Sept. im Namen der Nationalversammlung öffentlich bekannt gemacht.

Das Wesentliche dieser ersten Constitution war, daß Frankreich eine durch Demokratie (oder durch die Nationalversammlung) eingeschränkte Monarchie sein sollte, in welcher die gesetzgebende, gesetzausübende und richterliche Gewalt getrennt wären. Die gesetzgebende Gewalt, mithin die Quelle aller Macht oder die Souverainetät, sollte dem Volke zustehen und im Namen und Auftrage desselben einer Nationalversammlung von 747 Mitgliedern, die, vom Volke gewählt, Eine Kammer bildeten, auf zwei Jahre zusammenblieben und das Recht hätten, Gesetze zu geben, Auflagen zu bestimmen, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die gesetzausübende Gewalt sollte dem Könige verbleiben und dazu ein auf vier Jahre beschränktes Verweigerungsrecht (Veto), so wie der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und die Ernennung von sechs Ministern (für das Innere, für das Aeussere, für die Justiz, für die Finanzen, für das Kriegs-

Kriegs= und für das Seewesen). Der Thron sollte nach dem Rechte der Erstgeburt im männlichen Stamme des regierenden Hauses erblich, der König heilig und unverletzlich, die Minister aber insgesammt dem Volke oder dessen Vertretung, der Nationalversammlung, verantwortlich sein. Die richterliche Gewalt, von der gesetzgebenden und gesetzausübenden getrennt, sollte Richtern übertragen werden, die, auf eine bestimmte Zeit vom Volke gewählt, vom Könige eingesetzt würden. Civilsachen sollten in jedem Canton durch Friedensrichter, Criminalsachen in jedem Departement durch Geschwornengerichte behandelt werden; zu Paris sollte ein Cassationshof, an welchen von jenen Gerichten appellirt werden könnte, bestehen, und zu Orleans ein hohes Nationalgericht (haute cour nationale), das über Verbrechen gegen die Nation zu richten hätte. Die Verhandlungen der Gerichte, so wie der Nationalversammlung sollten öffentlich sein. — An der Spitze dieser Verfassung stand, wie am 4. Aug. 1789 beschlossen worden war, eine Erörterung der Menschen= und Bürgerrechte, an welche sich die Erklärung schloß, daß alle früheren Einrichtungen, die diesen Rechten entgegen wären, aufhören und dagegen Freiheit der Person, des Gottesdienstes und der Presse, Gleichheit vor dem Gesetze, Allgemeinheit der Besteuerung nach Maßgabe des Vermögens und Einkommens, gleiche Berechtigung zu allen Staatsämtern nach Maßgabe der Tugenden und Talente, und Sorge für öffentliche Almosen und

öffent=

öffentlichen Unterricht Statt finden sollte. — Man kann diese Verfassung tadeln und man hat sie getadelt, weil sie, aus Mißtrauen gegen den König, die Macht desselben niederdrückte, oder der gesetzausübenden Gewalt, gleich als wäre sie eine Gegnerin der gesetzgebenden, die Macht entriß, die ihr zukommen muß, um die Gesetze in Achtung zu erhalten; ferner, weil sie dem Volke, dessen Souverainetät sie anerkannte, nichts als das Wählen ließ, und dagegen der Nationalversammlung eine unumschränkte Gewalt zusprach; drittens, weil sie, allem Hergebrachten entgegen, frühere Rechte nicht beachtete; endlich weil sie die Rechte des Menschen und Bürgers an die Spitze stellte, ohne dabei die Pflichten des Menschen und Bürgers einzuschärfen. Aber man muß auch bemerken, daß sie der erste Versuch im neuen Europa war, an die Stelle des absoluten Königthums das constitutionelle zu bringen, die Herrschaft der Willkür durch die Herrschaft des Gesetzes zu verdrängen, und Freiheit und erbliche Monarchie zu vereinigen. Alle liberalen Verfassungen, die nach ihr in Europa aufgekommen sind, und selbst die noch bestehende Verfassung Frankreichs, sind auf die Grundlagen erbaut, von denen sie ausging, und die sie dadurch andeutete, daß sie die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte voraus schickte. Freilich hat sie sich nicht bewährt: sie hat bald einer andern weichen müssen; aber der Grund hiervon lag nicht in ihr selbst, sondern in dem damaligen Freiheitsschwindel der Franzosen, der die Richtung nach einer

Re-

Republik genommen hatte, in den Parteikämpfen, die dieser Schwindel erzeugte, und in dem Kriege, der sie und das Streben nach Freiheit überhaupt zu vernichten suchte.

Mit ihrer Aufstellung und Bekanntmachung endigte die erste oder die verfassunggebende Nationalversammlung. Am 30. Sept. 1791 schloß sie ihre Sitzungen und an ihre Stelle trat gleich am folgenden Tage (1. Oct.), unberufen vom Könige, eine zweite, die gesetzgebende (Assemblée legislative) genannt. Ihre Bestimmung war, die neue Verfassung durch passende Gesetze und Einrichtungen zur Ausführung zu bringen, nicht aber, sie abzuändern oder gar umzustoßen. Ganz unzweckmäßig war es daher, daß (laut einer Anordnung vom 16. Mai 1791) kein einziger der bisherigen Deputirten in die neue Nationalversammlung aufgenommen wurde. Denn nun füllte sie sich mit Mitgliedern, die, weit entfernt die neue Verfassung zu erhalten und fortzubilden, die Revolution weiter zu führen, oder eine Volksherrschaft aufzustellen suchten, und bei solchen Bestrebungen den Ausbruch des Krieges beschleunigten, der auf lange Jahre Europa erschütterte.

II. Entstehung des Revolutionskrieges.

Dieser Krieg, — nicht, wie die bisherigen, ein Krieg der Könige gegen Könige aus diplomatischen Reibungen oder ländersüchtigen Absichten, sondern ein Krieg der Könige gegen Völker und politische Ideen, — hatte allerdings

dings seinen Grund in der Revolution, von welcher er den Namen trägt; doch entstand er nicht bloß aus dem Drängen und Treiben der Demokraten in Frankreich, sondern auch aus dem Drängen und Treiben der von dort ausgewanderten und der dort zurückgebliebenen Hof- und Adelspartei. Denn wie einerseits die Demokraten in Frankreich durch Eingriffe in Andrer Rechte und durch Verhöhnungen der Könige und Fürsten gleichsam zum Kriege herausforderten: so schürte auch die Hof- und Adelspartei in und außerhalb Frankreich einen Krieg an, der nach ihrer Meinung das Neue unterdrücken und das Alte erneuern sollte. Und auf ihre Einflüsterungen hörten Könige und Fürsten, theils aus schmerzlicher Theilnahme an den Bedrängnissen ihres Standesgenossen, des unglücklichen Ludwigs, theils aus ängstlicher Besorgniß, es möchten die Meinungen und Bestrebungen, die in Frankreich hervorgetreten waren, auch unter ihren Völkern Eingang finden.

Zuerst erklärte sich gegen die französische Revolution der König von Schweden Gustav III. (im Jun. 1791), er, der selbst einst eine Revolution erwirkt hatte; dann der König von Spanien Karl IV. (im Jul. 1791), der damals zwar nicht mit Frankreich brechen wollte, aber auch seinen Unwillen gegen dasselbe nicht zurückhalten konnte; ferner die Kaiserin Katharina II. (im Aug. 1791), die sich mit Schweden gegen Frankreich verbündete und die Ausgewanderten mit Rath und Geld unterstützte. Auch der Pabst Pius VI. erhob laute Be-

schwerden nicht bloß über die Umänderungen des Kirchenwesens, sondern auch über die Einziehung seines Besitzthums, der Grafschaften Avignon und Venaissin, die Frankreich (am 14. Sept. 1791) nach furchtbaren Gewaltthaten an sich gerissen hatte. Doch wirksame Veranstaltungen gegen die französische Revolution traf zuerst Kaiser Leopold II.

Einen rechtlichen Grund hierzu gab ihm die Verletzung, die mehrere deutsche Fürsten, denen in Elsaß, Franche-Comté und Lothringen Besitzungen und Rechte zustanden, durch die Aufhebung der Feudalrechte und die Eintheilung Frankreichs in 83 Departements erlitten hatten. Als Kaiser verbunden, die Gerechtsame derselben zu beschirmen, that er (14. Dec. 1790) dem König von Frankreich deshalb Vorstellungen. Vergebens! Ihm wurde unter dem Einfluß der Nationalversammlung geantwortet: „diese Sache gehe nicht das deutsche Reich an, sondern bloß die betheiligten Fürsten und mit diesen wolle man sich abfinden." — Noch mehr als diese Verweigerung des Rechts mochte das Zuflüstern und Aufwiegeln der Ausgewanderten den deutschen Kaiser gegen die französische Revolution aufregen. Erst zu Turin, dann zu Coblenz, — dort unter dem Schutze des Königs von Sardinien, hier unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier, — erhoben die französischen Prinzen, die sich mit der Mehrzahl der Ausgewanderten zu einem, wie sie es nannten, „auswärtigen Frankreich" vereinigten, laute Klagen über die Revolution und dringende Bitten um Beistand

zur

zur Wiederherstellung der vorigen Verfassung Frankreichs. — Endlich mußte auch das Mitleid mit den Bedrängnissen und Leiden seines Schwagers Ludwigs XVI. und seiner Schwester Marie Antoinette, so wie der Gedanke, daß die Erschütterung des französischen Thrones bei der Volksstimmung, die sie vorfand und anregte, eine Erschütterung aller Thronen oder einen Umsturz aller bestehenden Ordnungen nach sich ziehen könnte, den Kaiser mit Unwillen gegen die Vorgänge in Frankreich erfüllen.

Unter solchen Umständen berücksichtigte er nicht länger das seit dem siebenjährigen Kriege (1. Mai 1756) zwischen Frankreich und Oestreich bestehende Bündniß. Er versprach zu Mantua (20. Mai 1791) dem Grafen von Artois und dem Minister Calonne nahe Hilfe, erließ dann zu Padua (6. Jul.) ein Rundschreiben an die europäischen Höfe, in welchem er sie zu gemeinsamen Maßregeln im Betreff Frankreichs ermunterte, und vereinigte sich mit dem Könige von Preußen (27. Aug.) zu Pillnitz, wohin auch der Graf von Artois kam, zu der Erklärung: „Oestreich und Preußen wolle gemeinschaftlich dahin arbeiten, daß der König von Frankreich in den Stand gesetzt werde, mit völliger Freiheit die Grundlagen einer monarchischen Regierung, welche den Rechten des Souverains und dem Wohle der Nation gleich angemessen sei, zu befestigen." Der Graf von Artois und sein Bruder, der Graf von Provence, beeilten sich, diese Erklärung (an welcher Kursachsen keinen Antheil nahm) schleunigst bekannt zu machen, um dadurch deren Durchführung zu be-

schleunigen. Doch Kaiser Leopold scheute den Krieg mit einem revolutionirten Volke und fand noch andre Ursache zum Zögern, als Ludwig XVI. die neue Verfassung angenommen und beschworen hatte. Er setzte daher seine Unterhandlungen mit Frankreich fort.

Den Machthabern daselbst mißfiel sein Einmischen in ihre Angelegenheiten; sie erklärten es für eine Verletzung der Unabhängigkeit Frankreichs; sie fragten: „ob „fremden Staatsoberhäuptern es zustehe, dem französi„schen Volke das Recht zu bestreiten, sich eine Verfassung „zu geben? ob sie, weil sie unfreie Unterthanen hätten, „es hindern dürften, daß sonstwo freie Menschen wären? „ob man behaupten könne, es sei erlaubt, Sklaverei zu „verbreiten, und strafwürdig, die Freiheit auszudeh„nen?" *). Sie behaupteten endlich, Frankreich werde auch dadurch beleidigt, daß die Ausgewanderten (deren Zahl am Ende des Jahres 1791 auf 40,000 gestiegen war) in Deutschland nicht nur Schutz fänden, sondern auch Begünstigung, mit den Mächten Europas zu unterhandeln und zu Ettenheim, Worms und Coblenz, also nahe an den französischen Grenzen, zahlreiche Heere aufzustellen.

Doch bei solchen Klagen blieb es nicht. Kaum hatte die zweite Nationalversammlung ihre Sitzungen eröffnet, als sie von Ludwig XVI. verlangte (9. Nov.), er sollte den

*) Man sehe die von Condorcet aufgestellte Erklärung vom 20. Apr. 1792. Sie steht vollständig in Thiers Geschichte der französ. Staatsumwälzung, übersetzt von Mohl. Tübingen 1825. Th. II, S. 232.

den Kaiser Leopold auffordern, über die Verabredungen zu Pillnitz Rechenschaft zu geben und den Ausgewanderten Schutz und Vorschub zu entziehen. Hierauf begab sich Ludwig am 14. Dec. in die Nationalversammlung und erklärte: „er habe bereits dem Kurfürsten von Trier angezeigt, ihn als Feind Frankreichs zu betrachten, wofern er nicht den Rüstungen der Ausgewanderten bis zum 15. Jan. 1792 gesteuert hätte; auch werde er den Kaiser ersuchen, diese und andre Rüstungen zu hintertreiben; falls dieß keinen Eindruck mache, werde er den Krieg in Vorschlag bringen." Unmittelbar darauf machte der Kriegsminister Narbonne bekannt: der König wolle, daß ein Heer von 150,000 Mann am Rhein zusammengezogen, und Rochambeau, Luckner und Lafayette zu Oberbefehlshabern desselben ernannt werden sollten. Doch dieß war der Nationalversammlung nicht genug. Sie beschloß am 1. Jan. 1792, daß die ausgewanderten Prinzen als Hochverräther in Anklagestand versetzt werden sollten; ferner erklärte sie den ältesten Bruder des Königs, den Grafen von Provence, da er nach geschehener Aufforderung nicht zurückgekehrt sei, seines Rechts auf die Regentschaft verlustig, und verlangte am 25. Jan., daß Kaiser Leopold bis zum 1. März über seine Maßregeln gegen Frankreich sich bestimmt erklären solle, widrigenfalls der Krieg gegen ihn entschieden sei.

Dagegen schloß Oestreich, auf den Grund der zu Pillnitz getroffenen Verabredungen, (am 7. Febr. 1792) mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß, das auch für

andre Mächte offen gehalten wurde, und übergab dem französischen Gesandten zu Wien (19. Febr.) ein Schreiben voll bittrer Beschwerden über Frankreich. Der Tod des Kaisers Leopold (am 1. März) änderte nichts in diesen Verhandlungen. Denn Leopolds Sohn und Nachfolger Franz (geb. 1768, damals erst 24 Jahr alt) beharrte bei dessen Gesinnungen und ließ, als der französische Gesandte zu Wien (am 11. März) auf Einstellung aller Verbindungen und Rüstungen gegen Frankreich drang, unter dem 18. März durch den Hof- und Staatskanzler, Fürsten Kaunitz, antworten, daß solche nicht eher abgestellt werden könnten, als bis Frankreich aus seiner dermaligen Zerrüttung zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt und die wüthige und blutdürstige Partei der Jacobiner unterdrückt sei.

Nach solcher Antwort erfolgte von Seiten Frankreichs die Kriegserklärung. Am 20. April erschien Ludwig XVI., begleitet von seinen Ministern, in der Nationalversammlung und ließ durch Dumouriez, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, auf Krieg gegen den König von Ungern und Böhmen *) antragen. Er selbst fügte hinzu, daß er alle Mittel zur Erhaltung des Friedens erschöpft habe. Hierauf verließ er die Versammlung, die nun den Krieg gegen Oestreich beschloß, „weil dasselbe die ausgewanderten Franzosen gegen Frankreich unter-

*) Man gebrauchte diesen Ausdruck, theils um Oestreich vom deutschen Reiche zu trennen, theils weil Franz II. damals noch nicht zum deutschen Kaiser erwählt worden war, was erst am 5. Jul. 1792 geschah.

unterstützt, Bündnisse gegen die Unabhängigkeit und Sicherheit des französischen Volkes veranlaßt, Kriegsrüstungen betrieben und auf die Entschädigungen nicht geachtet habe, die den verletzten deutschen Fürsten von Frankreich angeboten worden wären." Wiederholt wurde dabei die Erklärung, „daß das französische Volk auf jede Eroberung Verzicht leiste und nur nach Freiheit und Unabhängigkeit verlange." — Auf solche Art entbrannte der langdauernde und sturmvolle Revolutionskrieg!

Zweites Kapitel.

Von dem Ausbruche des Revolutionskrieges bis zu Napoleons Herrschaft. 1795 — 1799.

1) Ausbruch und Gang des Revolutionskrieges während des Jahres 1792.

Am 28. April des Jahres 1792 begann der Revolutionskrieg mit einem Einfall der Franzosen in die östreichischen Niederlande. Dort waren wenige Truppen und lebendiger Unwille gegen Oestreich; gleichwohl begann der Krieg auf eine Weise, welche die Hoffnungen der verbündeten Mächte und die Träume und Vorspiegelungen der Ausgewanderten zu bewähren schien. Die Heerhaufen, die unter Rochambeau in die Niederlande einfielen,

len, geriethen bei dem ersten Zusammentreffen mit den Oestreichern (bei Mons und Tournay) in Schrecken; sie flohen, fast ohne Widerstand zu leisten; einige Regimenter gingen zu den Ausgewanderten über, und Rochambeau, über ihr eben so feiges als rohes Betragen erbittert, legte den Oberbefehl nieder. Aehnliches begegnete dem ergrauten Luckner. Er fiel in das östreichische Flandern, fand aber nicht die dort erwartete Unterstützung und wurde von den Oestreichern genöthigt, sich zurückzuziehen (30. Jun.). Auch Lafayette, der von Metz aus über die Grenze gegangen war, um Namur zu erobern, mußte zurückweichen, und konnte höchstens den noch schwachen Feind an den Grenzen aufhalten. Um nicht das Opfer der ihn hassenden Jacobiner zu werden, verließ er am 19. Aug. Heer und Vaterland *).

Noch trüber wurden die Aussichten, als auch Preußen, in Folge seines Bündnisses mit Oestreich, 50,000 Mann, an welche sich hessen-casselsche Truppen anschlossen, im Jun. 1792 gegen Frankreich absendete. Nach einer zwischen dem Kaiser Franz und dem Könige Friedrich Wilhelm zu Mainz (19—21. Jul.) Statt gefundenen Verabredung trat Preußen an die Spitze der Verbindung; der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, seit dem siebenjährigen Krieg als Feldherr und seit 1787 als Ueberwältiger der aufrührerischen Holländer geprie-
sen,

*) Das Nähere über Lafayette's Flucht ist in der zweiten Abhandlung des zweiten Abschnitts angegeben.

sen, erhielt den Oberbefehl; und zu Coblenz erschien ein von diesem (am 25. Jul.) unterzeichnetes „Manifest an die Einwohner Frankreichs," das erstens die Erklärung enthielt, der König von Preußen habe mit seinen Verbündeten die Waffen ergriffen, nicht um Eroberungen zu machen und sich in die innere Regierung Frankreichs zu mischen, sondern um der Gesetzlosigkeit daselbst zu steuern und den König Ludwig zu befreien; dann die Drohung, alle Franzosen, die es wagen würden, sich den Truppen der Verbündeten entgegen zu stellen, sollten nach der Strenge des Kriegsrechts bestraft und ihre Häuser dem Erdboden gleichgemacht werden; über Paris aber sollte gänzliche Zerstörung kommen, wofern es gegen den König und dessen Familie irgend eine Gewaltthätigkeit verüben würde. Dieß Manifest, voll Widersprüche und Vermessenheit, erbitterte die Franzosen statt sie zu schrecken, beschleunigte den Untergang des Königthums und erregte erst den Grimm, dann den Hohn der Franzosen, als dessen hochfahrende Worte nicht von entsprechenden Thaten begleitet wurden *).

Zwar erregten die Preußen sammt ihren Verbündeten

*) Daß dieses Manifest (vollständig in Girtanners hist. Nachrichten, Th. VIII. S. 487 ff.) nicht vom Herzoge von Braunschweig, sondern von einem französischen Emigranten herrührte (man nennt den vormaligen Kanzler des Herzogs von Orleans als Verfasser desselben), ist schon darum glaubhaft, weil es ganz dem Schreiben nachgebildet ist, das der franz. General Bouillé nach der Flucht des Königs am 26. Jun. 1791 an die Nationalversammlung erließ. (Man sehe dasselbe bei Girtanner VI. 113 f.)

ten anfangs Schrecken, als sie am 19. Aug. über Trier und Luxemburg in Frankreich eindrangen: sie trieben die französischen Heerhaufen, auf die sie stießen, zurück, belasteten den französischen Boden mit Kriegsdrangsalen *), eroberten Longwy (23. Aug.), Verdun (2. Sept.), und rückten, während die Oestreicher Thionville belagerten, in die Champagne, um nach Paris zu kommen. Aber bald wendete sich das Kriegsglück, und es zeigte sich, wie die Revolution mit den wildesten Leidenschaften auch die kühnsten Kraftanstrengungen, mit dem Gefühl für Freiheit auch das Gefühl für Nationalehre, mit der Berechtigung aller Staatsbürger zu allen Würden auch das Hervortreten zurückgehaltener Talente erweckte und wirksam machte.

Nur bis zu den Argonnen konnten die Preußen vordringen! Dumouriez, ein kühner und gewandter Feldherr, der an Luckners Stelle Obergeneral geworden war, rückte von Sedan nach den Argonnen, besetzte daselbst die wichtigsten Pässe zwischen der Maas und Aisne und zog auch den General Kellermann herbei. Dieser, der an Lafayette's Stelle gekommen war, stellte sich auf den Höhen

*) Göthe, der im Gefolge des Herzogs von Weimar diesem Feldzuge beiwohnte, sagt (Aus meinem Leben. Zweite Abtheilung, zweiter Theil. Tübingen 1822, S. 31): „die Preußen und Oestreicher „requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons „drucken lassen, die der Commandirende unterzeichnete, und derjenige, „der sie in Händen hatte, nach Belieben ausfüllte: Ludwig XVI. „sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifeste nichts so sehr „gegen das Königthum aufgehetzt, als diese Behandlungsart."

Höhen von Valmy den Preußen entgegen, und bewirkte durch seine Ausdauer in der heftigen Kanonade bei Valmy (20. Sept.), daß die Preußen nicht nur vom weitern Vordringen abgehalten, sondern auch zum Rückzug genöthiget wurden. Am 30. Sept. fingen sie, nach Unterhandlungen mit den Franzosen, diesen Rückzug an. Großes Unglück begleitete ihn. Beständige Regengüsse mit Kälte traten ein, dazu Mangel an Brod und trinkbarem Wasser, ferner Seuchen, vermehrt durch den Genuß unreifer Trauben, so daß das preußische Heer geschwächt, erschöpft und entmuthiget aus der Champagne nach Coblenz kam (23. Oct.), wo es über den Rhein setzte *).

Indessen hatten sich die Franzosen, denen Verdun (am 13. Oct.) und Longwy (am 23. Oct.) von den Preußen zurückgegeben wurde, von der Champagne wieder nach den östreichischen Niederlanden hingewendet. Jetzt erreichten sie hier ihre Absicht. In einer zweitägigen Schlacht bei Jemappe (unweit Mons, 5. und 6. Nov.) gewannen sie unter Dumouriez über die östreichischen Generale, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und den Grafen von Clairfait, einen entscheidenden Sieg, worauf sie Belgien, mit Ausnahme der Festungen Luxemburg und Mastricht, ferner auch das Bißthum Lüttich, die Reichsstadt Aachen und das preußische Geldern einnahmen, die Oestreicher sich aber durch Aachen und Cöln über den Rhein zurückzogen.

Nicht

*) Die Kanonade von Valmy und die Schrecken des Rückzugs des preußischen Heeres schildert Göthe am angef. Orte, S. 87—223.

Nicht minder glänzend war ein Streifzug, den, als nach dem unglücklichen Feldzuge der Preußen der Mittelrhein von Truppen entblößt war, der Befehlshaber zu Landau, Custine, unternahm. Er brach im Sept. aus Landau mit 17,000 Mann hervor, nahm Speier ein am 30. Sept., Worms am 3. Oct. und am 21. Oct. durch Ueberraschung und Verrath die wichtige Festung Mainz; ja er ging sogar über den Rhein und besetzte (22. Oct.) Frankfurt, das anderthalb Millionen Thaler zahlen mußte. Aber während er, beschäftigt mit Verbreitung revolutionärer Bewegungen (die besonders zu Mainz sich erhoben), die nöthige Umsicht versäumte und durch Brandschatzungen Unwillen erregte, geschah seinen Unternehmungen Einhalt. Preußen und Hessen rückten von Ehrenbreitstein herbei, eroberten am 2. Dec. Frankfurt und trieben den General Custine mit dem Reste seiner Truppen nach Mainz zurück.

Noch ehe dieß geschah, war von den Franzosen an der südöstlichen Grenze gegen den König von Sardinien, der den Gegnern Frankreichs sich angeschlossen hatte, ein Angriff unternommen worden. Auch hier waren sie glücklich. Ihr General Montesquiou bemeisterte sich fast ohne Schwertschlag Savoyens (24. Sept.) und dessen Unterfeldherr Anselme, von einem Geschwader unterstützt, der Grafschaft Nizza (28. Sept.), worauf beide Länder, — Savoyen als Departement des Montblanc am 27. Nov. und Nizza als Departement der Seealpen am 31. Jan. 1793, — zu Frankreich gezogen wurden.

2)

2) Vorgänge im Innern vom Oct. 1791 bis zum Dec. 1793.

Während auf solche Weise im Jahre 1792 der Krieg nach Aussen geführt wurde, wurde im Innern die neue Verfassung vernichtet, der Thron umgestürzt, eine Republik errichtet, und damit die Hinrichtung des Königs und die Aufstellung einer Schreckensregierung herbeigeführt. Wie dieß alles geschah, soll hier erörtert werden.

Die neue Verfassung befriedigte nicht. Durch sie glaubten die Royalisten zu viel verloren, die Demokraten zu wenig gewonnen zu haben. Während nun jene ihrer Ausführung Hindernisse entgegenstellten und auswärtige Staaten zu ihrer Unterdrückung aufreizten, suchten diese die Revolution weiter zu führen oder eine Republik zu errichten, wähnend, daß Freiheit nur in und mit einer Republik bestehen könne. Der König selbst äußerte eine willenlose Hingebung, stand aber heimlich in Einverständnissen mit den Feinden Frankreichs und hoffte durch diese zu seiner vorigen Macht zurückgeführt zu werden. Auch die zweite oder gesetzgebende Nationalversammlung war ohne feste und durchgreifende Liebe zur neuen Verfassung. Wohl gab es in ihr Abgeordnete, die aus Ueberzeugung und Pflicht sich ihrer annahmen und sie zu befestigen suchten; aber ihnen war die Mehrzahl entgegen, die, bestehend aus Jacobinern und Girondisten (d. i. Abgeordneten der Gironde), an die Stelle des constitutionellen Königthums eine Republik zu bringen strebte. Ihren Stützpunkt hatten die Republikanisch-Gesinnten im Jacobiner-

clubb,

clubb, der jetzt eine Begutachtung der Verhandlungen und Beschlüsse der Nationalversammlung sich anmaßte und nur solche durchgehen ließ, die zum Umsturz des Königthums und zur Errichtung einer Republik hinführen mußten. Auch ließen sie es an andern Mitteln zur Erreichung ihrer Absichten nicht fehlen. Sie brachten die einflußreichsten Stellen an sich, überhäuften die Anhänger der neuen Verfassung mit Schmähungen und Anklagen, verdrängten die wohlhabende Bürgerklasse, die für verfassungsmäßige Ordnung war, aus den Nationalgarden, und riefen dagegen den Pöbel, den sie gegen den König und die neue Verfassung aufreizten, zu den Waffen. Um den König verächtlich und verhaßt zu machen, stritten sie ihm die Titel „Sire und Majestät" ab, schilderten ihn als einen Feind des Volkes, nöthigten ihm Minister auf, die ihm verhaßt waren, und stellten ihn den Angriffen des Pöbels bloß, indem sie ihm die durch die Constitution zugesprochene Leibwache entzogen und ihn durch Beschlüsse, die seinen Gesinnungen entgegen waren, aufreizten, von seinem, dem Volke verhaßten Verweigerungsrechte Gebrauch zu machen. Und sie erreichten, was sie beabsichtigten: ihr Verfahren zog den Umsturz des Königthums und der neuen Verfassung herbei.

Am 30. Mai 1792 hatte die Nationalversammlung den Beschluß gefaßt, daß die widerspenstigen Priester verhaftet und verbannt, dann am 6. Juni, daß 20,000 Föderirte (d. i. Freunde der Revolution aus jedem Departement) bei Paris zusammengezogen werden sollten. Jenes

nes sollte den innern Krieg, der im Westen des Reiches zu entbrennen anfing, niederschlagen; dieses die Hauptstadt gegen den äußern Krieg, der gefahrdrohend begonnen hatte, schützen. Aber der König versagte beiden Beschlüssen seine Genehmigung. Diese Weigerung gab den Volksführern Anlaß, den Argwohn, „der König sei mit den widerspenstigen Priestern und mit den auswärtigen Mächten zur Unterdrückung des Volkes im Einverständniß," zu verschärfen und einen Volksaufstand zu erregen, der ihn zum Verlassen des Thrones zwingen sollte. Es wurde daher, vornehmlich durch den damaligen Maire Petion, der Pöbel in den Vorstädten St. Antoine und Marceau aufgehetzt und bewaffnet, und eine Schaar Galeerensklaven, jeder Rohheit und Abscheulichkeit fähig, aus Marseille und Brest herbeigezogen *). Hierauf drang am 20. Jun. Nachmittags ein rohes Gesindel, viele Tausende an der Zahl, mit Picken und andern Waffen versehen, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, der damals als Held der Vaterlandsliebe gepriesen wurde, zuerst in den Saal der Nationalversammlung und erklärte: „sie würden sich großer Mittel bedienen, um die Widersetzlichkeit gegen Unterdrückung, die die neue Verfassung gestatte, zur Ausführung zu bringen." Die Nationalversammlung konnte oder mochte ihnen nicht entgegen

*) Die rothe Mütze, die diese Galeerensklaven trugen, wurde von den Jacobinern als ein Abzeichen angenommen. Sie sollte auf das Bedürfniß der Freiheit hindeuten.

gen sein, und sie zogen, ein Paar zerrissene Beinkleider auf einer Picke als Fahne vor sich hertragend, mit dem tobenden Geschrei: „Es leben die Sansculottes!“ und unter andern Ausbrüchen wilder Rohheit durch den Sitzungssaal. Von da wendeten sie sich nach den Tuilerien, stürzten gewaltsam in dieselben ein, erbrachen die Thüren, drangen zu dem König und verlangten von ihm: „er solle dem Veto entsagen und die Verbannung der Priester und das Lager der Föderirten bei Paris genehmigen.“ So in seiner Wohnung von einem ausgelassenen Pöbel angegriffen, gemißhandelt und mit dem Schrecklichsten bedroht, zeigte er eine seltene Besonnenheit und Fassung. Wohl ließ er sich bewegen, die rothe Mütze, die mittelst einer Picke ihm zugereicht wurde, aufzusetzen und aus einer Flasche, die ein Halbbetrunkener ihm darbot, zu trinken; aber standhaft erwiederte er auf jenes Verlangen: „Hierzu ist jetzt weder Zeit noch Ort; ich werde alles thun, was die Verfassung von mir fordert.“ Sein Benehmen verplüffte den Pöbel; und als vier und zwanzig Abgeordnete der Nationalversammlung ihm zum Beistand erschienen, endlich auch der Maire Petion, der mehr als jene vermochte, wurde die rohe Menge bewogen, das Schloß zu verlassen, ohne den König zur Abdankung gezwungen zu haben.

Doch was an diesem Tage nicht hatte bewerkstelliget werden können, wurde am 10. August zur Ausführung gebracht. Furcht, Mißtrauen, Freiheitsschwindel, auch wohl Vaterlandsliebe führten dazu hin. Je mehr nämlich mit der Annäherung der Preußen und Oestreicher

die

die Gefahr Frankreichs und zugleich der Verdacht wuchs, der König sammt seinem Hofe stehe mit den Preußen und Oestreichern in Einverständniß, desto mehr verbreitete sich unter den Jacobinern und Girondisten die Ueberzeugung, daß nur in einer Umänderung der Regierung oder in der Absetzung des Königs Rettung zu finden sei. Um hierzu zu gelangen, mußte die noch übrige Achtung vor dem Throne und der Widerstand, den einerseits der König mit den ihm zu Gebote stehenden Gewaltmitteln und andrerseits die Verfassungsfreunde entgegenstellen konnten, überwältiget werden. Die Republikanischgesinnten nöthigten daher durch die Nationalversammlung den König, einzuwilligen (22. Juni), daß 20,000 Freiwillige oder Föderirte aus allen Departements zum Schutze der Hauptstadt herbeigerufen wurden, wodurch sie den Beistand der erhitztesten Köpfe an sich zogen; sie erklärten (am 11. Juli), das Vaterland sei in Gefahr, wodurch sie die ganze Nation aufforderten, sich selbst zu vertheidigen; sie wiederholten am 14. Juli die Feier des großen Bundesfestes (die im vorigen Jahre wegen der Flucht des Königs unterblieben war) auf eine Art, die das königliche Ansehn auch bei den Föderirten, die dieser Feier beiwohnten, herabsetzte; sie bildeten im Jacobinerclubbe eine geheime Oberbehörde, übertrugen dem Bürgerrathe die hohe Polizei und ließen abermals mehrere hundert Marseiller, Menschen, die nichts scheueten, nach Paris kommen. Nach solchen Vorbereitungen erschien der Maire Petion am 3. Aug. in der Nationalversammlung und trug im Na-

men der Stadt Paris auf Absetzung des Königs an. Die Nationalversammlung wies diesen Antrag nicht zurück; doch ehe sie noch über denselben entschied, wurde am 10. Aug. ein entscheidender Aufstand erhoben.

Ein zahlloser Haufe des wildesten Pöbels drang am Morgen dieses Tages, bewaffnet und geleitet von den Jacobinern, gegen die Tuilerien. Dort wußte man von dessen Vorhaben und hatte Gegenanstalten getroffen. Zwar hatte sich der König zu einer abermaligen Flucht nicht bereden lassen; aber er hatte zugegeben, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben werden sollte. Acht= bis neunhundert Schweizer und sechszehn Bataillons der Nationalgarde, letztere unter Anführung des biedern und verständigen Mandat, waren zu seinem Schutze in den Tuilerien, und an diese schloß sich eine Menge alter Hofdiener, die, so gut sie konnten, sich bewaffnet hatten. Doch ehe noch der Sturm anhob, wurde Mandat, dessen Widerstand man fürchtete, von einem neuen Bürgerrathe, der sich mitten unter diesem Gedränge aus Jacobinern gebildet hatte, aufs Rathhaus gefordert, verhaftet und auf dem Wege ins Gefängniß ermordet. Mit ihm verlor der König den kräftigsten und umsichtigsten Vertheidiger des Schlosses. Vergebens suchte er nun, da die tobende Menge dem Schlosse nahete, unter seinen Vertheidigern Begeisterung für sich zu erwecken: aus dem Pöbelhaufen schallten drohende Schmähungen ihm entgegen, und ihm selbst fehlte es an Kraft, seine königliche Würde heldenmüthig zu vertheidigen, und an Ein=

Einsicht, von den Kampfmitteln, die ihm zu Gebote standen, nachdrücklichen Gebrauch zu machen. Um sich und seine Familie zu retten, flüchtete er (um 9 Uhr Vormittags) in den Saal der Nationalversammlung, ohne Verhaltungsbefehle zurück zu lassen. Gleich darauf verließ die Nationalgarde, unter dem Vorgeben, daß sie nur zur Vertheidigung des Königs, nicht zur Vertheidigung des Schlosses berufen sei, ihre Posten und vereinigte sich theilweise mit dem Pöbel, der gegen das Schloß anrückte. Die Schweizergarde, schwankend, ob sie Widerstand leisten sollte oder nicht, vertheidigte sich und das Schloß eine Zeitlang, wurde aber von den Anstürmenden niedergehauen, die dann das Schloß erstürmten, plünderten und zum Theil verheerten. Indessen hatte der König Schmähliches zu leiden. Als er mit den Seinigen vor der Nationalversammlung erschienen war, gab ihm der Vorsitzende die zweideutige Versicherung: „er könne auf die Festigkeit der Nationalversammlung bauen", und wies ihm und seiner Familie eine Gitterloge hinter dem Präsidentenstuhle zum Aufenthalte an. Hier mußte er hören, wie der tobende Pöbel die abscheulichsten Drohungen ausstieß, und wie die Nationalversammlung den Beschluß faßte: „der König sei vorläufig abgesetzt, und eine außerordentliche Nationalversammlung oder ein National-Convent, mit unbegrenzten Vollmachten versehen, solle zum 20. Sept. zusammenkommen und über das Schicksal des Königs und die künftige Verfassung Frankreichs entscheiden; inzwischen solle ein Vollziehungsrath

von sechs Ministern die zeitherigen Befugnisse der königlichen Gewalt ausüben." Am Schlusse dieser Sitzung wurde der König mit seiner Familie in die an den Sitzungssaal anstoßenden Zimmer, dann am 13. Aug. in den Thurm des Tempels, des ehemaligen Ordenshauses der Tempelherren, zur Gefangenschaft abgeführt.

Während auf solche Weise das Königthum niedergestürzt wurde, wurde auch die Nationalversammlung und in ihr die Majestät des Volkes schimpflich behandelt und in Abhängigkeit von der Jacobinerpartei gebracht. Die Jacobiner hatten am Morgen des 10. Aug. die Gemeinde zu Paris an sich gezogen, durch sie ganz eigenmächtig einen neuen Bürgerrath aus ihren Anhängern errichtet, dadurch den Oberbefehl über den pariser Pöbel und die pariser Nationalgarde, und so eine Herrschaft über Paris und durch diese über die Nationalversammlung erlangt. Schon am Morgen des 10. Aug. ließ der neue Bürgerrath der Nationalversammlung erklären, daß er keinen andern Richter über sich und sein Verfahren anerkenne, als das französische Volk in seinen Urversammlungen. Auf sein Betreiben mußte die Nationalversammlung am Abend des 10. Aug. die schon erwähnten Beschlüsse fassen, dann am 17. Aug. ein außerordentliches Blutgericht aufstellen, das unter dem Vorgeben einer Bestrafung der Verbrechen, die am 10. Aug. wider das Volk begangen wären, die Freunde des Königs und der neuen Verfassung unterdrücken sollte, und die Guillotine, oder das Fallbeil, welches der Arzt Guillotin erfunden und die National=

tionalversammlung am 20. März 1792 zum Hinrichtungs-Werkzeuge bestimmt hatte, für permanent erklären. Vergebens bestritt die Partei der Girondisten die Anmaßlichkeit des Bürgerrathes, vergebens suchte sie jetzt das Volk, das sie selbst vorher aufgeregt hatte, zur Mäßigung zurück zu führen: der Bürgerrath behauptete, auf den Pöbel gestützt, seine Anmaßungen; und als am 30. Aug. die Nationalversammlung beschloß, ihn aufzulösen und einen andern wählen zu lassen, so forderten die Häupter des Bürgerrathes die Stadt Paris auf, den Befehlen der Nationalversammlung nicht zu gehorchen, worauf letztere aus Furcht vor dem Pöbel jenen Beschluß zurücknahm. So erhob sich, während man vor dem Vorschlag einen Dictator zu wählen zurückbebte, die Dictatur einer Pöbelherrschaft, vornehmlich geleitet von einem Danton, Marat und Robespierre, furchtbaren Menschen, die ihre Begriffe von Staatswohl schonungslos durchzusetzen suchten und jetzt schon die schrecklichsten Gräuel erregten *).

Als die Annäherung der Preußen und die Flucht Lafayette's Gefahren von Außen erwarten ließen, im Innern aber, besonders zu Paris, die, welche der neuen Ordnung der Dinge entgegen waren, obschon sie schwiegen, Furcht erregten, und das Verfahren des neu aufgestellten Blutgerichts zu langsam schien: so kam durch

*) Eine umständlichere Schilderung dieser Männer folgt in der neunten Erzählung des zweiten Abschnittes.

durch Danton der Gedanke auf, man müsse, ehe man den äußern Feind mit Nachdruck bekämpfen könne, zuerst gegen innere Feinde sich sichern, oder die Anhänger des Königs und der neuen Verfassung als Verdächtige einkerkern und hinrichten. Darauf erfolgten am Abend des 29. Aug. Haussuchungen und Verhaftungen, dann vom 2. bis 7. September furchtbare Mordthaten. Die Gefängnisse wurden erbrochen, die Verhafteten ergriffen und viele Tausende derselben ermordet. Aehnliches geschah auch in andern Städten Frankreichs, die durch Boten und Rundschreiben des pariser Bürgerrathes zu gleichem Verfahren aufgefordert worden waren *).

Nicht lange nach diesen Gräueln trat, wie am 10. Aug. beschlossen worden war, die gesetzgebende Nationalversammlung ab, und der National-Convent an ihre Stelle (21. Sept.). Das früher gegebene Gesetz, abgehende Deputirte nicht wieder aufzunehmen, blieb unbeachtet; daher ein Theil der ersten und die Mehrzahl der zweiten Nationalversammlung in diese dritte überging. Hierzu kamen Leute aus dem Handwerksstande voll revolutionärer Ueberspannung und solche Mitglieder des Jacobinerclubbs und des neuen Bürgerrathes, die zu den Gräueln des 10. Aug. und 2. Septembers mitgewirkt hatten. Schon dadurch wurde das Verfahren des Convents weit wilder und leidenschaftlicher, als das Verfahren

*) Ausführlich wird von diesen Gräueln und ihren Ursachen in der sechsten Abhandlung des zweiten Abschnittes gehandelt.

ren der ersten und zweiten Nationalversammlung; aber es wurde dieß auch, bei dem Fortbilden der einmal aufgefaßten Ideen und den Gefahren, die von außen droheten, vornehmlich durch den Parteikampf der Jacobiner und Girondisten, der schon in der zweiten Nationalversammlung begonnen hatte.

Die Girondisten *) stimmten anfangs mit den Jacobinern zusammen, als beide nach Herstellung einer Republik verlangten und beide der Partei der Gemäßigten (Feuillants) oder der Constitutionellen entgegen waren. Aber bald bewirkte das Ungleichartige ihrer Bildung und das Verschiedene ihrer Meinung über Form und Wesen der Republik eine Trennung zwischen ihnen. Die Girondisten wollten eine auf republikanische Tugenden, die Jacobiner hingegen eine auf Gewalt gegründete Republik. Jene, Gesittung achtend und voll Abscheu gegen die Septembermorde, wollten Ordnung und Gesetzlichkeit zur Herrschaft bringen; diese, in kräftigen, jeden Widerstand niederschmetternden Worten und Thaten Ruhm suchend, nahmen, so weit sie ihren Absichten förderlich war, die Verletzung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in Schutz. Mächtig waren jene

*) Unter Girondisten verstand man anfangs bloß die Abgeordneten aus dem Departement der Gironde, nachher die Republikanischgesinnten überhaupt, die sich an die durch Geistesbildung und Rednergaben ausgezeichneten Häupter der Gironde-Abgeordneten anschlossen. Unter ihnen ragten Vergniaud, Guadet, Gensonné, Brissot, Condorcet hervor.

jene durch ihre Mehrheit im Convente, durch die Stellen, die sie einnahmen, und durch den Beifall und Anhang, den sie in verschiedenen Gegenden Frankreichs fanden; mächtig dagegen waren diese durch ihre Kühnheit und Entschlossenheit, durch ihre Clubbs in und außerhalb der Hauptstadt, am meisten durch den pariser Bürgerrath, durch den sie die Bürgermilizen und den Pöbel der Hauptstadt auf ihrer Seite hatten; auch säumten sie nicht die Heere für sich zu gewinnen. Jene nannte man das Thal, diese den Berg aus eben dem Grunde, aus welchem diese Parteinamen einst bei den Florentinern vorkamen *), weil jene auf den niedrigstehenden, diese auf den höherstehenden Sitzen Platz genommen hatten.

Bei der Eröffnung des National-Convents, als es galt eine Republik herzustellen, handelten Beide einmüthig. Gleich in der ersten Sitzung (21. Sept. 1792) faßten sie zusammen den Beschluß, daß das Königthum abgeschafft und Frankreich hinfort eine Republik sein sollte. Am folgenden Tage (22. Sept.) wurde dieser Beschluß zur Ausführung gebracht, das heißt dem französischen Volke verkündigt, und zugleich verfügt, daß zum Andenken an die neue Gestaltung Frankreichs eine neue Zeitrechnung nach Jahren der Republik aufgestellt **), jedes Er-

*) Leo, Geschichte Italiens, Th. IV. S. 372.

**) Der neue republikanische Kalender wurde am 5. Oct. 1793 eingeführt. Er begann das Jahr vom 22. Sept. 1792, dem Stiftungstage der Republik, theilte es in zwölf Monate mit neuen Namen (Vendemiaire, Brumaire, Frimaire für den Herbst; Nivose, Plu-

Erinnerungszeichen an das aufgehobene Königthum vernichtet, und darum auch ein neues Staatssiegel (darstellend eine, auf einem Pikenbündel hangende Freiheitsmütze und die Umschrift „französische Republik") verfertiget werden sollte.

Aber kaum waren diese Beschlüsse gefaßt worden, als Girondisten und Jacobiner hart an einander geriethen. Noch erbittert über die Vorgänge am Ende der zweiten Nationalversammlung, verlangten die Girondisten, daß die Septembermorde bestraft werden sollten, und beschuldigten die Häupter der Jacobiner, namentlich Robespierre, Danton, Marat, des Anstiftens derselben, so wie des Strebens, Frankreich durch die pariser Gemeinde zu regieren und eine Dictatur zu errichten. Dagegen vertheidigten sich die Jacobiner und beschuldigten ihre Gegner feindseliger Gesinnungen gegen die Hauptstadt und des Strebens, Frankreich zu zerstückeln oder statt Einer und Untheilbaren Republik einen Föderalismus oder Staatenbund aufstellen zu wollen. Dem widersprachen die Girondisten, und noch be=

viose, Ventose für den Winter; Germinal, Floreal, Prairial für den Frühling; Messidor, Thermidor, Fructidor für den Sommer), jeden Monat, zu dreißig Tagen, in drei Dekaden, und jede Dekade in zehn Tage, die nach ihrer Zahl benannt wurden. Der zehnte Tag sollte ein Ruhetag sein und also den Sonntag ersetzen. Fünf Ergänzungstage (in Schaltjahren sechs), Sansculottiden genannt, kamen an das Ende des zwölften Monates. An dem sechsten Tage in jedem Schaltjahre sollte das Revolutionsfest oder das Fest der Republik gefeiert werden.

bewirkten sie (am 24. Sept.) im National=Convente den Beschluß, daß Gesetze zur Bestrafung des Aufrufs zu Mordthaten gegeben werden sollten. Aber dieser Beschluß wurde durch den aufgehezten Pöbel umgestoßen, und am 25. Sept. zur Beschämung der Girondisten ausgemacht, daß der französische Staat eine einzige und ungetheilte Republik ausmachen sollte.

Noch stärker trat dieser Parteikampf hervor, als das Schicksal des entthronten Königs zur Sprache kam. Die Girondisten wollten ihn retten. Sie erklärten, daß der Convent weder Grund noch Befugniß habe, den König zu verurtheilen, da ihm die Constitution Unverletzbarkeit zugesprochen habe, und der Convent nicht Kläger und Richter zugleich sein könne. Dagegen behaupteten die Jacobiner, daß Ludwig XVI. die ihm zugesprochene Unverletzbarkeit durch Verrath verwirkt habe, daß dem Volke die Macht, gegen dasselbe gerichtete Verbrechen zu bestrafen, nie entzogen werden dürfe, und daß der National=Convent, mit der ganzen Kraft und Gewalt des Volkes bekleidet, auch über den König richten könne. Nach langem Streite setzten sie ihre Behauptungen am 3. Dec. durch. Darauf wurde von einem Ausschusse des Convents eine Anklageacte entworfen, und Ludwig am 11. Dec. vor die Schranken des Convents geführt und über die einzelnen Punkte der Anklageacte verhört. Er antwortete mit Ruhe und Besonnenheit, und Sachwalter, wie er verlangte, wurden ihm verwilligt. Mit diesen erschien er am 26. Dec. zum zweiten Male vor den Schran=

Schranken. Jetzt vertheidigte ihn Deséze mit eindringlicher Kraft, und er selbst setzte rührende Worte zu seiner Vertheidigung hinzu. Aber beides blieb unbeachtet. Die Jacobiner bestanden mit ihrem Anhang auf seinen Tod, behauptend, daß derselbe zur Erhaltung der Republik nothwendig sei, und die Girondisten wurden nach langem Widerstreiten, bei welchem sie sich auf die Entscheidung der Urversammlungen des Volkes beriefen, von dem Strome fortgezogen. Am 17. Jan. 1793 wurde der König durch eine Mehrheit von fünf Stimmen zum Tode verurtheilt, und am 21. Jan. Vormittags nach zehn Uhr im Angesicht seines Volkes durch die Guillotine enthauptet *).

Aber weit entfernt, daß Frankreich durch die Hinrichtung des Königs beruhiget worden wäre, gerieth es nun erst in die drangvollste Lage. Denn während es (wie bei der Fortsetzung der Kriegsgeschichte gezeigt werden soll) mit zehn europäischen Mächten um Selbständigkeit und Freiheit zu kämpfen hatte, entstand im Convente selbst, der damaligen Regierung Frankreichs, ein wüthiger Parteikampf, in vielen Gegenden Frankreichs ein gefährlicher Bürgerkrieg und aus diesem allen eine schreckliche Schreckensregierung.

Nach dem Untergange des Königs suchten die Jacobiner ihren Gegnern den Girondisten den Untergang

*) Was hier nur kürzlich berührt ist, wird unten in der siebenten Erzählung des zweiten Abschnitts ausführlicher dargestellt werden.

gang zu bereiten und alle Gewalt an sich zu reißen. — Zuerst verschrieen sie sie als Ränkeschmidte und Verräther an der Sache der Freiheit und Gleichheit, um sie in der öffentlichen Meinung herabzusetzen; dann verdrängten sie sie aus den Ministerstellen und leitenden Ausschüssen, um ihnen Macht und Einfluß zu entziehen, endlich umspannen sie sie mit Meutereien, um sie völlig zu vernichten. Der erste Versuch einer solchen Meuterei (10. März 1792) mißlang; doch gewannen sie hierbei, daß ein Revolutionsgericht angeordnet wurde, welches, aus neun Mitgliedern bestehend, ohne weitere Berufung jedes Verbrechen gegen die Freiheit, oder jeden Versuch zu einer Gegenrevolution als Verbrechen gegen die Nation bestrafen sollte. Hierauf bewirkten sie (am 6. April) die Aufstellung eines Ausschusses der öffentlichen Wohlfahrt, der, gleichfalls aus neun Mitgliedern bestehend, die unbeschränkte Befugniß haben sollte, die Handlungen der ausübenden Gewalt zu beaufsichtigen und in dringenden Fällen ohne Befragung des Convents alle Maßregeln zur innern und äußern Vertheidigung der Republik zu ergreifen; und am 8. April brachten sie den Beschluß auf, daß auch Volksvertreter, die eines Verbrechens gegen die Nation verdächtig wären, in Anklagestand versetzt und dem Revolutionsgericht übergeben werden sollten. Durch diese Anordnungen, die das Gerüste der Schreckensregierung aufführten, wurde dem Convente die Oberherrschaft und den Conventsgliedern die Unverletzlichkeit entwunden und die Girondistenpartei (da zu bei=

beiden Ausschüssen, dem Wohlfahrtsausschusse und dem Revolutionsgerichte, vornehmlich Jacobiner kamen) der Vernichtung bloßgestellt. Dieß erkennend, widersetzten sich die Girondisten diesen Anordnungen; aber sie stellten der Gewaltthätigkeit nur Drohungen, der Festigkeit nur Halbheit entgegen: es fehlte ihnen an jener Entschlossenheit, die in kritischen Augenblicken alles entscheidet. Nach bitterm Wortstreit gegen die Beschuldigungen, die besonders Robespierre und Danton gegen sie vorbrachten, ließen sie sich diese Anordnungen endlich gefallen, weil sie durch dieselben den blutgierigen Marat und den verbrecherischen Herzog von Orleans zu stürzen gedachten. Wirklich wurde auch der Herzog von Orleans, nachdem er seinem eigenen Anhang unnütz und verächtlich geworden war, unter dem Vorwande der Theilnahme an Dumouriez's Abfalle, am 9. April verhaftet und am 11. April nach Marseille abgeführt. Dagegen wurde Marat, durch die Jacobiner beschützt, von der gegen ihn erhobenen Anklage durch das Revolutionsgericht freigesprochen und im Triumphe dem Convente wieder zugeführt (24. Apr.). Indessen war schon der Sturz der Girondisten eingeleitet. Am 15. Apr. trugen Abgeordnete der pariser Sectionen, an deren Spitze der Maire Pache stand, vor dem Convente darauf an, daß zwei und zwanzig Girondisten als Verräther und Verschwörer aus dem National-Convente ausgestoßen werden möchten. Dieses Verlangen ward auf Betrieb der Girondisten am 20. Apr. als verläumderisch zurückgewiesen, und

am

am 18. Mai ein Ausschuß von zwölf Conventsgliedern (größtentheils Girondisten) aufgestellt, der dem Benehmen der pariser Sectionen und allen gegen die Volksvertretung entworfenen Planen nachforschen sollte. Doch dieser Ausschuß war neben dem allgemeinen Wohlfahrtsausschuß überflüssig und verwirrend, und konnte von den Girondisten weder behauptet, noch zu ihrer Rettung benutzt werden. Am 25. Mai verlangten die pariser Sectionen dessen Aufhebung und die Freigebung der von demselben Verhafteten. Der Convent stimmte diesem Verlangen bei (27. Mai); und als er wieder wankte (28. Mai), erschien (31. Mai) ein großer Haufe des pariser Pöbels, geführt von dem wilden Henriot, vor dem Convent und ließ durch Abgeordnete die Abschaffung des Ausschusses der Zwölfer und die Bestrafung der zwei und zwanzig Girondistenhäupter fordern. Der erste Punkt wurde sogleich erzwungen, (worauf die Pöbelhaufen auseinander gingen); der zweite aber erst am 2. Juni völlig bewerkstelligt. An diesem Tage rückten auf 80,000 Bewaffnete unter Henriot vor die Tuilerien (in denen seit dem 10. Mai der Convent seine Sitzungen hielt), besetzten jeden Ausgang und zwangen den durch ihre Drohungen und durch das Geschrei der Jacobiner eingeschüchterten Convent, zuzugeben, daß die bezeichneten zwei und zwanzig Girondisten aus seiner Mitte weggerissen und mit Arrest belegt wurden. Noch wagte man deren Hinrichtung nicht; aber man ließ mehrere andre Girondisten, die außerhalb

halb des Convents sich befanden, einkerkern und ächtete (28. Juli) diejenigen von ihnen, die entflohen waren.

Jetzt herrschten ohne Maß und Zügel die Jacobiner im Convente und durch den Convent über Frankreich. Wahr ist es, durch Rechtsverletzungen aller Art waren sie zu dieser Herrschaft gelangt, und durch Schrecklichkeiten aller Art suchten sie dieselbe zu behaupten; gleichwohl muß man ihren Sieg eine Rettung Frankreichs nennen! Denn wie hätte dieses bei der Menge seiner Feinde sich behaupten können, wenn sich die Versammlung, die es erhalten sollte, noch länger in zwei Theile getrennt, oder wenn statt der Entschlossenheit der Jacobiner die Halbheit der Girondisten den Sieg davon getragen hätte? *) Ueberhaupt wie sehr man auch die Jacobiner und den Blutweg, den sie gingen, verdammen und verabscheuen mag, bemerken muß man doch, daß sie nicht bloß von politischem Fanatismus, persönlichem Hasse und rücksichtsloser Selbstsucht getrieben wurden, sondern auch von der richtigen Ueberzeugung, daß Meinungsverschiedenheiten zu Spaltungen und Spaltungen zum Untergange Frankreichs hinführen müßten, und daß sie durch ihre Entschlossenheit Frankreich aus großen Gefahren retteten und zu großen Siegen stärkten.

Zunächst zog der Sturz der Girondisten große Stürme nach sich. Mehrere Städte und ganze Departements

*) So urtheilte Napoleon auf Helena. Man sehe Las Cases Tagebuch, Th. VI, 46., und Gourgaud Th. III, S. 3.

tements erhoben sich, entrüstet über die Mißhandlungen ihrer Deputirten, gegen die gewaltthätigen Jacobiner. In der Normandie, wohin sich ein Theil der flüchtigen Girondisten gewendet hatte, bildete sich ein Girondistenheer, das Caën zu seinem Waffenplatze und Felix Wimpfen, Befehlshaber der Küstenarmee, zu seinem Anführer hatte; und ein Mädchen, Charlotte Corday, fünf und zwanzig Jahre alt, Tochter eines Edelmanns, eilte von Caën nach Paris, um den abscheulichen Marat zu tödten, der ihr als Haupturheber des Sturzes der Girondisten geschildert worden war, und dessen Tod sie als eine Erlösung des Vaterlandes betrachtete. Sie traf ihn in seinem Hause in einer Badewanne sitzend und schreibend und stieß ihm ein Messer in die Brust (13. Juli). Sie wurde sogleich ergriffen und, nach Marats prunkvoller Beerdigung, hingerichtet (17. Juli) *). Wie im Norden die Normandie, so traten im Süden (wohin gleichfalls Girondisten geflüchtet waren, und Royalisten und Aristokraten zu ihnen sich mischten) die Städte Lyon, Marseille, Bordeaux gegen die Jacobiner auf

*) Die That der Charlotte Corday (von einem Klopstock „nicht Mord, sondern Nothwehr einer erhabenen Männin" genannt) wurde damals von allen Nicht-Jacobinern als die That einer Heldin hochgepriesen; und doch war sie, wenn auch von hochherzigen Gesinnungen ausgehend, thöricht und unrecht: — thöricht, weil der damalige Revolutions-Despotismus in Frankreich nicht auf Einem Manne, sondern auf einer weitverzweigten Partei beruhte; unrecht, weil der Mensch nichts Böses thun darf, damit Gutes daraus entstehe.

auf (Juni — Aug.); ja Toulon ergab sich mit Schiffen und Vorräthen (29. Aug.) den im mittelländischen Meere kreuzenden Engländern.

Noch weit drohender wurde der Aufstand, der sich aus andern Gründen in der Vendée erhob. In diesem, zwischen der Loire, der Charente und dem atlantischen Meere gelegnen, mehr für die Viehzucht als für den Ackerbau geeigneten Landstriche, sonst Poitou genannt, wohnte ein biederes Volk, das festhielt an dem im Glauben und Leben Hergebrachten, seinen Gutsbesitzern, die mit ihm in patriarchalischer Einfachheit lebten, treu ergeben war, von dem Druck der Steuern und Gewalt wenig empfand und die Revolution, die nicht zu seinem Wesen paßte, verabscheute. Schon die Beeidigung der Priester hatte unter demselben unruhige Bewegungen erregt, aber noch mehr das Verfahren gegen den König. Als nun (im März 1793) eine große Schaar Vendéer zum Dienste der ihnen verhaßten Republik ausgehoben werden sollten, brach der Aufstand zu lichten Flammen aus. Auf 900 Gemeinden erhoben sich zur Wiederherstellung des Throns und Altars; Chatillon wurde ihr Hauptsitz, Adel und Geistlichkeit schlossen sich ihnen an, und muthvolle Männer, vormals theils Wildschützen, theils Officiere, namentlich Bonchamps, d'Eblée, Charette, Stofflet, Chatelineau rc., traten an ihre Spitze. Schwer wurde es den Heeren der Republik, sie zu erreichen, noch schwerer, sie zu besiegen, da ihre kühne Tapferkeit durch die Beschaffenheit ihres von Hecken, Gra-

ben, Schluchten und Wäldern durchschnittenen Bodens unterstützt wurde. Sechs Jahre lang (1793—1799) leisteten sie muthvollen Widerstand und siegten über Linienschaaren und Nationalgarden, die gegen sie geschickt wurden. Sie würden unüberwindlich gewesen sein, wären sie in ihren Maßregeln einstimmiger und umsichtiger gewesen. — An sie reiheten sich späterhin Bretagner, auch Chouans genannt, ein Haufe Schleichhändler, die, erbittert über den Verlust ihrer Nahrung, mit Engländern und Royalisten zusammentraten und der Republik sehr gefährlich wurden. Den Namen Chouans sollen sie von dem Katzengeheul, durch welches sie sich Zeichen gaben, erhalten haben.

Unter so vielen Schrecknissen, die im Innern und von Außen her gegen die Jacobiner-Herrschaft sich erhoben, schien es den Jacobinern nöthig, eine Verfassung der Republik aufzustellen. Den Entwurf derselben hatte der Convent gleich nach Errichtung der Republik, weil mit dem Umsturz des Königthums die Verfassung vom Jahre 1791 aufgehoben war, einem Ausschusse (bestehend aus Sieyes, Thomas Payne, Brissot, Petion, Vergniaud, Gensonné, Barrère, Danton und Condorcet) übertragen (11. Oct. 1792), und am 15. Febr. 1793 hatte Condorcet einen solchen Entwurf dem Convente vorgelegt; aber die Jacobiner hatten ihn durch den Convent beseitigen lassen, weil die Aufstellung einer neuen Verfassung vor Beendigung ihres Kampfes mit den Girondisten ihnen bedenklich schien. Jetzt, da dieser

dieser Kampf beendigt war, faßten sie jenes Vorhaben wieder auf und ließen durch Herault de Sechelles eine Verfassung entwerfen, die am 10. Juni im Convente vorgelesen, am 24. Juni von demselben angenommen und am 10. Aug. (bei einem Bundesfeste, das zu Paris unter eitlem Theaterprunk gefeiert wurde), vom Volke beschworen wurde.

Laut dieser Verfassung sollte Frankreich Eine und Untheilbare Republik sein, in der die Menschen- und Bürgerrechte (die auch hier vorangestellt wurden) und zufolge derselben Freiheit und Gleichheit, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, und Widerstand gegen Unterdrückung jedem Franzosen zugesprochen wurde, so wie das Recht nach Erreichung des 21. Jahres ohne alle weitere Bedingung Bürgerrechte besitzen und ausüben zu können. Das Volk, d. i. der Inbegriff der französischen Bürger, sollte unbeschränkte Oberherrlichkeit, gesetzgebende und gesetzausübende Gewalt haben. Die in der vorigen Constitution aufgestellten Bedingungen, um activer Bürger zu sein, und die Wahlcollegien fielen weg. In Urversammlungen, welche, ohne berufen zu werden, alljährlich zu Anfang des Mai zusammenkämen, sollte das Volk seine Vertreter ernennen und über deren Verfahren richten. Von diesen Vertretern sollte der eine Theil, eine jährlich zu erneuernde Nationalversammlung, die gesetzgebende Gewalt, und der andere Theil, ein Vollziehungsrath von 24 Mitgliedern (von der Nationalversammlung aus den von jedem Departemente vorgeschlagenen Candidaten gewählt

 und

und jährlich zur Hälfte erneuert) die gesetzausübende Gewalt im Namen des Volkes innehaben und für sein Verfahren dem Volke verantwortlich sein.

Aber mit dieser Verfassung, die dem Volke eine unbegrenzte Oberherrlichkeit übertrug und alle Macht der Regierung lähmte, war es von Seiten der Jacobiner, wenigstens für die damaligen Augenblicke, nicht ernstlich gemeint. Sie wollten durch dieselbe einen Vereinigungspunkt der Kräfte Frankreichs bilden, das Volk, dessen Souverainetät in derselben anerkannt war, zufrieden stellen und den Vorwurf der Anmaßlichkeit oder Herrschsucht von sich abwenden, aber keineswegs ein Rettungsmittel aufbringen. Je mehr sie von Gefahren umringt wurden, desto mehr überzeugten sie sich, daß sie sich, die Revolution und Frankreich nur durch eine über alle Kräfte Frankreichs unumschränkt gebietende, rasch durchgreifende und nichts scheuende Regierung retten und behaupten könnten. „Je heftiger", sagten sie, „der Sturm ist, desto kraftvoller muß die Hand sein, die das Steuerruder leitet." Sie vertagten daher die neue Verfassung bald nach deren Erscheinen, „nicht, um sie aufzuheben, sondern um sie zu beschützen," und stellten eine Dictatur auf, von ihnen „die Revolutions- oder Schrekkensregierung (Terrorismus)" genannt, welche alle Kraft und Gewalt des Volkes in sich vereinigen und bis zur Herstellung des allgemeinen Friedens dauern sollte.

Diese Schreckensregierung ging also nicht aus einer verruchten Böswilligkeit hervor, sondern aus drängenden

Bedürf-

Bedürfnissen, und nicht auf einmal entstand sie, sondern allmählich aus dem stufenweis bis zum Wahnsinn gesteigerten politischen Fanatismus, aus dem Widerstande, der ihm entgegengesetzt wurde, und aus den Gefahren, in welche die Volksfreiheit, die Vertretung derselben und ganz Frankreich durch diesen Widerstand gerathen war. Schon am 6. April war der Wohlfahrtsausschuß, der an der Spitze der Schreckensregierung stand, noch früher am 21. Jan. der Sicherheitsausschuß, der, mit jenem eng verbunden, für die Polizei sorgen sollte, und am 10. März das Revolutionsgericht, das nach Verfügen des Wohlfahrtsausschusses ohne rechtlich geführten Beweis zu verfahren hatte, eingesetzt worden. Am 12. Aug. wurde im Convente das Aufgebot des Volkes in Masse verlangt und am 16. Aug. beschlossen. Am 28. Aug. wurde die Republik in Revolutionszustand erklärt, am 5. Sept. eine Revolutionsarmee von 6000 Mann und 1200 Kanonirern zu Paris angeordnet, „um die revolutionären Gesetze überall, wo es nöthig sein sollte, zu vollziehen," am 10. Oct. die einstweilige Aufhebung der neuen Verfassung und die Aufstellung einer revolutionären Regierung verkündigt; am 4. Dec. die Einrichtung der letztern vorgezeichnet und vom Convente bestätigt, und damit das Gebäude der Schreckensregierung vollendet.

Unumschränkter und furchtbarer, als je einer der Könige Frankreichs, herrschte jetzt der Wohlfahrtsausschuß, seit dem August 1793 bestehend aus Robespierre, Carnot, Couthon, Robert Lindet,

Prieur,

Prieur, Barrère, Billaud Varennes, Jean Bon St. André, Collot d'Herbois. Schon anfangs zur Beaufsichtigung der innern und auswärtigen Angelegenheiten bestimmt, ward er jetzt berechtigt, Alles und Jedes unter seine Aufsicht zu nehmen, über Alles und Jedes zu verfügen, Alles und Jedes zum Wohl der Republik zu verwenden. Alle Regierungsgewalt und jeder Verwaltungszweig war also in ihm zusammengedrängt, das Heer, die Hauptstadt, ganz Frankreich, ja selbst der Convent, in dessen Namen er handelte, ihm unterworfen. Er erkannte über sich keinen Richter, und verfuhr mit schonungslosem Durchgreifen. Um den Klagen über Theuerung der Lebensmittel und Sinken der Assignate abzuhelfen, verordnete er Zwangspreise; um Heere aufzustellen, trieb er, wen er wollte, in den Krieg; um die Bedürfnisse der Heere zu befriedigen, erhob er von den Wohlhabenden erzwungene Anleihen, Lebensmittel und Waaren; um Widerspruch und Widerspenstigkeit niederzuhalten, unterdrückte er alle Freiheit der Rede, der Presse und der Posten, machte er die zeitherigen Obrigkeiten theils unwirksam, theils von sich abhängig, sendete er zu jedem Heere drei Aufseher mit unbegrenzten Vollmachten, errichtete er in jedem Departemente Revolutionsausschüsse und Revolutionsgerichte, die, nach seiner Wahl besetzt, die Verdächtigen ergreifen und dem Kerker und der Guillotine überliefern sollten, und bildete Revolutionsheere aus Sansculottes, die mit einer „wandernden Guillotine", d. i. einer Guillotine

auf

auf Rädern, von Ort zu Ort zogen, um dem Willen der revolutionären Regierung schnellen Vollzug zu verschaffen. Die Freiheit, behauptete er, müsse um jeden Preis gerettet werden, und der Schrecken müsse das Mittel hierzu sein. Wer nur der Mäßigung und Gerechtigkeit das Wort redete, wer nur als Reicher und Angesehener Verdacht erregte, wer nur mit Reichen und Angesehenen in Verbindung stand und kein von Jacobinern aufgestelltes Zeugniß seines Bürgersinnes aufweisen konnte, wurde eingekerkert, ausgeplündert und hingerichtet. Ueber zwei Millionen Menschen, sagt man *), verloren während der Schreckensregierung das Leben.

Nur einige der merkwürdigsten Hinrichtungen wollen wir hier namhaft machen. — Die unglückliche Königin Marie Antoinette wurde am 2. Aug. aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, am 15. Oct. vor das Revolutionsgericht geführt und am 16. Oct. auf dem Revolutionsplatze hingerichtet **). Gleich darauf schritt der Wohlfahrtsausschuß zur Hinrichtung der am 2. Juni verhafteten Girondisten. Außer ihnen waren seit dem 3. Oct. noch 73 andre Conventsglieder, die gegen die Verhaftung derselben oder gegen die Vorgänge am 31. Mai und

*) Biographie Universelle. Tome XXXVIII. Art. Robespierre p. 246: Plus de deux millions d'hommes perirent par les armes et par les supplices.

**) Eine ausführliche Schilderung von den letzten Lebenstagen und der Hinrichtung der Königin Marie Antoinette folgt im zweiten Abschnitte dieses Bandes Num. VIII.

und 2. Juni Einspruch erhoben hatten, eingekerkert worden. Letztere blieben im Gefängnisse, erstere aber wurden vor das Revolutionsgericht gezogen, daselbst beschuldigt, den Bürgerkrieg im Norden und Süden Frankreichs erregt zu haben, und am 30. Oct. zum Tode verurtheilt. Muthig starben sie am 31. Oct. als Opfer des republikanischen Fanatismus, zu dessen Erregung sie selbst beigetragen hatten. — Nach ihnen wurde am 6. Nov. der schuldbelastete Herzog von Orleans verurtheilt und hingerichtet. Er war von Marseille, wohin man ihn am 11. April als Gefangenen abgeführt hatte, wieder nach Paris und daselbst in die Conciergerie gebracht worden. Vor das Revolutionsgericht gestellt (6. Nov.), wurde er, jetzt ohne Geld und Allen verächtlich, als ein verdächtiger Bourbon verurtheilt und noch an demselben Tage hingerichtet. Bald nach ihm traf gleiches Loos den redlichen Bailly, der in den ersten Tagen der Revolution Ruhm und Ansehn erlangt hatte. Unter dem Vorwande, die Niederlage der Sansculottes am 17. Juli 1791 veranlaßt zu haben, wurde er, nach qualvollen Mißhandlungen, am 11. Nov. 1793 guillotinirt. — Ihm folgte im Tode (am 8. Dec.) die berüchtigte Gräfin Dubarry, die einst als Maitresse Ludwigs XV. Frankreich beherrscht hatte.

Wie durch den Schrecken, den solche Hinrichtungen Edler und Unedler verbreiteten, suchte die Schreckensregierung auch durch die Umgestaltung des bürgerlichen und geistigen Lebens ihre Herrschaft zu befestigen. Alles

Alte

Alte und Hergebrachte wurde umgestürzt. Wie ein neuer Kalender (5. Oct. 1793), so ward auch ein neues System des Maßes und Gewichts aufgebracht; die Bildung durch Künste und Wissenschaften, als wäre sie ein Werkzeug der Aristokratie, wurde niedergedrückt, und an die Stelle der Feinheit und Zierlichkeit, die sonst das äußere Leben der Franzosen umglänzte, kam pöbelhafte Gemeinheit und Rohheit, der selbst die Bessern sich hingaben, um nicht als Verdächtige zu gelten. Kunstwerke und Denkmäler, die an das Königthum erinnerten, wurden zertrümmert; die Königsgräber zu St. Denys entweihet, die Universitäten und gelehrten Gesellschaften aufgehoben, alle Bildungsanstalten der Verwilderung überlassen, die Kunstsammlungen, Bibliotheken und botanischen Gärten unter Aufsicht roher Mitglieder des jacobinischen Gemeinderathes gestellt. „Die Republik," hieß es, „bedarf nicht gelehrter, sondern nur kräftiger Sansculottes." Die Jugend sollte zu einem wilden, nur dem Jacobinismus dienenden Geschlechte aufgebildet werden; darum schien für den Unterricht genug gesorgt durch die Tafeln moralischer Vorschriften, die an den Ecken der Straßen angeschlagen wurden.

Selbst das Heiligste, die Religion, wurde mit frechem Sinne angetastet. Schon ehe die Revolution ausbrach, war Irreligiosität unter den Franzosen eingerissen, obgleich der Katholicismus äußerlich fortbestand. Noch mehr hatte seit dem Ausbruch der Revolution bei dem Verfahren gegen die Geistlichkeit und dem Zerstören

aller

aller früheren Bande unter einem großen Theil der Franzosen die Irreligiosität zugenommen. Jetzt aber trat sie als praktischer Atheismus offen und ohne Scheu hervor. Da der neue Kalender den Sonntag abschaffte, so empfahl der Convent (20. Oct.) statt der Feier der christlichen, die Feier revolutionärer Feste. Hiermit nicht zufrieden, verlangten Hébert und Chaumette im Namen des pariser Gemeinderathes Abschaffung des bisherigen Religions- und Kirchenwesens, und am 7. Nov. erschien der Erzbischof von Paris, Gobel, — vormals Pfarrer zu Bruntrut im Bißthum Basel, dann Deputirter bei der ersten Nationalversammlung und durch den Jacobinerclubb, dessen Mitglied er war, am 13. März 1791 zum ersten Geistlichen der Hauptstadt erhoben, — umgeben von Gemeindebeamten und seinen Vicarien, vor dem Convente und legte daselbst seine priesterliche Würde nieder: „Nur der Freiheit und Gleichheit", sagte er, „wolle er fortan dienen." Zwar schwor er das Christenthum und die katholische Kirche nicht ab; aber seine Erklärung wurde in diesem Sinne erfaßt und mehrere Pfarrer, die nach ihm sprachen, schilderten das Christenthum als ein Aergerniß und eine Thorheit, und schworen ihr Priesterthum und den Katholicismus ab. Ein protestantischer Geistlicher, Julien von Toulouse, rief: „Der Protestantismus sei eben so eine Lüge, als der Katholicismus." Der Convent erklärte sich nicht deutlich. Er habe, sagte er, Freiheit des Gottesdienstes verfügt und sich nie mit Glaubensmeinungen befaßt; aber er billige

solche,

solche, welche, erleuchtet durch die Vernunft, dem Aberglauben und den Irrthümern entsagten. Nun wurden die Kirchen schonungslos ausgeplündert, ihre Glocken an die Stückgießereien abgegeben, ihre Kostbarkeiten zum öffentlichen Schatz gezogen, und in der Hauptkirche zu Paris, Notredame, nun Tempel der Vernunft genannt, am 10. Nov. ein Fest der Vernunft gefeiert, bei welchem eine Dirne, die Frau des Buchhändlers Momorro, als Göttin der Vernunft dargestellt wurde; ja der gesammte Convent zog selbst nach Notredame, um daselbst mit dem Volke eine Hymne an die Vernunft abzusingen.

Mit solchen Ausgelassenheiten erreichte die Wildheit der Revolution ihren Höhepunkt. Von dem Streben, Menschen- und Bürgerrechte geltend zu machen, war sie zur Beschränkung des Königthums gelangt, von der Beschränkung des Königthums zum Umsturz des Thrones, vom Umsturz des Thrones zur Errichtung der Republik, von der Errichtung der Republik zur Aufstellung der Schreckensregierung. Viel Schreckliches hatte Frankreich während dieses Fortschreitens erfahren; aber Schrecklicheres war noch nicht eingetreten, als jetzt mit der Schreckensregierung. Alle Sicherheit des Lebens und Eigenthums war dahin, alles Menschengefühl, alle Achtung für Recht und Tugend schien erstickt; die wildesten Leidenschaften tobten, das Blut floß in Strömen, und unter dem Vorwande, die Freiheit zu behaupten und zu befestigen, wurde alle Freiheit vernichtet und jeder Frevel verübt. Wie aber, läßt sich fragen, wie konnte

Frank-

Frankreich eine solche Regierung ertragen? wie gerade zu einer Zeit, wo es nach Freiheit begierig war? Ganz Frankreich, kann man antworten, befand sich damals in einer wilden Aufregung. Bei der Begierde nach Freiheit und bei dem Widerstande, den diese fand, war die Herrschaft des Pöbels aufgekommen und mit derselben die tobendste Leidenschaftlichkeit, die sich mit Mißtrauen, Rachgier und Zerstörungswuth nach allen Seiten hinwendete. Einer solchen Leidenschaftlichkeit entsprach die Schreckensregierung. Sie stand also mit dem Geiste, der damals Frankreich durchtobte, in Einklang. Ferner, sie schien nothwendig! Bei den Gefahren, die Frankreich und die Revolution bedrohten, konnte nur eine, alle Kräfte erregende und alles sich unterwerfende Regierung Rettung bringen. Dieß erkannten nicht nur die Gewalthaber, sondern auch die Verständigen unter den Freiheitsfreunden; auch diese sahen den Widerstand der Verzweiflung, der sich in der Schreckensregierung aussprach, für ein weit geringeres Uebel an, als die Rückkehr der Bourbons und die Unterjochung Frankreichs durch die Ausgewanderten und die auswärtigen Mächte. Dazu kamen drittens glänzende Erfolge. Die Schreckensregierung, die neben dem Schrecken den Fanatismus nährte, und so eine wundervolle Thatkraft aufregte, rettete Frankreich. Die Heere, die sie schuf und leitete, siegten, die Gefahren, in denen Frankreich und die Revolution geschwebt hatten, wurden überwältigt, und die Republik erhob sich über die, welche ihr den Untergang

ge=

geschworen hatten. Bei solchen Erfolgen erschien die Schreckensregierung gleichsam gerechtfertigt und als ein Gegenstand wie des Entsetzens, so des Erstaunens der Welt. — Um dieß anschaulicher zu machen, wenden wir jetzt die Blicke von dem Fortgange der Revolution zu den Kriegen, die Frankreich damals führte.

3) Fortgang des Revolutionskrieges vom Jahre 1793 bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1795.

Der Krieg, der im Jahre 1792 bloß von Oestreich, Preußen und Sardinien gegen Frankreich geführt wurde, erwuchs im Jahre 1793 zu einem europäischen Kriege. Das Siegerglück der französischen Republik am Ende des Jahres 1792, das Verfahren derselben gegen den unglücklichen König Ludwig XVI., und der Aufruf des Convents (vom 19. Nov. und 15. Dec.), der allen Völkern Brüderschaft und Unterstützung bei dem Streben nach Freiheit anbot und Befreiung von Zehnten, Frohnen und herrschaftlichen Rechten zusprach, galt den Fürsten Europa's als eine Herausforderung zum Kampfe. Zu Oestreich, Preußen und Sardinien, die mit erhöheter Anstrengung den Krieg fortsetzten, traten nun auch England, Holland, Spanien, Neapel, Portugal, Toskana und das deutsche Reich. An England, das gleich nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. den französischen Gesandten in London aus dem englischen Gebiete weggewiesen hatte (24. Jan.),

er=

erklärte die französische Republik den Krieg (1. Febr.), zugleich auch an Holland (1. Febr.), da es von England ganz abhängig sei, und an Spanien (7. März), das für den unglücklichen Ludwig sich verwendet und nach dessen Hinrichtung den französischen Gesandten aus Madrid entfernt hatte. Darauf wurde Neapel von Spanien und England zum Krieg gezogen (12. Juli), ferner Portugal (26. Sept.) und Toskana (28. Oct.). Das deutsche Reich, von Frankreich feindlich behandelt und von Oestreich und Preußen aufgeregt, erklärte am 22. März den Krieg, nachdem es bereits am 20. Nov. 1792 Kriegsrüstungen beschlossen hatte. Rußland und der Pabst nahmen eine feindliche Stellung an, ohne noch die Waffen zu erheben. Nur Dänemark, Schweden, Helvetien, die Pforte, Venedig und Genua blieben neutral.

Zehn europäische Mächte waren es also, die im Jahre 1793 wider Frankreich die Waffen ergriffen. Doch je prunkender sich diese Coalition in ihrem Entstehen ankündigte, desto armseliger erschien sie in ihren Erfolgen. Der Grund hiervon lag nicht bloß in dem gewaltigen, von allen zeitherigen Kriegsgewohnheiten abweichenden Widerstande, den das durch die Revolution aufgeregte Frankreich leistete, sondern auch in den Mängeln, die dieser, wie vielen der folgenden Coalitionen, eigen waren. Den Mächten, die sie geschlossen hatten, fehlte es an innigem Zusammenhalte und festbestimmten Planen, so wie ihren Völkern an Kampflust. Nur England

land und in England vornehmlich Pitt, seit 1783 Minister, hatte ein bestimmtes Ziel vor Augen, das aber nicht einer großartigen, dem Heil der Menschheit dienenden Idee galt, sondern bloß der Erhebung der Macht und des Einflusses Englands, der Erweiterung seines Handels und seiner Colonieen, der Emporbringung seiner Seeherrschaft. Die übrigen Mächte folgten meistens nur ihrem Hasse gegen das revolutionirte Frankreich. Sie wollten die Revolution unterdrücken, die alten Staatseinrichtungen befestigen und dabei für sich Vortheile einerndten; aber unbestimmt war es, wie weit ihr Zusammenwirken gehen und welchen unmittelbaren Vortheil jede von ihnen davon tragen sollte. Auch hatten sie kein festes Vertrauen zu einander, geriethen häufig unter sich in Uneinigkeit, waren nicht zu großen Opfern für die Sache der Coalition bereit und zeigten keine Ausdauer bei eindringenden Gefahren.

Dennoch schien es in der ersten Hälfte des Jahres 1793, als müßte Frankreich zu Grunde gehen, oder das gleichzeitige Schicksal Polens theilen. Zwar hatte Dumouriez, aus den östreichischen Niederlanden vordringend (17. Febr.), einen Anfang zur Eroberung Hollands gemacht: am 25. Febr. war Breda, am 4. März Gertruidenburg in seine Hände gefallen; aber als er Amsterdam einnehmen wollte, mußte er nach Belgien zurück, dessen Wiedereroberung die Oestreicher unter dem Prinzen Josias von Coburg begonnen hatten. Ungern und voll Erbitterung gegen die Jacobiner trat er seinen Rückzug

an,

an, und als er Belgien erreicht hatte, wurde er (am 18. März) bei Neerwinden, dann (am 22. März) bei Löwen von den Oestreichern geschlagen, in deren Hände Brüssel (am 25. März), dann ganz Belgien gerieth. Jetzt den Gewaltstreichen der Jacobiner, die sein Unglück als Verrath verschrieen, ausgesetzt, unterhandelte er mit den Oestreichern über die Bekämpfung der Jacobiner, kündigte dem Convente den Gehorsam auf und ließ die Deputirten desselben, die ihn verhaften sollten, den Oestreichern ausliefern. Er baute dabei auf sein Heer; aber das Heer verließ ihn, wie es Lafayette'n verlassen hatte, und er sah sich genöthigt, mit seinem Generalstabe (bei dem sich auch des Herzogs von Orleans ältester Sohn, jetzt König von Frankreich, befand) zu den Oestreichern zu flüchten (4. Apr.). Späterhin begab er sich nach England, wo er erst im Jahre 1823 als 84jähriger Greis starb.

Nach seiner Flucht wurde Dampierre Oberbefehlshaber des Nordheers, ein umsichtiger und entschlossener Feldherr. Doch bei dem Versuche, Condé zu entsetzen, wurde er geschlagen und getödtet (8. Mai). Nun berief man jenen Custine, der durch seinen vorjährigen Streifzug am Rhein und Main unverdientes Ansehn erlangt hatte, herbei und übertrug den Oberbefehl über das Rheinheer dem General Beauharnais und über das Moselheer dem General Houchard. Aber auch Custine konnte nichts ausrichten. Das verschanzte Lager bei Famars (unweit Valenciennes) mußte noch vor sei-

seiner Ankunft geräumt werden (23. und 24. Mai); fast vor seinen Augen wurde Condé erobert (10. Juli); er selbst wurde geschlagen und (28. Juli) Valenciennes eingenommen. So viel Unglück galt als Verrath. Er wurde daher nach Paris zurückgerufen und daselbst am 28. Aug. guillotinirt.

Nicht glücklicher ging es den Franzosen am Rhein. Preußen und Oestreicher setzten im März, um Mainz zu erobern, über den Rhein, schlugen am 28. März bei Bingen den General Custine, der Mainz beschützen sollte, und nahmen diese Festung am 22. Juli ein. Diese Einnahme galt (und nicht mit Unrecht!) den Jacobinern als Folge eines Verraths. Sie ließen daher, da sie den Oberbefehlshaber zu Mainz, d'Oyre, der zu den Preußen übergegangen war, nicht erreichen konnten, den General Beauharnais, der als Befehlshaber der Rheinarmee Mainz hatte entsetzen sollen, gefangen nehmen und am 23. Juli 1794 hinrichten. Die Preußen aber rückten nach Eroberung der Festung Mainz, vereint mit den Oestreichern, gegen die weissenburger Linien, eine zwei Meilen lange Verschanzung an der Lauter, von dem Rhein bei Lauterburg bis zum Gebirge bei Weissenburg, die von den Franzosen besetzt war.

Von Süden her drangen die sardinischen Truppen, die, durch Oestreicher verstärkt, (im Juni 1793) Savoyen wieder erobert hatten, in das französische Gebiet, um sich mit der in Aufstand befindlichen Stadt Lyon zu verbinden; und von Westen her zogen Spanier und Portu-

Portugiesen unter Ricardos (im Apr.) über die Pyrenäen, trieben die Franzosen mehrmals zurück (Apr. und Mai), eroberten die Festungen Bellegarde und Bain (23. und 24. Juni) und bedroheten Perpignan und Bayonne. Erst am 17. Juli gelang es den Franzosen, sie bei Perpignan zurückzuschlagen. — Zu gleicher Zeit fingen die englischen und spanischen Flotten an, die Küsten und Colonieen der Franzosen heimzusuchen.

So war Frankreich, während es im Innern von Parteiungen und Bürgerkriegen erschüttert wurde, von Außen aufs Furchtbarste bedrängt. Schon meinte man, daß es der Unterdrückung und Zerstückelung nicht entgehen könne. Da geschah es, daß zu seiner Rettung die Schreckensregierung sich erhob, die die ganze Volkskraft in Bewegung setzte und einen neuen Umschwung in die Kriegsführung brachte. Am 16. Aug. beschloß der National-Convent, auf Antrag des Wohlfahrtsausschusses, das schon erwähnte Aufgebot des Volkes (levée en masse). Hiermit war nicht gemeint, daß das ganze Volk in allen Theilen der Republik zu gleicher Zeit Haus, Gewerbe und Amt verlassen und ins Feld ziehen sollte, sondern daß die Pflicht der Vaterlandsvertheidigung auf alle Klassen der Staatsbürger auszudehnen wäre, und daß alle diese Klassen der Regierung zur Verfügung gestellt und stufenweise angewendet werden müßten. „Alle Franzosen," hieß es in dem vom Barrère am 23. Aug. erstatteten Berichte, „sind Schuldner der Freiheit; alle

sind

„sind daher verbunden, die Freiheit zu vertheidigen, die „Einen mit ihrem Kunstfleiß, die Andern mit ihrem Ver„mögen, diese mit ihrem Rathe, jene mit ihrem Arme. „Ganz Frankreich muß aufstehen gegen die Tyrannen, „aber nicht alle müssen marschiren. Die Jünglinge müs„sen fechten und siegen, die verheuratheten Männer Waf„fen schmieden, Lebensmittel zubereiten, Gepäcke und „Artillerie fortschaffen, die Weiber Zelte und Kleider „verfertigen und der Verwundeten pflegen, die Kinder „Charpieen zupfen, die Greise den Muth der jungen „Krieger entflammen, Haß gegen Könige und Aufopfe„rung fürs Vaterland lehren. Ganz Frankreich muß „ein unermeßliches Lager sein." Hierauf mußten (noch im Aug. 1793), während überall Waffen geschmiedet, Glocken zu Kanonen umgegossen, Salpeter und Kriegsbedürfnisse aller Art herbeigeschafft wurden, alle unverheuratheten und kinderlosen Bürger vom 18. bis zum 25. Jahre zum Kriegsdienste sich stellen, und die vom 25. bis zum 30. Jahre sich dazu bereit halten und vorläufig den innern Dienst versehen. Der Freiheitsgeist, der damals die Franzosen ergriffen hatte, kam diesen Verfügungen zu Hilfe, und der geistreiche und überaus thätige Carnot, jetzt Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und als solches einzig mit den militärischen Angelegenheiten beschäftigt, wußte sie zum Heile Frankreichs zu leiten *).

Im

*) Von Carnot und dessen Verdiensten wird unten in der eilften Abhandlung des zweiten Abschnitts ausführlich geredet.

Im Innern siegten die Heere der Schreckensregierung über ihre Gegner. Schon war die Girondistenpartei in der Normandie niedergedrückt: ihr Heerführer, Felix Wimpfen, war nach der Niederlage bei Vernon (15. Juli) zu den Engländern geflüchtet, und die Normandie sammt einem großen Theil der Bretagne hatte sich dem Convent unterworfen. Nun ward auch die Vendée besiegt. Erst bei Chatillon (10. Oct.), dann bei Chollet (16. Oct.) wurden die Vendéer geschlagen, ihre Sammelplätze Chollet und Chatillon ihnen entrissen und von ihren Führern Bonschamp getödtet und d'Eblée, schwer verwundet, gefangen. Jetzt zerstreut, würden sie von ferneren Kämpfen abgelassen haben, hätten nicht die unmenschlichen Grausamkeiten, die gegen sie verübt wurden, und Aufreizungen von Außen sie bald wieder zur Erneuerung derselben getrieben. Im Süden wurden die Städte Avignon (26. Juli) und Marseille (25. Aug.), gleichzeitig auch Bordeaux zur Unterwerfung unter den Convent genöthigt; Kellermann trieb die sardinischen Truppen, die den Lyonern zu Hilfe zogen, über die Alpen zurück (20. Sept.), und die Stadt Lyon mußte sich am 9. Oct. ergeben: sie wurde, wie die Vendée, mit grausenhafter Rohheit behandelt. Ja, auch Toulon wurde noch vor Ende dieses Jahres wieder erobert. Vergebens hatten sich die Engländer daselbst mit spanischen und neapolitanischen Truppen verstärkt: sie mußten nach einem stürmischen Angriffe (am 18. Dec.) Toulon verlassen, wobei sie die dasigen Schiffe und Waffen-

vorräthe

vorräthe theils verbrannten, theils mit sich nahmen. Zu dieser Eroberung hatte vorzüglich ein Befehlshaber der Artillerie mitgewirkt, der, zu großen Dingen bestimmt, hier zum ersten Male genannt und gleichsam, wie Tacitus vom Vespasian schreibt *), dem Geschicke empfohlen wurde. Dieß war Napoleon Bonaparte, der bei seinem Scharfblicke den Punkt ausfindig gemacht hatte, von welchem aus Toulon zu erobern war.

Auch nach Außen hin, gegen Oestreicher, Preußen, Engländer, Holländer und Reichstruppen erhob sich das Glück der französischen Waffen. Blicken wir zuerst nach Belgien! Bis zum August des Jahres 1793 waren die Verbündeten nach ihren Siegen in Belgien bis Cambrai vorgedrungen. Dort trennten sie sich, um sich der Festungen, die ihnen im Rücken lagen, zu bemächtigen. Engländer und Holländer wendeten sich, unter dem Herzog von York, gegen Dünkirchen; Oestreicher und Preußen, unter dem Prinzen von Coburg, gegen Quesnoi und Maubeuge. Quesnoi mußte sich am 11. Sept. ergeben. Dagegen siegte Houchard, der nach Custine das Nordheer anführte, über den Herzog von York bei Hontscote (oder Hondschoote, 8. Sept.) und entsetzte dadurch Dünkirchen. Doch beschuldigt bei Dünkirchen und in Verfolgung der Feinde seiner Pflicht nicht Genüge geleistet zu haben, wurde er nach Paris gerufen und daselbst am 26. Nov. hingerichtet. Sein Nachfolger Jourdan

wen=

*) Tacit. Agric. c. 13. — — et monstratus fatis Vespasianus.

wendete sich gegen den Prinzen von Coburg, der Maubeuge belagerte, schlug, von Carnot unterstützt, bei Wattigny (15. und 16. Oct.) den General Clairfait, der diese Belagerung decken sollte, und nöthigte dadurch die Oestreicher, nicht nur die Belagerung von Maubeuge aufzugeben, sondern auch über die Sambre sich zurückzuziehen und Belgien den Franzosen aufs neue zu überlassen.

Am Rhein, wo die Preußen unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig und die Oestreicher unter dem Feldmarschall Wurmser standen, erlitten die Franzosen noch bis zum Spätherbste mehrere Niederlagen: am 14. Sept. wurden sie unter Moreau bei Pirmasens (südlich von Zweibrücken) von den Preußen geschlagen; am 13. Oct. verloren sie die weissenburger Linien, wodurch Landau und Straßburg in Gefahr geriethen; und noch am Ausgange des Novembers mußten sie, als sie (28. bis 30. Nov.) bei Kaiserslautern wiederholt gegen die Preußen und Sachsen angestürmt hatten, mit Verlust zurückweichen. Aber auch am Rhein änderte sich vor Ablauf des Jahres das Kriegsglück. Pichegru und Hoche wurden bei der Rhein- und Moselarmee angestellt, zwei tüchtige Feldherren, die neues Leben in die entmuthigten Heere brachten. Sie benutzten ihre Massen zu beständigen Angriffen, trieben dadurch ihre Gegner von einer Stellung zur andern und nöthigten sie (22—26. Dec.), die weissenburger Linien zu räumen und die Belagerung Landau's aufzugeben (28. Dec.). Nun

zogen

zogen sich die Oestreicher (30. Dec.) bei Philippsburg auf das rechte Rheinufer in die Gegend von Mannheim, die Preußen nahmen eine feste Stellung bei Oppenheim, um Mainz zu decken, und die von beiden verlassene Rheinpfalz wurde von den Franzosen besetzt.

Einen ähnlichen Gang nahm der Krieg im Jahre 1794. Auch in diesem Jahre waren die Franzosen anfangs im Nachtheil und zuletzt glücklich. — Als der Feldzug an den Grenzen der Niederlande, wohin selbst Kaiser Franz sich begeben hatte, um den Muth der Seinigen zu beleben, im April 1794 eröffnet wurde, drang der Prinz von Coburg, vereint mit Hannoveranern und Holländern, wieder vor, trieb die Franzosen von der Sambre zurück (17. Apr.), schlug sie bei Landrecies (26. Apr.) und eroberte diese Festung (30. Apr.), die den Weg nach Paris ihm zu öffnen schien. Aber hiermit hatten die Verbündeten das Ziel ihres dießjährigen Waffenglücks erreicht! Ihr Mangel an einem festbestimmten Plan und innigen Zusammenhalt und die kräftige Leitung der französischen Streitmassen brachte abermals einen Umschwung des Krieges hervor. Auf Carnots Befehl griff Pichegru, damals Befehlshaber der Nordarmee, die unter Clairfait Verbündeten fast täglich in Westflandern an und trieb, besonders durch den Sieg bei Tourcoing (18. Mai), den General Clairfait sammt dem Herzog von York von den Grenzen Frankreichs und den Ufern der Schelde zurück. Andrerseits drang Jourdan mit der Moselarmee wieder über die

die Sambre, eroberte Charleroi (25. Juni), siegte bei Fleurus (26. Juni) über den Prinzen von Coburg und verband sich mit Pichegru bei Ath (9. Juli). Von beiden bedrängt, mußten nun die Oestreicher über die Maas zurück, und die vier französischen Festungen, die in ihren Händen waren, Landrecies (17. Juli), Quesnoi (15. Aug.), Valenciennes (27. Aug.) und Condé (30. Aug.) wurden ihnen wieder entrissen *). Darauf trennten sich Pichegru und Jourdan: Pichegru wendete sich nordwärts, um Vorkehrungen zur Eroberung Hollands zu treffen, Jourdan aber blieb in den östreichischen Niederlanden, um die Einnahme derselben zu vollenden.

Letzteres gelang noch im Laufe des Jahres 1794. Jourdan, der nach der Schlacht bei Fleurus über die Maas gegangen war, besetzte am 27. Juli Lüttich, am 9. Aug. Trier, am 23. Sept. Aachen, worauf schon am 1. Oct. die östreichischen Niederlande in neun Departements getheilt und mit Frankreich vereiniget wurden. Die Oestreicher, allerwärts zurückgedrängt, gingen am 9. Oct. bei Cöln und Düsseldorf auf das rechte Rheinufer zurück; die Franzosen konnten also alle auf dem linken

Rhein=

*) Merkwürdig ist, daß in der Schlacht bei Fleurus Jourdan eines Luftballons sich bediente, um die Stellung der Feinde zu beobachten, und daß bei der Einnahme von Condé zum ersten Male der Telegraph (eine Erfindung des Ingenieurs Chappe und von der Nat. Versammlung im Sommer 1792 gebilliget) in Bewegung gesetzt wurde, um die Nachricht dieser Einnahme in wenigen Stunden nach Paris zu bringen.

Rheinufer, zwischen der Maas und Mosel gelegenen Plätze und selbst die wichtige Festung Mastricht (4. Nov.) mit leichter Mühe in ihre Gewalt bringen. Nur Luxemburg, vertheidigt vom Feldmarschall Bender, hielt sich bis zum 5. Juni 1795.

Nicht weniger glücklich kämpften die Franzosen gegen die Preußen, die jetzt unter dem Feldmarschall von Möllendorf, — Ferdinand von Braunschweig hatte, gekränkt durch den Widerspruch, den seine Vorschläge fanden, im Januar 1794 den Oberbefehl niedergelegt, — in Verbindung mit Oestreichern und Reichstruppen am Mittelrhein standen. Zwar hatten die Preußen am 23. Mai bei Kaiserslautern gesiegt und die Franzosen hinter die Linien an der Queis zurückgetrieben. Aber im Julimonat drangen letztere, durch neuen Zuzug verstärkt, unter Michaud wieder hervor und nöthigten durch wiederholte Siege (bei Edesheim 13. Juli, bei Lautern 15. Juli) die Oestreicher und Reichstruppen, sich über den Rhein zurückzuziehen. Die Preußen behaupteten sich noch eine Zeitlang zwischen Alzei und Worms, bis sie endlich, durch neues Vordringen der Franzosen in ihrer Flanke bedrohet, am 23. Oct. auf das rechte Rheinufer zurückwichen, worauf jene noch im October Worms und Bingen besetzten und am 24. Dec. die Rheinschanze bei Mannheim eroberten.

Wie in den Niederlanden und am Rhein waren die Franzosen auch bei den Pyrenäen glücklich. Die Spanier und Portugiesen, die in Frankreich eingedrungen waren,

ren, wurden über die Pyrenäen (30. Apr.) zurückgetrieben, verloren Bellegarde und sahen die Franzosen auf zwei Straßen, auf der von Perpignan und auf der von Bayonne, in Spanien eindringen. Dort wurde Figueras (27. Nov.) und Rosas (3. Febr. 1795), hier St. Sebastian (Juni 1794) und Tolosa (9. Aug.) ihnen entrissen.

Glücklich waren endlich die Franzosen in Italien gegen sardinische und östreichische Truppen. Von Nizza aus drang ihr Heer, — bei welchem Napoleon Bonaparte dem Namen nach nur den Oberbefehl über die Artillerie führte, in der That aber die Unternehmungen leitete, — durch das neutrale Gebiet von Genua, siegte (16. Apr.) bei Ponte di Nave über die Oestreicher, nöthigte (18. Apr.) die sardinischen Truppen ihre feste Stellung bei Saorgio zu verlassen, und bemächtigte sich der Gebirge zwischen Italien und Frankreich.

So hatten die Franzosen während des Jahres 1794 ihr Gebiet von auswärtigen Feinden befreit, hatten Belgien zum zweiten Male erobert, ferner das ganze linke Rheinufer (bis auf Mainz und Luxemburg) überwältigt und in Spanien und in Italien glückliche Einfälle unternommen. Solche Ergebnisse waren die Frucht der Revolution überhaupt und der Schreckensregierung insbesondere. Die Revolution hatte in allen Klassen des französischen Volkes ein Nationalgefühl erweckt, das zu tapfern Thaten begeisterte, und vorher niedergedrückten oder unerkannten Talenten neue Bahnen eröffnet; die

Schreckens=

Schreckensregierung aber wußte davon Gebrauch zu machen. Sie trieb alle Klassen der Bürger zum Krieg, nöthigte die Anführer, denen sie keine andere Wahl ließ als zu siegen oder unter der Guillotine zu sterben, zu den größten Anstrengungen, und erhielt in den Heeren den Gedanken lebendig, daß sie dem Vaterlande angehörten, und daß das Leben im Felde sorgenfreier und rühmlicher sei als das Leben in der Heimath.

Nur zur See waren und blieben die Franzosen unglücklich. Denn bei dem Mangel an geschickten Seeleuten, von denen viele durch Auswanderungen, andere durch den Aufstand der Vendée und Bretagne, manche auch durch Hinrichtungen der französischen Marine entzogen waren; ferner bei dem Mangel an dem unentbehrlichen Materiale zum Schiffsbau und Schiffsgeräthe, dessen Zufuhr durch Englands Verfahren gegen den Seehandel der Neutralen gehemmt war; endlich nach dem Verluste eines bedeutenden Theils ihrer Flotte und Seegeräthe, den sie zu Toulon erlitten hatten, — konnten sie der Ueberlegenheit Englands nicht gleich kommen. Sie verloren daher nicht nur mehrere Seetreffen, sondern auch einen großen Theil ihrer überseeischen Besitzungen. Geschlagen wurden sie im Jahre 1794 von den Engländern bei Savona (14. März), bei Quessant (1. Juni), bei l'Orient (23. Juni), bei den hierischen Inseln (13. Juli), und entrissen wurden ihnen am 24. Febr. die Insel Korsika (die England am 18. Juni als ein besonderes Königreich mit sich vereinigte); ferner die amerikanischen Inseln Martinique,

Guade-

Guadeloupe, St. Lucie (März — April 1794) und in Ostindien Pondicherie (23. Aug.). Auch wurde das französische Küstenland am mittelländischen und atlantischen Meere von den Engländern gesperrt oder in Blokadezustand erklärt und dadurch der französische Handel fast ganz vernichtet.

Gegen solche Verluste suchten und fanden die Franzosen Entschädigungen im Landkriege, der auch im Jahre 1795 mit glücklichen Erfolgen von ihnen geführt wurde. Das Wichtigste aber, was sie gleich in dem Anfange desselben vollbrachten, war die Eroberung Hollands, die einst Ludwig XIV. in der Fülle seiner Macht vergebens erstrebt hatte.

Nachdem Pichegru noch im Herbste des Jahres 1794 das englisch-holländische Heer, das der Herzog von York und der Prinz von Oranien (jetzt König Wilhelm I., geb. 1772) anführten, über die Maas und Waal zurück getrieben hatte, ging er, begünstigt durch den strengen Winter, der über Flüsse und Teiche ihm einen Weg bahnte, am 24. Dec. 1794 über die gefrorene Waal, nahm am 17. Jan. 1795 Utrecht und am 19. Jan. Amsterdam ein. Der Erbstatthalter Wilhelm V. war vor ihm (am 18. Jan.) von Scheveningen (nördlich von Haag) nach England geflüchtet, und die Gegner desselben, die Patrioten oder Antioranier, die das Eindringen der Franzosen befördert hatten, beförderten nun auch den Umsturz der Verfassung. Mit Beistimmung oder auf Antrieb der Franzosen hoben sie (zu Haag am

26.

26. Jan.) die Erbstatthalterwürde auf, erklärten Holland zur „batavischen Republik" und schlossen (16. Mai) ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, wobei sie ihre Flotten, Truppen und Festungen demselben überließen, hundert Millionen Gulden zahlten, das holländische Flandern sammt der Gegend zwischen Mastricht und Venloo abtraten und den gemeinsamen Gebrauch des Hafens Vlissingen zugestanden.

Auf solche Art wurde Holland aus einem Feinde ein Verbündeter Frankreichs, und dieses in dem Besitz Belgiens befestigt und mit Geld und anderen Kriegsbedürfnissen versehen. Doch Holland war nicht der einzige Staat, der, von der Coalition zurücktretend, Friede mit Frankreich schloß. Dasselbe geschah noch im Laufe des Jahres 1795 auch von Preußen, Spanien, Toskana und Hessen.

Den Anfang machte, was auffallend war, des Kaisers Bruder, Ferdinand, Großherzog von Toskana. Nur ungern war er der Coalition beigetreten, und jetzt die Fortschritte der Franzosen in Italien fürchtend, sendete er einen Gesandten nach Paris, der daselbst am 9. Febr. 1795 einen Frieden schloß, in welchem Toskana die französische Republik anerkannte, die Zahlung einer Million Livres verwilligte und dagegen die Zusicherung der Neutralität erhielt. Darauf folgte Preußen. Schon im Nov. 1794 hatte es 20,000 Mann vom Rhein nach Polen abgerufen und seit dem December mit der französischen Republik zu Basel Unterhandlungen

lungen angeknüpft, die zu dem Frieden führten, den der Graf von Hardenberg mit dem französischen Bürger Barthelemy am 5. Apr. 1795 zu Stande brachte. In demselben erkannte Preußen die französische Republik an und überließ ihr seine Länder auf dem linken Rheinufer bis zum allgemeinen Frieden, wogegen die französische Republik sich aller Durchmärsche durch preußische Länder zu enthalten versprach. In einem Nachtrage zu diesem Frieden (vom 17. Mai) wurde eine Demarcations- oder Sicherungslinie bestimmt, welche, anhebend von Ostfriesland, längs der Ems durch Westphalen, Franken und Sachsen bis nach Schlesien ging und dem nördlichen Deutschland, unter der Bedingung, daß es seine Contingente vom Reichsheere zurückzog, unter Preußens Schutz Ruhe und Friede verhieß. In einem geheimen Artikel (entweder des basler Friedens oder eines Nachtrags vom 5. Aug. 1796) willigte Preußen in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers gegen Entschädigung für sich, für Oranien und für Hessen-Cassel. — Dieser Friede erregte laute Mißbilligung. Man fand es unrecht, daß Preußen die Verbindungen aufgab, die es erst vor kurzem (mit England und Holland zu Haag am 19. Apr. 1794, mit Oestreich zu Schwetzingen am 26. Juli 1794) erneuert hatte; man tadelte, daß es das westliche Deutschland hinopferte und alle Kriegslast dem südlichen zuwälzte; man klagte noch späterhin, daß es, indem es abgesondert vom Reichsoberhaupte die Rolle eines Vorstandes des deutschen Reichs übernahm, den

Zer-

Zerfall und Untergang desselben beförderte und sich selbst von Frankreich abhängig machte. Aber man mußte auch bemerken, daß Preußen trotz der erhaltenen Subsidien bei dem gewinnlosen Kriege mit Frankreich seinen Staatsschatz erschöpft hatte und wegen Polen mit Rußland in Verwickelungen gerathen war, die es ihm nicht gestatteten, den Krieg gegen Frankreich fortzuführen.

Durch Preußen bewogen, schloß auch Hessen-Cassel (am 29. Aug. 1795) zu Basel mit Frankreich Frieden, wobei es seine Festung Rheinfels, die am 2. Nov. 1794 von den Franzosen erstürmt worden war, die Stadt St. Goar und den am linken Rheinufer liegenden Theil der Grafschaft Katzenellenbogen bis zum allgemeinen Frieden den Franzosen überließ. — Etwas früher (am 22. Juli) schloß, gleichfalls zu Basel, Spanien Frieden. In demselben gab Frankreich alle in Spanien gemachte Eroberungen zurück und erhielt dagegen den spanischen Antheil an Domingo. Einige Zeit nachher (19. Aug. 1796) bewog es Spanien zu einem Schutz- und Trutzbündniß, das die spanischen Schätze und Streitkräfte von der französischen Republik abhängig machte. — Mit Oestreich pflog Frankreich am Anfang des Jahres 1795 Unterhandlungen; aber sie wurden von England hintertrieben, das am 21. Mai 1795 sein Bündniß mit Oestreich erneuerte. — Bedingt aber waren alle diese Unterhandlungen und Friedensschlüsse durch die Veränderungen, die seit dem 28. Juli 1794 im Innern

nern Frankreichs eingetreten waren, und nun erörtert werden sollen.

4) Vorgänge im Innern, vom Nov. 1793 bis zum Nov. 1795, oder von der Abschaffung des Christenthums bis zur Einführung der Directorialregierung.

Die Revolution behauptete den Höhepunkt ihrer Wildheit, den sie mit der Abschaffung des Christenthums erreicht hatte, nur kurze Zeit. Wie die Ueberspannung, in die sie gerathen war, zum Rückgang hinführte, so auch die Spaltung, die unter den Jacobinern eintrat. Denn, was gewöhnlich geschieht, daß eine siegende Partei, die durch gemeinsame Bekämpfung mächtiger Gegner nicht mehr zusammengehalten wird, unter sich zerfällt und die Wuth ihrer Leidenschaftlichkeit gegen sich selbst richtet: das begegnete auch den Jacobinern oder den Männern des Berges nach dem Sturze der Girondisten. Verschiedenheit der Meinungen und Bestrebungen that sich unter ihnen hervor. Die Einen, deren Werk die Abschaffung des Christenthums und das Wüthen gegen Künste und Wissenschaften war, wollten die Wildheit der Revolution vergrößern; die Andern, denen nach den Siegen der Republik ferneres Zerstören und Blutvergießen nutzlos und unrecht schien, wollten dieser Wildheit steuern oder ein gemäßigtes und menschliches Verfahren geltend machen. Jene nannte man Ultra-Revolutionäre, Ueberspannte

spannte oder Hebértisten, nach dem Namen des schamlosen Hebért, der, Mitglied des pariser Gemeinderathes, die Meinungen seiner Partei in einem Tageblatte (le père Duchêne) unverhüllt vortrug; diese Citra-Revolutionäre, Gemäßigte oder Dantonisten, nach dem Namen des kräftigen Danton, der einst den Umsturz des Königthums, die Erhebung der Republik und die Aufstellung der Schreckensregierung befördert hatte, jetzt aber der Mäßigung und gesetzlichen Ordnung das Wort redete, die Schreckensregierung aufzuheben und die Unabhängigkeit des Convents wieder herzustellen suchte *).

Dem Wohlfahrtsausschusse oder dem Haupte desselben, Robespierre, mißfielen beide Parteien, wie letzterer in der merkwürdigen Rede, die er am 25. Dec. 1793 zur Vertheidigung des Wohlfahrtsausschusses hielt, zu erkennen gab. Er war gegen die Ueberspannten, weil sie durch ihre Wildheit, besonders durch ihr Verfahren gegen die Religion, die Regierung verächtlich und verhaßt machten, und war gegen die Gemäßigten, weil die von ihnen empfohlene Mäßigung die Gewalt und Kraft der Regierung zu schwächen schien. Er suchte also beide zu unterdrücken, unter dem Vorwande, daß beide die Auflösung der Volksregierung und den Triumph der Tyrannei zum Zwecke hätten.

Zu-

*) Was ihn hierzu bewegen mochte, habe ich in dem Ueberblick seines Lebens und Wirkens (in der neunten Erzählung des zweiten Abschnitts) zu erörtern gesucht.

Zuerst wendete er sich gegen die Ueberspannten, ihm die widrigsten und gefährlichsten, weil sie die am 10. Aug. 1792 erhobene und durch die Schreckensregierung niedergehaltene Herrschaft des Gemeinderathes, dessen Mitglieder sie größtentheils waren, wieder herzustellen suchten und im Revolutionsheere ihre Stütze hatten. Um sie zu stürzen, drang Robespierre (21. Nov. 1793) auf eine Reinigung des Jacobinerclubbs, durch welche der Ultra-Revolutionär Anacharsis Cloots, der sich einen Vertreter des Menschengeschlechts nannte und der Gottesleugnung sich rühmte, und nach ihm mehrere Andre ausgestoßen und somit der öffentlichen Meinung verdächtigt wurden. Zugleich erklärte sich Robespierre gegen den von ihnen aufgestellten Vernunftdienst. „Die Gottesleugnung", behauptete er, „sei aristokratisch und der Glaube an ein höchstes Wesen volksthümlich; gäbe es keinen Gott, so müßte man ihn erfinden." Wenige Tage nachher (5. Dec.) mußte der vom Wohlfahrtsausschusse abhängige Convent verordnen, daß der Gottesdienst frei und alle die Freiheit desselben störende Gewaltthätigkeit verboten sein sollte *). Nach solchen Einleitungen

*) Dabei dauerte der Vernunftdienst eine Zeitlang fort. Noch am 18. Febr. 1794 wurde zu Paris im Tempel der Vernunft (der Kirche Notre-Dame) ein Fest wegen Aufhebung der Sklaverei der Neger gefeiert, nachdem der Convent, — nicht bloß aus republikanischem Fanatismus, sondern auch aus Politik, um das französische Westindien gegen die Angriffe der Engländer und Spanier zu schützen, — am 4. Febr. alle Neger und Sklaven in den Besitzungen der Republik für freie französische Bürger erklärt und drei Deputirte von Domingo, einen Neger, einen Mulatten und einen Weißen zu Sitz und Stimme aufgenommen hatte.

tungen schritt der Wohlfahrtsausschuß zur Verhaftung zweier Ultra-Revolutionärs, des Oberbefehlshabers des Revolutionsheeres Ronsin und des Generalsecretärs im Kriegsdepartement Vincent (17. Dec.); aber zu voreilig! Das Revolutionsheer drohete und die Jacobiner und Cordeliers (die damals wieder auflebten) sprachen für die Verhafteten. Diese kamen daher wieder in Freiheit. Doch als sie, um sich zu rächen, mit den übrigen Ultra-Revolutionärs eine neue Einrichtung der Republik verabredeten, und der National-Convent auf den Bericht St. Just's, eines Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses, diese Verabredung für eine neue Verschwörung gegen das französische Volk und dessen Freiheit erklärte und die Bestrafung der Urheber und Mitschuldigen derselben beschloß (13. März 1794): so gelang es dem Wohlfahrtsausschusse, die Ultra-Revolutionärs in der Nacht vom 13. zum 14. März ins Gefängniß und am 21. März vor das Revolutionsgericht zu bringen. Das Revolutionsgericht verurtheilte sie als aufrührerische, verläumderische, räuberische und gotteslästerliche Menschen, die im Dienste der Feinde der Freiheit alle Freiheitsfreunde zu vernichten und einen neuen Tyrannen unter dem Titel Oberrichter einzuführen gesucht hätten. Am 24. März wurden sie, neunzehn an der Zahl, unter ihnen Hebért, Ronsin, Vincent, der schon erwähnte Buchhändler Momorro und Anacharsis Cloots, hingerichtet. Mit ihrer Hinrichtung verband der Wohlfahrtsausschuß die Niederdrückung des-

 sen,

sen, was ihre Stütze gewesen war. Am 27. März hob er das Revolutionsheer auf, das ihm jetzt mehr nachtheilig als nützlich war, und zugleich nöthigte er den Gemeinderath, um ihn zu demüthigen, dem National-Convent für das Verfahren gegen seine Mitglieder zu danken und einen neuen National-Agenten (Payan) und zwei Substituten desselben vom Wohlfahrtsausschusse anzunehmen.

Zu diesem Sturze der Hébertisten hatten die Dantonisten mitgewirkt: sie freuten sich desselben als eines Sieges der gesetzlichen Ordnung über rohe Ausgelassenheit. Aber nicht für sie waren jene gefallen; vielmehr ermuthigte deren Fall den Wohlfahrtsausschuß, nun auch gegen die Partei der Gemäßigten sich zu wenden und diese, wie jene, zu stürzen. Sechs Tage nach der Hinrichtung der Hébertisten, am 30. März, wurde die Verhaftung Dantons und seiner Freunde (Camille Desmoulins, Phelippeaux, Lacroix rc.) im Wohlfahrtsausschusse beschlossen und in der darauf folgenden Nacht, ohne Widerstand zu finden, vollzogen. Der eingeschüchterte Convent mußte, auf Robespierre's und St. Just's Betrieb, diese Verhaftung genehmigen und die Verhafteten als Verschworene gegen die Republik dem Revolutionsgerichte preisgeben. Noch setzte Danton mit jener Kraft, durch die er einst so vieles erwirkt hatte, seine Richter in Schrecken; aber er wurde außer Verantwortung und Erörterung erklärt und zum Tode verurtheilt, den er am 5. Apr., nachdem er seine Freunde

vor

vor seinen Augen hatte sterben sehen, mit unerloschenem Muthe erlitt *). Diesen Sturz benutzte der Wohlfahrtsausschuß, wie den Sturz der Hebértisten, zur Vermehrung seiner Macht. Er hob am 1. Apr. den Vollziehungsrath, der ihm zur Seite stand, auf, setzte an dessen Stelle zwölf von ihm abhängige Commissionen oder Kanzleien und brachte so, wie die gesetzgebende, auch die vollziehende Gewalt völlig an sich.

Jetzt stand der Wohlfahrtsausschuß und in demselben Robespierre auf dem Gipfel seiner Macht. Denn wie jener nach Unterdrückung der Parteihäupter, die ihn bedroht hatten, mächtiger als je war, so war wiederum dieser im Wohlfahrtsausschusse der angesehnste und mächtigste. Zwar ragten neben ihm auch seine Freunde St. Just und Couthon hervor, so daß man sagte, er bilde mit diesen ein Triumvirat; doch überstrahlte er sie, wie alle anderen Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, durch den Schimmer republikanischer Tugenden, durch glänzende Redefertigkeit und durch Beaufsichtigung und Leitung des Gemeingeistes. Er war, ohne es zu heißen, der Protector oder Dictator der Republik. Doch nicht ganze vier Monate (31. März — 27. Juli 1794) dauerte seine volle Herrschaft. Der Abscheu, den die Schreckensregierung erregte, die Spaltungen, die unter den Revolutionshäuptern und selbst im Wohlfahrts-

fahrts-

*) Die näheren Umstände seiner Verhaftung, Verurtheilung und Hinrichtung werden unten im zweiten Abschnitt Num. 9 geschildert.

fahrtsausschusse ausbrachen, die Anmaßungen und Drohungen, die er sich erlaubte, und endlich seine Unentschlossenheit und Feigheit in den entscheidenden Augenblicken führten seinen baldigen Sturz herbei.

Schwer ist es, über ihn und seine Zwecke zu urtheilen *), und wahrscheinlich, daß nicht alles, was unter ihm geschah, durch ihn geschah; aber gewiß ist es, daß die Zeit seiner Herrschaft die schrecklichste für Frankreich war. Zu keiner Zeit herrschte abscheulichere Willkür, zu keiner Zeit wurde die Freiheit, in deren Namen er zu handeln vorgab, schmählicher unterdrückt, zu keiner mit dem Eigenthum und Leben ein furchtbareres Spiel getrieben. Am 4. Apr. erklärte Tallien als Präsident im National-Convente: „Nicht der Tod, sondern Tugend und Gerechtigkeit sei an der Tagesordnung"; aber am 16. Apr. ließ der Wohlfahrtsausschuß durch den National-Convent beschließen, daß alle der Verschwörung Angeklagten aus allen Theilen Frankreichs vor das Revolutionsgericht zu Paris gebracht, daß keinem Exadeligen, keinem Priester, keinem Fremden aus feindlichen Ländern der Aufenthalt in der Hauptstadt, in Festungen und in Seeplätzen während des Krieges gestattet, und Jeder, der sich über die Revolution beklage, oder lebe, ohne etwas für die Revolution Nützliches zu thun, (wofern er nicht über 60 Jahre und gebrechlich sei) nach

Guiana

*) Man sehe die Charakteristik Robespierre's unten im zweiten Abschnitte Num. 9.

Guiana geschafft werden sollte. In Folge dieses Beschlusses kam eine Polizei auf, die alles, auch die Briefgeheimnisse, belauerte. Keine Stimme durfte gegen diese Schrecklichkeiten sich erheben, die Gefängnisse überfüllten sich, jeden Tag wurden Todesurtheile mit gefühlloser Leichtsinnigkeit ausgesprochen und vollzogen *). Dazwischen ließ Robespierre es sich angelegen sein, an die Stelle des Christenthums und des Vernunftdienstes eine neue Staatsreligion aufzustellen, da er selbst erkannte, daß das öffentliche Leben einer religiösen Stütze bedürfe. Am 7. Mai vermochte er den National-Convent zu decretiren, daß das französische Volk das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne, und es als Pflicht betrachte, den schädlichen Kirchenglauben und die Tyrannei zu verabscheuen, die Tyrannen und Verräther zu bestrafen und nach allen Kräften Gutes zu wirken. Zur Befestigung dieses Beschlusses ließ er am 8. Juni (20. Prairial) ein Fest des höchsten Wesens feiern, bei dem er selbst im Glanze eines Priesters und Protectors erschien. Aber mit diesem Feste, das die Höhe seines Ansehns zu erkennen gab, brach auch der Haß gegen ihn vornehmlich hervor. Hierdurch zur Rache

*) Unter den damals Hingerichteten befanden sich zwei noch übrige Ultras Chaumette und Gobel (13. April), ferner der edle Greis Malesherbes (22. Apr.), der berühmte Chemiker Lavoisier (8. Mai), die fromme und schwergeprüfte Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwigs XVI. (10. Mai), der Wüthrich Jourdan, vordem Befehlshaber zu Avignon (27. Mai) 2c.

Rache getrieben, brachte er am 10. Juni (22. Prairial) durch Couthon das Gesetz auf, daß Alle, die falsche Nachrichten in Umlauf bringen, die Meinung des Volkes irre führen, den republikanischen Grundsätzen entgegentreten, kurz irgend etwas, unter welcher Larve es auch sei, gegen die Freiheit, Einheit und Sicherheit der Republik unternehmen würden, mit dem Tode bestraft werden sollten. Dabei wurde das Revolutionsgericht aller rechtlichen Formen, auch der wenigen, die es bisher beobachtet hatte, entbunden und angewiesen, auf keine andre als auf Todesstrafe zu erkennen und ohne Genehmigung des Wohlfahrtsausschusses niemand freizusprechen. Vergebens sträubte sich der Convent gegen dieses Blutgesetz, das ihn selbst bedrohte: er mußte nach Robespierre's Willen dasselbe ohne Aenderung annehmen und die durch dasselbe vermehrten Verhaftungen und Hinrichtungen zulassen*). Gleichwohl konnte Robespierre seine Feinde nicht, wie er wünschte, unterdrücken, da er auch im Wohlfahrtsausschuß Widerspruch fand. Dieß bewog ihn, sich aus den Sitzungen des letztern zurückzuziehen und vom Hause aus oder im Jacobinerclubbe die öffentlichen Angelegenheiten zu betreiben. Am 26. Juli suchte er seine Feinde durch

*) Vom 10. Juni, wo das oben angeführte Gesetz aufkam, bis zum 27. Juli, wo Robespierre gestürzt wurde, betrug, wie Thiers VI, 256 angibt, die Zahl der Hingerichteten 1285. Mit dieser Angabe stimmt ziemlich überein das Verzeichniß dieser Hinrichtungen in Posselts chronologischem Register der fränkischen Revolution. Tübingen 1808. Th. I. S. 245—295.

durch eine Rede im National-Convente niederzuschmettern; aber dieß gelang ihm nicht. Sie erhoben sich gegen ihn, und er erlag ihnen, als er am 27. Juli (9. Thermidor) denselben Versuch erneuerte. Er wurde nebst seinem Bruder und seinen Freunden, St. Just, Couthon und Lebas, gefangen genommen. Zwar entkam er aus dem Gefängnisse auf das Stadthaus und seine Feinde geriethen in große Gefahr; doch ihre Standhaftigkeit und der Anhang, den sie in den pariser Sectionen fanden, verschaffte ihnen den Sieg. Das Stadthaus wurde von ihnen besetzt, Robespierre mit seinem Anhange gefangen genommen und am 28. Juli hingerichtet, worauf am 30. Juli noch 69 Mitglieder des Gemeinderathes als Geächtete ihm nachgesendet wurden *).

Der Sturz Robespierre's zog den Sturz der Schreckensregierung und dieser das Rückschreiten der Revolution nach sich, doch nicht plötzlich, sondern allmählig. Die Liebe für eine Republik, die so schrecklich sich gestaltet hatte, fing an zu erkalten und die öffentliche Meinung war für die Herstellung einer gerechten und milden Regierung. Aber im Convente selbst, der jetzt wieder zur Herrschaft gelangt war, waren die Meinungen getheilt. Die Mitglieder der Ausschüsse (also auch des Convents), welche zum Sturze Robespierre's mitgewirkt hatten, nur um ihr bedrohetes Leben zu retten, nicht, um eine Regierung,

*) Was hier nur angedeutet ist, wird unten in der zehnten Erzählung des zweiten Abschnitts ausführlich geschildert.

gierung, an der sie selbst Theil nahmen, zu zerstören, strebten nach Erhaltung der Schreckensregierung: man nannte sie „den Schweif Robespierre's" oder „Terroristen." Dagegen suchten andre Conventsglieder, theils Republikaner, theils Schreckensmänner, die durch den Gang der Ereignisse zum Bessern umgestimmt waren, im Einklang mit der öffentlichen Meinung Gerechtigkeit und Milde geltend zu machen: man nannte diese „die Thermidorier" oder „Gemäßigte."

Unmittelbar nach dem Sturze Robespierre's hatten letztere das Uebergewicht. Von ihnen wurden die Ausschüsse sammt dem Revolutionsgerichte neu besetzt und eingerichtet, das Blutgesetz vom 10. Juni, das Maximumsgesetz und das am 16. Apr. anbefohlene Verfahren gegen Exadelige und Priester abgestellt, die Versammlungen der Sectionen beschränkt und nicht mehr besoldet, die wildesten Schreckensmänner von den Staatsstellen entfernt, einige, wie der öffentliche Ankläger Fouquier Tinville (7. Mai 1795), hingerichtet; Preßfreiheit wurde, wenn auch nicht ausgesprochen, doch gestattet, und ganze Schaaren von Gefangenen in Freiheit gesetzt. Auch fing man an, für Künste und Wissenschaften zu sorgen, die Einrichtung der Schulen in Vorschlag zu bringen, Ackerbau und Gewerbe zu unterstützen, Freiheit der Religionsübung zu gestatten, kurz die Wunden zu heilen, welche das Wüthen der Revolution dem französischen Staate geschlagen hatte.

Dagegen behaupteten die Terroristen, die Mäßigung sei

sei ein Verbrechen gegen das Vaterland; sie diene nur dazu, die Freiheit rückgängig zu machen und die Wiederherstellung des Königthums einzuleiten, — was in der That auch von Aristokraten oder Royalisten da und dort, besonders im südlichen Frankreich, ja auch in Paris schon damals versucht wurde. Der Deputirte Louchet redete daher im Convente (19. Aug. 1794) für die Beibehaltung der Revolutionsregierung und verlangte, daß der Schrecken an der Tagesordnung bleiben sollte. Auf seiner Seite standen viele von den alten Mitgliedern des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, namentlich Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, Vadier. Vergebens erhob Lecointre gegen sie eine Anklage (29. Aug.): diese Anklage wurde, auf Betrieb der Terroristen, als falsch und verläumderisch zurückgewiesen.

Zum Stützpunkt dienten ihnen die Jacobiner. Diesen war die Wiedereröffnung ihres Clubbs, der während des Kampfes gegen Robespierre, am 27. Juli, durch Legendre geschlossen worden war, vom Convente am 31. Juli gestattet worden, und sie hatten sich in den ersten Tagen ihres erneuerten Wirkens als Gemäßigte gezeigt, ja sogar dem Convent zum Sturze Robespierre's und der Tyrannei Glück gewünscht. Bald aber, als viele ihrer Mitglieder verfolgt wurden und Männer wie Billaud Varennes, Collot d'Herbois rc. sie aufhetzten, kehrte der vorige Geist zu ihnen zurück. Nun erklärten sie strenge Maßregeln für heilsam, widerstrebten dem Convent, stritten gegen die Bestrafung des Wüthrichs

Car-

Carrier und hetzten das Volk wider die Gemäßigten im Convente auf. Letztere fühlten, daß sie schon um ihrer Sicherheit willen das Wiederaufkommen der Jacobiner unterdrücken müßten, und unterstützt wurden sie durch die Bessern im Volke. Junge Leute aus dem Mittelstande traten zu ihrem Schutze auf und wurden von dem Deputirten Fréron zu einer Schaar vereinigt, die von den Sansculottes spottweise „die vergoldete Jugend" genannt wurde. Fast täglich gerieth diese Schaar (während des Octobers 1794) mit den pariser Sansculottes in blutige Händel, bis sie endlich sich entschloß, den Mittelpunkt aller Aufwiegelungen zu zerstören. Sie erstürmte daher am 11. Nov. den Jacobinerclubb und vertrieb die Jacobiner unter vielen Mißhandlungen. Darauf ließ der Convent, der schon am 17. Oct. dem Jacobinerclubb zu Paris Verbrüderung und Briefwechsel mit den Jacobinerclubbs in den Departements untersagt hatte, am 12. Nov. ihre Archive versiegeln, alle ferneren Sitzungen ihnen verbieten und mehrere derselben, die keine Deputirten waren, verhaften.

Um aber auch gegen die Jacobiner im Convente das Uebergewicht zu behaupten, bewirkte die Partei der Gemäßigten, daß die 73 Deputirten, welche wegen ihrer Erklärung zu Gunsten der geächteten Girondisten verhaftet worden waren, der Gefangenschaft entlassen und wieder in den Convent aufgenommen wurden (8. Dec.). Gern hätte sie auch den Wenigen, die von jenen geächteten Girondisten noch am Leben waren, gleiche Wieder-

auf-

aufnahme verschafft; aber dieses Gesuch fand den hartnäckigsten Widerspruch. Für jetzt wurde nur Zurücknahme der Achtserklärung (am 17. Dec.), und erst im folgenden Jahre (8. März 1795) der Wiedereintritt in den Convent ihnen zugestanden.

Inzwischen hatte sich die Partei der Gemäßigten aufs neue gegen die alten Mitglieder der Ausschüsse, namentlich gegen Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Barrère und Vadier, die man mit dem Namen der großen Verbrecher bezeichnete, hingewendet, weil sie überzeugt war, daß das Mäßigungssystem nur dann die Oberhand gewinnen könnte, wenn die, die dem Schreckenssystem am hartnäckigsten anhingen, gestürzt wären. Doch mehrere jacobinische Mitglieder des Convents nahmen sich ihrer an, und obschon am 27. Dec. eine Untersuchung gegen sie beschlossen und dazu eine Commission von 21 Deputirten ernannt worden war, so konnte ihr Proceß doch erst im März 1795 beginnen. Sie wurden, bis auf Vadier, der sich durch die Flucht rettete, am 2. März verhaftet und am 22. u. 23. März vor die Schranken des Convents zur Verantwortung gezogen.

Durch das Verfahren gegen diese sah sich die ganze Partei der Terroristen bedroht. Sie suchte daher den Pöbel der Hauptstadt gegen den Convent und dessen Mäßigungssystem aufzuhetzen; und leicht wurde ihr dieß bei dem Nothstand, in welchen die ärmere Volksklasse zu Paris theils durch den Verfall der Assignaten, theils durch den Mangel an Brod und Holz während des harten

ten Winters (1794—1795) gerathen war. Es drang daher, nach mehreren stür...schen Bewegungen, am 1. Apr. 1795 ein wilder Schwarm von Männern, Weibern und Kindern aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau in den Convent und verlangte daselbst Brod, die Constitution vom Jahre 1793 und die Befreiung der Verhafteten. Viele jacobinische Deputirte stimmten den Anstürmenden bei, und es entstand ein Toben und Gedränge im Convente, das das Aergste erwarten ließ. Doch es blieb bei Drohungen. Nach vier Stunden zog der wilde Haufen freiwillig ab, theils aus Hunger, theils weil er das Herbeirücken der bewaffneten Macht fürchtete. Darauf erklärte der Convent Paris in Belagerungsstand, ernannte den General Pichegru, der eben anwesend war, zum Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde und verurtheilte die großen Verbrecher zur Abführung nach Guiana. Am 2. Apr. wurden sie fortgeschafft, dann einige der Deputirten, die sich als Begünstiger der Aufrührer gezeigt hatten, ihnen nachgesendet und noch mehrere derselben verhaftet.

Um aber auch Ordnung und Nachdruck in die Regierung zu bringen, schien es der Partei der Gemäßigten nöthig, die Verfassung vom Jahre 1793, die nie zur Ausführung gekommen war und als unausführbar anerkannt wurde, mit einer andern zu vertauschen. Zum Entwurf derselben wurde eine Commission von eilf Deputirten (unter diesen der berühmte Sieyes, der seit Robespierres Sturze wieder hervorgetreten war) am 18.

Apr.

Apr. ernannt. Aber den Jacobinern mißfiel dieses Vorhaben, das ihnen völlige Unterdrückung drohete. Sie trieben daher das noch immer von Hungersnoth und Geldmangel bedrängte Volk zu einem neuen Aufstande, der die Auflösung der gegenwärtigen Regierung und die Wiederherstellung des Jacobinerclubbs und des pariser Gemeinderaths bewirken sollte. Am 20. Mai (1. Prairial) drangen abermals große Pöbelmassen aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau mit dem wilden Geschrei: „Brod, Verfassung vom Jahre 1793, Befreiung der Patrioten!" in den Convent, überwältigten dessen Vertheidiger, tödteten den Abgeordneten Feraud, der in dem Präsidenten die Würde des Convents schützen wollte, vertrieben auf zwei Drittel der Abgeordneten und ließen durch die Zurückgebliebenen über ihre Anträge abstimmen. Hätte der Pöbel einen entschlossenen, planmäßig handelnden Anführer gehabt, oder wäre nicht die Wiederherstellung des Schreckenssystems von dem größern und bessern Theile der pariser Bürger verabscheut worden, so hätte der Convent an diesem Tage leicht vernichtet werden können. Doch er wurde gerettet, durch die bewaffneten Bürger, die Legendre und Barras gesammelt hatten. Von ihnen wurden die Pöbelhaufen aus dem Sitzungssaale vertrieben und viele von den Abgeordneten, die ihnen beigestimmt hatten, verhaftet, darauf die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, in denen der Aufstand noch forttobte, mit Hilfe des Militärs, das der Convent herbei gezogen hatte, am 22.

und

und 23. Mai zur Unterwerfung gebracht und zur Auslieferung ihrer Waffen und Anführer genöthigt. Dieser Sieg des Convents unterdrückte die Pöbelherrschaft, die seit dem 10. Aug. 1792 bestanden hatte, deutete aber auch darauf hin, daß eine Militärherrschaft aufkommen würde.

Doch ehe diese aufkam, erhoben sich, neben der Klasse der angeseheneren und wohlhabenderen Bürger, die Royalisten, deren viele theils aus den Gefängnissen, theils aus dem Auslande zurückgekehrt waren. Die Schwäche der jetzigen Regierung erfüllte sie mit Muth und Hoffnung, und sie vermehrten die obwaltenden Unruhen, um dem Volke die Republik verhaßt zu machen und das Königthum zu empfehlen. Besonders geschäftig hierzu zeigten sie sich im südlichen Frankreich und an den nordwestlichen Küsten, wo Royalistenheere unter Englands Beistand mehrmals landeten. Der Convent suchte der Gefahr, die durch sie der Republik drohete, dadurch zu begegnen, daß er Truppen herbei zog und, um eine Partei durch die andere niederzuhalten, Viele der zuletzt Verhafteten wieder in Freiheit setzte und Waffen unter sie vertheilte. Zugleich beschleunigte er aber auch die Aufstellung der neuen Verfassung, durch welche die Republik befestiget werden sollte. Am 23. Juni wurde sie von der schon erwähnten Commission dem Convente vorgelegt und am 17. Aug. von diesem bestätigt.

In dieser Verfassung, der dritten seit 1789, wurde, wie in der zweiten, Frankreich als Eine und Untheilbare Republik anerkannt, in der das Volk, als der eigentliche

gentliche Souverain, in Urversammlungen die Abgeordneten zu den Wahlversammlungen, und in Wahlversammlungen die Abgeordneten zu der Nationalversammlung ernennen sollte. Aber nicht, wie in der zweiten Verfassung, sollte die gesetzgebende und gesetzausübende Gewalt vereinigt, sondern, wie in der ersten, getrennt sein. Die gesetzgebende Gewalt wurde daher 750 Volksrepräsentanten, die gesetzausübende Gewalt einem Directorium von fünf Personen übertragen. Die Volksrepräsentanten (von denen jährlich ein Drittel abtreten und dieses durch neue Wahlen in den Wahlversammlungen ergänzt werden sollte), wurde in zwei Kammern getheilt, in den Rath der Jüngern von 500 Mitgliedern und in den Rath der Alten von 250 Mitgliedern. Der Rath der Jüngern oder der Fünfhundert, dessen Mitglieder wenigstens 30 Jahre alt sein sollten, sollte Gesetze und Einrichtungen in Vorschlag bringen; der Rath der Alten aber, dessen Mitglieder wenigstens 40 Jahre alt sein sollten, sollte, um übereilte oder verderbliche Maßregeln abzuhalten, die Beschlüsse des Rathes der Fünfhundert prüfen, sie bestätigen oder verwerfen, so daß ein Gesetz nicht eher gültig wäre, als bis es vom Rathe der Alten genehmiget sein würde. Beide Räthe sollten sich nie in Einem Saale vereinigen; aber der Rath der Alten erhielt das Recht, die Sitzungen beider Räthe und des Directoriums von Paris nach andern Orten zu verlegen. — Die vollziehende Gewalt oder die Sorge für alle Zweige der Staatsverwaltung wurde dem Directorium

torium zugesprochen, das, auf Vorschlag des Raths der Fünfhundert, von dem Rathe der Alten aus den Volksrepräsentanten gewählt wurde. Ihm wurde übertragen, die vom gesetzgebenden Körper aufgestellten Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, über die Anwendung des Heeres und des Schatzes zu verfügen, Feldherren und Minister, die die Einzelnheiten der Verwaltung besorgen sollten, zu ernennen und abzusetzen und die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten. Zu seiner Auszeichnung erhielt jeder der fünf Directoren eine besondere Amtstracht, eine Wache, eine Wohnung im Palaste Luxemburg und einen ansehnlichen Gehalt, um auch die Botschafter fremder Mächte mit Anstand empfangen zu können. Um Anmaßlichkeiten und Mißbrauch der Gewalt zu verhüten, sollte der Vorsitz alle drei Monate unter den Directoren wechseln, jährlich einer derselben (bei den fünf ersten nach Bestimmung des Looses, dann nach Bestimmung des Alters) abgehen und an dessen Stelle ein vom gesetzgebenden Körper Neugewählter eintreten, keiner den Oberbefehl über die Heere übernehmen, keiner nach Gutdünken über den Schatz verfügen (der unter besonderen von beiden Räthen ernannten Schatzmeistern stand) und das Directorium überhaupt, so wie jedes Mitglied desselben dem gesetzgebenden Körper oder einem vom Volke ernannten Nationalgerichte verantwortlich sein. Ueber die richterliche Gewalt wurde, wie in der ersten Constitution, verfügt. Getrennt von der gesetzgebenden und gesetzausübenden Gewalt, sollte sie in

die

die peinliche und bürgerliche Rechtspflege getheilt und von Richtern, die das Volk erwählte, öffentlich und unentgeldlich verwaltet werden. In jedem Cantone sollte ein Friedensgericht, in jedem Departement ein Criminalgericht bestehen und diesem Geschworne (Jury) beigegeben werden. Für die ganze Republik wurde ein Cassationsgericht und ein hoher Gerichtshof angeordnet; bei letzterm sollten die Klagen gegen Mitglieder des Directoriums und des gesetzgebenden Körpers verhandelt werden. — Auch wurde, was in der ersten und zweiten Constitution nicht geschehen war, für den öffentlichen Unterricht gesorgt. Angeordnet wurde für jeden Bezirk eine Primärschule (wo Lesen, Schreiben, Rechnen und Moral gelehrt wurde), für je zwei Departements eine Central- oder höhere Schule und für die ganze Republik ein National-Institut, das alle Zweige des öffentlichen Unterrichts und den ganzen Umfang der Künste und Wissenschaften umfassen und vervollkommnen sollte.

Diese neue Verfassung hatte wohl mancherlei Mängel: sie hemmte die Kraft der vollziehenden Gewalt, indem sie ihr keinen Antheil an der Gesetzgebung ließ und ihr keine gesetzlichen Rechte gab, um sich gegen Angriffe zu vertheidigen; sie führte durch die Abtheilung in zwei Kammern zu Streitigkeiten und bot kein Mittel dar, diese zu entscheiden. Dennoch war sie, wie auch Napoleon meinte *), eine Wohlthat für das damalige Frankreich, weil

*) S. Las Cases Th. III, S. 32. Gourgaud Th. III, 74.

weil sie der Willkür, die zeither bestanden hatte, steuerte, gesetzliche Ordnung geltend machte und von roher Pöbelhaftigkeit zu einer bessern Gestaltung des Volkslebens hinführte. Auch muß man bemerken, daß sie, wie wenig dieß auch ihre Stifter beabsichtigen mochten, ein Schritt zur Wiederherstellung der königlichen Gewalt war, indem sie durch Aufstellung einer Oligarchie den Uebergang zur Monarchie bildete.

Noch dauerte es über zwei Monate (17. Aug. bis 28. Oct.), ehe sie eingeführt werden konnte. Die Ursache dieses Aufschubs lag theils in dem Gegenwirken der Conventsfeinde, theils in dem Streben der Conventsglieder, ihre Stellen als Volksrepräsentanten zu behalten, wozu nicht bloß Herrschsucht sie hintrieb, sondern auch der richtige, bei Einführung der ersten Constitution übersehene Gedanke, daß eine neue Verfassung am sichersten von denen, die sie gegründet haben, zum Leben gebracht werden könne. Der Convent fügte daher der neuen Constitution die Beschlüsse vom 22. und 30. Aug. (5. und 13. Fructidor) bei, daß zwei Drittel seiner Mitglieder in den neuen, gesetzgebenden Körper übergehen, daß also die Wahlversammlungen für dießmal nur ein Drittel des gesetzgebenden Körpers ernennen und daß, was daran fehlte, von dem Convente ergänzt werden sollte. Da zu fürchten war, das Volk möchte diese Beschlüsse nicht genehmigen, weil die Conventsherrschaft in Verruf gekommen war: so ließ der Convent zuerst das ihm ergebene Heer über die Verfassung und die ihr beigefügten Beschlüsse

schlüsse abstimmen, ohne zu ahnen, daß er dadurch dem Heere, das doch nur ausgesprochene Befehle auszuführen hat, ein gefährliches Anrecht zur Bestimmung der Verfassung einräumte. Das Heer fügte sich den Wünschen des Convents und die meisten Departements folgten dessen Vorgang. Dagegen erhoben sich in Paris sturmvolle Bewegungen nicht sowohl über die neue Verfassung als über die beigefügten Beschlüsse. Vergebens erklärte der Convent am 23. Sept., daß, da die neue Verfassung sammt den beigefügten Beschlüssen von der Mehrheit der Franzosen angenommen wäre, die Wahlversammlungen bis zum 21. Oct. ihr Geschäft beendigen sollten: der größere Theil der pariser Sectionen mißtrauete dieser Erklärung und ergriff gegen den Convent die Waffen, entflammt und unterstützt von den Royalisten. So erhob sich in den ersten Tagen des Octobers abermals ein furchtbarer Aufstand, der jedoch durch gewaltsame Gegenmaßregeln bald unterdrückt wurde. Schon früher hatte der Convent Truppen in die Nähe von Paris gezogen und die vorher verhafteten Patrioten zu seinem Schutze aufgefordert; und nun ernannte er (5. Oct.) den Deputirten Barras zum Oberbefehlshaber der Conventstruppen und den General Napoleon Bonaparte, der damals in Paris war, zum zweiten Befehlshaber. Letztrer entschied den Kampf durch einsichtsvolle Anordnungen und schonungslose Entschlossenheit. Mit etwa 8000 Mann Linientruppen, denen Patrioten und Polizeisoldaten zugesellt wurden, und mit einem mörderischen Kanonen-

nonenfeuer überwältigte er die bewaffneten Bürger von Paris, auf 40,000 Mann, (am 5. und 6. Oct., 13. und 14. Vendemiaire). Nach diesem Siege des Convents, welcher der Militärherrschaft zur Einleitung diente, kam die pariser Nationalgarde unter den Oberbefehlshaber der Armee des Innern, mehrere Compagnien derselben wurden aufgelöset, zwei Sectionen, die am feindseligsten sich gezeigt hatten, entwaffnet und viele Bürger verhaftet und von Militär-Commissionen gerichtet. Nur wenige wurden getödtet, die meisten zur Landesverweisung oder Gefängnißstrafe verurtheilt. Zugleich kamen die Wahlen, wie der Convent sie wünschte, zu Stande. Hierauf schloß der Convent am 26. Oct. seine dreijährige Sitzung und die neue Volksvertretung trat ein, die am 28. Oct. ihre erste Sitzung in zwei Kammern hielt und am 30. Oct. zur Wahl der fünf Directoren schritt. Diese Wahl fiel auf Barras, Rewbel, Lareveillere-Lepeaux, Letourneur und (da Sieyes die ihm angetragene Stelle ausschlug) Carnot. Am 5. Nov. erfolgte die feierliche Einsetzung der Gewählten.

5) Die Directorialregierung von 1795 bis 1797.

Gewöhnlich wird die Directorialregierung nur als eine erbärmliche Regierung dargestellt, theils weil sie kläglich ausartete und ehrlos endigte, theils weil sie von dem Glanze der napoleonischen überstrahlt wurde, und Napoleon selbst sie geflissentlich herabsetzte, um seine Er-

Erhebung zu beschönigen. Gleichwohl muß der unparteiische Geschichtsschreiber bemerken, daß sie gut anfing und daß manches Gute von ihr ausging.

Zu Statten kam ihr, daß erst durch die Schreckensregierung, dann durch deren Sturz am 27. und 28. Juli 1794 und durch die Stürme am 20. Mai und 5. Oct. 1795 die Schaar der wüthigsten und thatkräftigsten Demagogen aufgerieben, die Pöbelherrschaft sammt dem Gemeinderath und dem Jacobinerclubb niedergedrückt, die Begeisterung für Freiheitsideen verraucht und die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung wiedererwacht war. Aber sie selbst wußte auch, Ansehn und Achtung sich zu verschaffen. Die zu Directoren gewählten Männer standen, obschon von ungleichem Geiste beseelt *), unter sich und mit dem gesetzgebenden Körper in gutem Vernehmen und zeigten einen Eifer für das Erstarken und Aufblühen der Republik, der sie weniger an sich als an den Staat denken ließ. Verwirrung herrschte in allen Theilen der Verwaltung, als sie zur Regierung kamen. Alle öffentlichen Anstalten waren in Verfall; es fehlte an Lebensmitteln; in dem öffentlichen Schatze war kein Geld; die Vor-

*) Man vergleiche die Schilderung dieser Directoren von Migret S. 482 und Bailleul (kritische Untersuchung ꝛc. Th. II. 224) mit der von Carnot (Reponse au rapport fait sur la conspiration du 18. Fructidor. Altona 1800) und von Napoleon (bei Las Cases Th. VI, S. 23 f. und Gourgaud Th. III, 85 f.). Carnot urtheilt über die drei Directoren Barras, Rewbel und Larevelliere-Lepeaux, durch die er gestürzt wurde, mit sichtbarer Erbitterung; Napoleons Urtheil über sie ist gemäßigter, doch nicht ohne Hohn.

Vorrathshäuser aller Art waren erschöpft; auf keine Einnahme konnte mit Sicherheit gerechnet werden; Volk und Heer war schwierig; Parteiungen aller Art thaten sich hervor; der Krieg tobte in der Vendée von neuem und drohender als vorher. Aber binnen sechs Monaten erhob das Directorium den Staat aus dieser Verwirrung, schaffte Geld, Lebensmittel und andere Bedürfnisse herbei, brachte Sicherheits- und Hilfsanstalten empor, hielt die Parteien nieder, stillte den Krieg im Innern, ordnete die Armeen und leitete neue Siege über das Ausland ein. Zugleich steuerte es auch der zeitherigen Pöbelhaftigkeit, führte das gesellschaftliche Leben wieder zum äußern Glanze und leistete Vorschub den Vornehm- und Reichgewordenen, die des neuen Ansehns und Reichthums durch Lebensgenüsse froh zu werden suchten, und dem Volke, das von dem Freiheitstaumel sich wieder zu seinen Werkstätten und Feldern hinwendete.

Doch nur kurze Zeit erhielt es sich in Ansehn und Achtung. Einen Hauptstoß erlitt es zuerst durch sein Verfahren in Finanzsachen. Da die Assignaten bei ihrer ungeheuern Vermehrung bis an $\frac{1}{2}$ Procent ihres Nennwerths gesunken waren und nicht mehr, wie zur Zeit der Schreckensregierung, um einen bestimmten Preis angenommen wurden: so ordnete das Directorium, um die dringendsten Geldbedürfnisse zu befriedigen, am 10. Dec. 1795 eine Zwangsanleihe an. Aber es konnte diese nicht zu Stande bringen. Es führte daher (16. März 1796) ein neues Papiergeld ein, das den Namen Mandaten

erhielt,

erhielt, weil es auf bestimmt angegebene Nationalgüter hinwies. Gegen dieses Papiergeld sollten die im Umlauf befindlichen Assignaten zum dreißigsten Theil ihres Nennwerthes umgetauscht werden. Aber diese Maßregel fand kein Vertrauen! Man sah in der Erklärung über die Assignaten nur die Erklärung eines Staatsbankeruts und in der Aufstellung der Mandaten nur eine Erneuerung der Assignaten mit verändertem Namen. Die Mandaten fielen daher sogleich auf funfzehn Procent, und ehe noch ein Jahr verflossen war, sah sich das Directorium genöthigt, sie wieder abzuschaffen (1. Febr. 1797). Nun wollte es sich durch Inscriptionen oder Bescheinigungen, die in das National-Schuldbuch eingetragen und mit fortlaufenden Renten abgezahlt werden sollten, aus den drückenden Geldverlegenheiten retten. Aber die Inscriptionen hatten mit den Assignaten und Mandaten fast gleiches Schicksal; sie sanken noch vor Ablauf des Jahres 1797 tief herab, da der Nation jedes Mittel, durch welches der Mangel des baaren Geldes ersetzt werden sollte, verdächtig erschien. Das Directorium fand nun keinen andern Ausweg, als die Besteuerungen, die seit dem Anfang der Revolution in Verfall gerathen waren, aufs neue in Gang zu bringen. Demnach wurde nun eine neue Grund-, Personen-, Mobilien- und Luxussteuer, ferner auch eine Stempeltaxe aufgebracht, und schon fing man an, den früherhin ausgesprochenen Grundsätzen zuwider, Patentsteuern einzuführen.

Wie durch solche Verfügungen und Geldforderungen

das

das Directorium, doch ohne sein Verschulden, an Ansehn verlor, so auch durch die Royalisten und Jacobiner. Beide Parteien waren ihm entgegen; ja letztere, die unter dem Namen der „Patrioten" oder der „Gesellschaft des Pantheon," aufs neue zusammengetreten waren, stifteten eine Verschwörung gegen das Directorium und beide Räthe. Im Mai (22. Floreal) 1796 sollte diese Verschwörung ausbrechen und die Constitution vom Jahre 1793 wieder herstellen; aber sie wurde verrathen und ein Theil der Jacobiner entwaffnet und gefangen gesetzt. Doch da auch die Royalisten Unruhen auf Unruhen häuften und besonders im südlichen Frankreich gegen Republikaner und Protestanten wütheten, so kam das Directorium im Jahre 1797 auf den Gedanken, ihnen die Jacobiner entgegenzustellen und dazu die Wiedereröffnung des Jacobinerclubbs zu erlauben.

Endlich trug auch das Directorium selbst zum Verfall seines Ansehns bei, indem es sich, wie vormals der Wohlfahrtsausschuß, der Herrschsucht und Willkür hingab, darüber mit sich und mit beiden Räthen zerfiel, Gewaltstreiche sich erlaubte und die Militärmacht zu seinem Schutze brauchte, ohne zu ahnen, daß dieselbe auch seinen Sturz bewirken könne. Besonders waren es Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux, die sich und die Directorialregierung auf solche Art verhaßt machten, und den Namen Triumvire verdienten und erhielten. — Doch ehe diese Ausartung des Directoriums mit ihren Folgen erörtert werden kann, ist es nöthig,

von

von den Kriegen zu reden, die die französische Republik damals zu führen hatte.

6) Kriegsereignisse vom Jahre 1795—1799.

Der Krieg im Innern war im Sommer des Jahres 1795 aufs neue ausgebrochen. Die Vendéer und Chouans, die durch das Versprechen der Amnestie, das der Convent am 2. Dec. 1794 erlassen hatte, beruhigt worden waren (Vertrag mit denselben vor Nantes, 17. Febr. 1795), hatten sich durch eine Aufforderung des Grafen von der Provence — der nach dem Tode des Dauphin (8. Juni 1795) als König Ludwig XVIII. zu Verona aufgetreten war, — und durch Aufhetzungen der Engländer, — die, um Frankreich zu Grunde zu richten, Emigrantenheere mit vielen Millionen falscher Assignaten nach Frankreich sendeten, — zur Erneuerung des Kriegs bewegen lassen. Aber vergeblich waren ihre Anstrengungen. Gegen sie ward vom Convente Hoche zum Oberbefehlshaber ernannt, ein trefflicher General, der Einsicht mit Kraft, Milde mit Festigkeit verband und den gefahrdrohenden Krieg glücklich beizulegen wußte. Als am 28. Juni 1795 ein Heer von 8000 Emigranten unter Anführung des Grafen von Puisaye auf der Halbinsel Quiberon gelandet war, drang Hoche auf die Gelandeten ein, schlug sie mehrmals zurück (besonders am 16. Juli) und nahm den größten Theil derselben gefangen (21. Juli). Nur wenige von ihnen entkamen auf den Schiffen der Engländer. Ganz ähnlichen Ausgang

hatte

hatte eine zweite Landung unter dem Grafen von Artois auf der Insel Dieu, unterhalb der Bai von Bourgneuf (17. Sept. 1795). Auch hier konnten die Emigranten nichts ausrichten. Bedroht von dem General Hoche, der mit einem starken Heere an den Küsten der Vendée stand, wagten sie nicht zu landen und kehrten, der Graf von Artois voran, am 15. Nov. nach England zurück. Die Vendéer und Chouans wurden dadurch dem General Hoche bloßgestellt, der bald auch durch Waffengewalt und Klugheit sie zu bezwingen wußte. Denn während er ihren Aufrührern hart zusetzte, gewann er die Priester und das Volk, da er freie Religionsübung gestattete und das weggenommene Vieh gegen Auslieferung der Waffen zurückgab. Als er endlich die Anführer Stofflet und Charette in seine Gewalt gebracht (von denen Stofflet zu Angers am 25. Febr., Charette zu Nantes am 29. März 1796 erschossen wurde), dann auch den Anführer der Chouans, Georges Cadoudal, genöthigt hatte, sich aus der Bretagne nach England zu flüchten (im April 1796): so wurden die Vendéer und Chouans völlig entwaffnet, und das Directorium konnte nun dem gesetzgebenden Körper verkündigen (17. Juli 1796), der Krieg im Innern sei entschieden beendigt.

Nicht mit gleichem Glücke, sondern unter wechselnden Erfolgen wurde der Krieg nach Außen unter der Directorialregierung geführt.

Zur See konnten die Franzosen jetzt so wenig, als vorhin, Bedeutendes ausrichten. Denn obschon sie mit

Hol-

Holland und Spanien in Bündniß waren und durch ihre Kaper den Engländern manchen Schaden zufügten: so behaupteten diese doch zur See das Uebergewicht. Sie siegten am 14. März 1795 im mittelländischen Meere auf der Höhe von Savona über eine französische Flotte von 24 Schiffen, am 23. Juni bei l'Orient über 30 Schiffe, am 12. Juli bei Isle de Levant im mittelländischen Meere über 23 Schiffe. Auch wußten sie jenes Bündniß zur Erweiterung ihrer See- und Colonialherrschaft zu benutzen. Sie entrissen den Holländern Ceylon (26. Aug. 1795), Malaca (17. Aug.), die Gewürzinseln (16. Febr. 1796), mehrere Inseln in Westindien und das Vorgebirge der guten Hoffnung (16. Sept. 1796). Sie schlugen die holländische Flotte auf der Höhe von Egmont (11. Oct. 1797) und die spanische Flotte, die, aus Carthagena kommend, sich mit der französischen zu Brest vereinigen sollte, bei St. Vincent (14. Febr. 1797) und entrissen den Spaniern die Insel Trinidad in Westindien (18. Febr. 1797). — Je weniger aber die Franzosen gegen die Engländer ausrichten konnten, und je mehr diese ihnen Feinde zu erwecken suchten, desto höher stieg ihr Haß gegen sie, und desto mehr suchten sie für die Verluste, die sie im Seekriege erlitten, im Landkriege Entschädigung zu finden.

Im Landkriege stand nur noch Oestreich ihnen gegenüber, und nachdem Holland und Spanien für sie gewonnen, Preußen und das nördliche Deutschland zur Ruhe gebracht, und so ihre Grenzen im Norden und Westen

ge-

schützt worden waren, konnten sie ihre Streitkräfte mit verstärktem Nachdruck gegen Oestreich richten. Gleichwohl fiel während des Frühjahrs und Sommers 1795, außer der Einnahme der seit acht Monaten von den Franzosen belagerten Festung Luxemburg (1. Juni), in Deutschland keine Waffenthat vor. Zögernd standen die Oestreicher am rechten Rheinufer: es fehlte ihnen an Kraft und Selbstvertrauen; und zögernd standen die Franzosen am linken Rheinufer: Mangel an Lebensmitteln, Pferden und andern Kriegsbedürfnissen hielt sie zurück. Erst im September 1795 hörte diese, durch keinen Waffenstillstand bedingte Thatlosigkeit auf. Am 6. und 7. Sept. setzte Jourdan mit der Sambre- und Maasarmee unweit Düsseldorf über den Rhein, nahm das damals pfälzische Düsseldorf ein (13. Sept.) und drang bis zum 20. Sept. über die Lahn. Einige Tage später, als er, setzte Pichegru (14. Sept.) bei Frankenthal über den Rhein und eroberte Mannheim (20. Sept.). Doch beide konnten sich diesseit des Rheins nicht behaupten. Pichegru (heimlich im Einverständniß mit den ausgewanderten Bourbons und darum zum kräftigen Widerstand nicht geneigt) wurde bei Heidelberg (24. Sept.) und Mannheim (18. Oct.) von Wurmser geschlagen, worauf Mannheim (21. Nov.) den Oestreichern sich ergeben mußte; Jourdan aber wurde durch Clairfait am 11. Oct. bei Höchst geschlagen und, wie Pichegru, über den Rhein zurückgetrieben. Beiden folgten die genannten östreichischen Feldherren aufs linke Rheinufer, wo sie Mainz entsetz-

setz=

setzten (29. Oct.) und sich über Speier, Worms, Zweibrücken, Kreuznach ꝛc. verbreiteten. Hiermit endigte dieser Feldzug am Rhein glücklich für Oestreich, während in Italien die Franzosen noch am 23. Nov. am Littorale bei Loano siegten und alle Ausgänge der Apenninen besetzten.

Am Rhein wurde, zu Kreuznach am 31. Dec., ein Waffenstillstand geschlossen, der bis zum 21. Mai 1796 dauerte. Noch vor demselben wurde die Tochter Ludwigs XVI., Marie Theresie Charlotte (geb. 1778, vermählt 1799 mit dem Herzog von Angouleme, dem ältesten Sohne des Grafen von Artois), gegen die von Dumouriez an Oestreich verrathenen Convents-Deputirten zu Basel ausgeliefert (27. Dec. 1795), und während desselben Friedensunterhandlung mit Oestreich angeknüpft. Da letztere abermals vergeblich war, beschloß das Directorium, mit Anstrengung aller Kräfte Oestreich zum Frieden zu nöthigen und deshalb von drei verschiedenen Punkten mit drei verschiedenen Armeen in die kaiserlichen Erbstaaten einzudringen, vom Niederrhein unter Jourdan, vom Oberrhein unter Moreau und in Italien unter Napoleon Bonaparte.

In Deutschland wurde dieser Feldzug durch Jourdans Vortrab im Juni 1796 eröffnet. Derselbe drang unter Kleber und Lefebvre (1. Juni) von Düsseldorf über die Sieg und siegte (4. Juni) bei Altkirch über den Prinzen von Würtemberg; aber am 15. Juni wurde er von dem Erzherzog Karl (des Kaisers Bruder, der an

Clair-

Clairfaits Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt und damals erst 24 Jahr alt war) bei Wetzlar geschlagen und darauf über die Sieg zurückgetrieben. — Um diese Zeit ging Moreau, ein talentvoller Feldherr, bei Straßburg über den Rhein (24. Juni), nahm Kehl ein, trieb die Oestreicher (vom 5. bis 9. Juli) in mehreren Treffen zurück und nöthigte Würtemberg (17. Juli) und Baden (25. Juli), vom Kriege abzulassen. Dem Waffenstillstande, für welchen Würtemberg vier, Baden drei Millionen Livres zahlen mußte, folgte ein Separatfrieden zu Paris (mit Würtemberg am 7., mit Baden am 22. Aug.), in welchem beide ihre Besitzungen jenseit des Rheins und freien Durchzug durch ihre Besitzungen diesseit des Rheins den Franzosen zugestehen mußten. Hierdurch im Rücken gedeckt, rückte Moreau in Schwaben weiter vor, besetzte Augsburg am 21. Aug., drang dann siegend in Baiern ein und nöthigte auch dieses zu einem Waffenstillstande (Pfaffenhofen, 7. Sept.), wobei es zehn Millionen Livres und ansehnliche Lieferungen an die französische Armee verwilligen mußte.

Indessen war Jourdan am 2. Juli bei Neuwied über den Rhein gegangen, hatte am 10. Juli bei Friedberg in der Wetterau gesiegt, am 14. Juli Frankfurt, am 24. Juli Würzburg und, nachdem die Oestreicher überall von ihm zurückgewichen waren, am 18. Aug. Amberg in der Oberpfalz besetzt. Aber hiermit endigte sein Waffenglück. Der Erzherzog Karl, der bisher gegen Moreau gekämpft hatte, setzte am 17. Aug. bei Ingol-

stadt

stadt auf das linke Donauufer und warf sich unvermuthet auf Jourdans Heer. Am 22. Aug. siegte er über den Vortrab desselben bei Teining (oder Neumarkt) und zwang diesen zum Rückzug auf Nürnberg. Jourdan selbst wurde (3. Sept.) bei Würzburg von ihm geschlagen und mußte unter großen Verlusten, da nicht nur ein östreichisches Heer, sondern auch das erbitterte Landvolk ihn verfolgte, über den Rhein zurückweichen. Nur Düsseldorf und die Schanze bei Neuwied blieb ihm auf dem rechten Rheinufer.

Jourdans Rückzug zog den Rückzug des Generals Moreau nach sich, da dieser befürchten mußte, jetzt auf allen Seiten umringt und vom Rheine abgeschnitten zu werden. Doch der Rückzug, den er am 19. Sept. antrat und am 26. Oct. vollendete, erwarb ihm eben so viel Ruhm, als sein früheres Vordringen. Vor sich und hinter sich von Oestreichern bedrängt und von einem Bauernaufstande in Schwaben bedroht, rettete er sein Heer mit meisterhafter Geschicklichkeit und kam am 26. Oct. glücklich bei Hüningen über den Rhein. Während des Winters vertheidigte er Hüningen und Kehl, von denen letzteres erst am 9 Jan., jenes erst am 2. Febr. 1797 von den Oestreichern zur Uebergabe gezwungen wurde.

In Deutschland also hatten die französischen Waffen während des Jahres 1796 ihr Ziel nicht erreicht; desto glücklicher aber war für sie der Feldzug in Italien und um so folgenreicher, da mit demselben der außer-

ordentliche Mann emporkam, der vom Schicksale bestimmt war, an die Stelle der Volksregierung die Militärregierung zu bringen und eine Reihe von Jahren nicht bloß über Frankreich zu herrschen.

Napoleon Bonaparte, — geboren zu Ajaccio am 15. Aug. 1769, gebildet auf den Kriegsschulen zu Brienne und Paris, seit 1785 Lieutenant bei dem Artillerieregimente zu Valence, zuerst ausgezeichnet durch die Einnahme Toulons, dann (1794) Oberbefehlshaber der Artillerie bei der italienischen Armee, am 5. Oct. 1795 Anführer der Conventstruppen gegen die Bürgerschaft zu Paris und am 23. Febr. 1796 zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt *) — trat am 27. März an die Spitze derselben. Ihn schreckte es nicht, daß er nur 30,000 Mann unter seinen Befehlen hatte, daß diese an den nöthigsten Kriegsbedürfnissen Mangel litten, und daß ihm gegenüber ein östreichisch-sardinisches Heer sammt neapolitanischen Truppen unter Beaulieu stand, das 70,000 Mann stark und mit allen Bedürfnissen versehen war. Er hoffte auf Siege und wußte Siege zu erringen.

Am 12. April 1796 siegte er zuerst bei Montenotte am Tanaro im Genuesischen, und dann am 14. und 15. April bei Millesimo und Dego. Durch den ersten Sieg trieb er die östreichisch-sardinischen Truppen zurück, durch den

*) Was hier nur angedeutet ist, wird im zweiten Abschnitt Num. 12. weiter ausgeführt.

den zweiten trennte er sie. Die Sardinier zogen nach Ceva und Mondovi, die Oestreicher nach Aqui. Nun warf er sich zuerst auf die Sardinier, kämpfte mit ihnen bei Ceva (20. Apr.), schlug sie (am 22. Apr.) bei Mondovi und nöthigte sie (28. Apr.) zu dem Waffenstillstand zu Cherasko, der ihm die Festungen Coni, Ceva, Tortona überlieferte, Kriegsbedürfnisse zuführte und freien Marsch durch Piemont gewährte. Darauf wendete er sich gegen die Oestreicher. Diese hatten sich (1. Mai) hinter den Po bei Pavia zurückgezogen, um hier die Lombardei zu decken und neue Verstärkungen zu erwarten. Er umging ihre Verschanzungen am Ticino und setzte unerwartet am 7. Mai bei Piacenza über den Po. Hierdurch sah sich Beaulieu genöthigt, hinter die Adda bei Lodi zurückzugehen, um mit Mantua und Mailand in Verbindung zu bleiben. Bonaparte aber folgte ihm, nahm Lodi ein und ließ dort (am 10. Mai), nachdem er seine Reiterei oberhalb der Brücke über die Adda hatte setzen lassen, diese Brücke, die von dreißig Kanonen der Oestreicher bestrichen wurde, durch eine gleiche Anzahl Kanonen und durch eine Kolonne seiner Grenadiere bestürmen. Das Unerwartete gelang. Die Oestreicher, von vorn und in der Seite angegriffen, wurden überwältigt und vertrieben. Nach diesem Siege, der die Lombardei den Franzosen zuführte, zogen letztere (am 15. Mai) in die Stadt Mailand ein, deren Festung ihnen am 29. Juni überliefert wurde.

Und nicht bloß zu siegen wußte Bonaparte, son-

 dern

dern auch Siege zu benutzen. Denn wie er jetzt schon im Gefühl seiner Kraft und der Wichtigkeit seiner Thaten selbst gegen das Directorium sich herrisch aussprach und die alleinige Leitung der kriegerischen und politischen Unternehmungen in Italien sich zueignete; so erpreßte er auch von den Fürsten Italiens, die seine Siege zu Neutralitäts- und Friedensanträgen bewogen, Geld und Kriegsbedürfnisse, um den Fortgang seiner Unternehmungen zu fördern, und zugleich Kunstschätze, um dem Geschmackssinn der Franzosen zu schmeicheln und seinen Ruhm zu vermehren. Am 9. Mai schloß er mit dem Herzog von Parma, Ferdinand, einem spanischen Prinzen, einen Neutralitätsvertrag (dem am 5. Nov. ein förmlicher Friedensschluß folgte), wogegen der Herzog zwei Millionen Livres, große Lieferungen an Kriegs- und Lebensbedürfnissen und zwanzig Gemälde, nach Auswahl französischer Kunstkenner, abliefern mußte. Am 17. Mai schloß er mit dem Herzog von Modena, Herkules III. aus dem Hause Este, einen Neutralitätsvertrag, wofür dieser achthalb Millionen Livres in baarem Geld, drittehalb Millionen Livres an Kriegs- und Lebensbedürfnissen und zwanzig Gemälde aus seiner Kunstsammlung abgeben mußte. Eben so nöthigte er die Lombardei zu Lieferungen und Geldzahlungen (28 Mill. Livres). Der Waffenstillstand, den er am 28. Apr. mit dem König von Sardinien abgeschlossen hatte, wurde auf seinen Betrieb am 15. Mai zu Paris in einen Frieden umgewandelt, durch welchen Victor Amadeus III. in Ab-

hängig-

hängigkeit von Frankreich kam; denn er mußte ganz Savoyen und die Grafschaft Nizza auf immer und seine Festungen in Piemont bis zum allgemeinen Frieden den Franzosen überlassen. Der König von Neapel, der einen Waffenstillstand (zu Brescia, am 5. Juni) einging, wurde genöthigt, acht Mill. Livres zu zahlen, dann, als dieser Waffenstillstand am 10. Oct. in einen förmlichen Frieden umgewandelt wurde, die strengste Neutralität, besonders in Hinsicht der Engländer, zu versprechen. Gegen den Pabst ließ Bonaparte eine Abtheilung seines Heeres bis Rimini vorrücken. Dadurch in Schrecken gesetzt, schloß Pius VI. am 23. Juni einen Waffenstillstand, wobei er versprach, seine Häfen den Feinden Frankreichs zu sperren, die Franzosen im einstweiligen Besitz der Legationen Bologna und Ferrara zu lassen, ihnen die Festung Ancona mit deren Vorräthen zu überliefern und den Durchmarsch durch seine Staaten zu gestatten, ferner ihnen 21 Mill. Livres zu zahlen und mehrere hundert Handschriften, Gemälde, Statuen und andere Kunstwerke, nach Auswahl französischer Commissäre, abzuliefern. Bald nachher erfuhr auch Genua und Toskana das Machtgebot Bonaparte's oder des Directoriums. Die Republik Genua, die trotz ihrer Neutralität die Engländer begünstigte, wurde zu einem Vertrage genöthigt (9 Oct.), in welchem sie, gegen Zusicherung des französischen Schutzes, versprach, ihre Häfen den Engländern zu verschließen und den Franzosen zwei Millionen Livres zu zahlen und dazu noch zwei Mill.

Livres

Livres unverzinslich zu leihen. Der Großherzog von Toskana, obschon mit Frankreich in Frieden, mußte es ertragen, daß die Franzosen Livorno besetzten (29. Juni) und sich der dasigen Waarenvorräthe der Engländer (man berechnete ihren Werth zu sieben Mill. Livres) bemächtigten. Von Livorno aus ließ dann Bonaparte durch den General Casalta Korsika wieder erobern (20. Oct.), wobei die Korsen, erbittert gegen die Engländer, den Franzosen Vorschub leisteten.

Indessen blieb, wie es nicht anders sein konnte, der Krieg gegen Oestreich der Hauptgegenstand seiner außerordentlichen Thätigkeit. Die Oestreicher hatten, nach der Schlacht bei Lodi, hinter dem Oglio und Mincio zwischen Mantua und dem Gardasee eine feste Stellung eingenommen. Um sie zu erreichen, drang er, ohne auf die Neutralität Venedigs zu achten, durch das venetianische Gebiet nach Brescia und nöthigte durch das Treffen bei Vallegio am Mincio (31. Mai) den sehr geschwächten Beaulieu, — derselbe hatte kaum noch 14,000 Mann — nach Tyrol zurückzuweichen, worauf er Verona (1. Juni) besetzen und Mantua belagern ließ. Vergebens erschien jetzt Wurmser mit einem frischen Heere von 60,000 Mann in Italien. Zwar brachte er die Franzosen in große Bedrängniß (29. — 31. Juli), so daß sie die Belagerung Mantua's aufgeben mußten; aber bald setzte ihm Bonaparte auf verschiedenen Punkten, vornehmlich bei Lonato und Castiglione durch wiederholte Angriffe so zu, daß er sich nach Tyrol zurückzog (1. — 5. Aug.).

Als

Als er dann im September aufs neue vordrang, wurde er von seinem Hauptheere getrennt, dieses nach Tyrol und Friaul zurückgetrieben, und er selbst in Mantua eingeschlossen (13. Sept.).

Mantua bildete jetzt den Hauptpunkt des Kriegs. Zur Behauptung desselben strengten die Oestreicher alle Kräfte an und sendeten dazu ein neues Heer, das am Ausgang des Octobers unter Alvinzi und Davidowich von zwei Seiten in Italien eindrang. Bonaparte gerieth dadurch in neue Gefahr; aber bald wußte er sie mit seinem Geiste und Glücke zu überwältigen. Erst wendete er sich (6. Nov.) gegen Alvinzi, der aus dem Friaul von der Piave nach der Brenta vorgerückt war, und vertrieb ihn durch mehrere blutige Schlachten (15.—17. Nov.), unter denen die bei der Brücke von Arcole (ähnlich der Schlacht von Lodi!) vorzüglich merkwürdig ist. Hierauf wendete er sich gegen den aus Tyrol hervorgedrungenen General Davidowich und trieb ihn (21. Nov.) von Rivoli nach Tyrol zurück. Als endlich Alvinzi, der zu Anfang des folgenden Jahres (1797) mit verstärkter Heeresmacht aufs neue hervorbrach, am 14. Jan. bei Rivoli geschlagen, sein Heer aufgelöset, sein Unterfeldherr Provera mit 5000 Mann bei Mantua (16. Jan.) gefangen, und ein Ausfall Wurmsers zurückgedrängt war, mußte diese Festung mit allen ihren Kriegsvorräthen und einer Besatzung von mehr als 12,000 Mann auf Capitulation sich ergeben (2. Febr.).

Wurmser selbst erhielt sammt seinem Generalstabe freien Abzug.

Der Fall Mantua's gab der Fortsetzung des Kriegs einen neuen Umschwung. Denn nun beschloß Bonaparte, aus Oberitalien nach Oestreich vorzudringen und den Kaiser in seiner Hauptstadt zum Frieden zu nöthigen. Um hierzu Geld und Soldaten zu gewinnen und zugleich seinen Rücken zu sichern, zog er aus Frankreich und Oberitalien Verstärkungen an sich (weshalb auch der König von Sardinien zu einem Schutz- und Trutzbündniß genöthiget wurde, dessen förmlicher Abschluß am 5. April erfolgte) und überfiel den Pabst, so bald ihm der Fall Mantua's gewiß war. Am 3. Febr. schlug er die päbstlichen Truppen am Senio *), lösete sie dann (8. Febr.) bei Ancona völlig auf, plünderte den Kirchenschatz zu Loretto (10. Febr.) und nöthigte den Pabst zu dem Frieden von Tolentino (19. Febr.), in welchem letzterer jedem Bündnisse gegen die französische Republik entsagte, ihr Avignon, Venaissin, ferner die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna unbedingt und die Stadt und Festung Ancona bis zum allgemeinen Frieden überließ und, außer der völligen Abzahlung der schon früher versprochenen Summen, noch funfzehn Millionen Livres zu entrichten versprach.

Vom

*) Er selbst schildert diesen Feldzug mit vieler Laune in den (von Montholon niedergeschriebenen) Denkwürdigkeiten Th. IV, S. 1 ff.

Vom Pabste wendete sich Bonaparte gegen den Erzherzog Karl, der, um Oestreich zu schützen und Italien zu retten, am Tagliamento erschienen war. Einen Theil seines Heeres (unter Joubert) entsendete Bonaparte gegen die Oestreicher in Tyrol, einen andern (unter Massena) gegen die Oestreicher bei Feltre und Belluno, beide mit dem Befehle, sich in Kärnthen wieder mit ihm zu vereinigen. Er selbst drang (am 12. März) unter wiederholten Gefechten über die Piave, am 16. März über den Tagliamento, am 19. März über den Isonzo, besetzte die Städte Gradiska, Görz, Triest, Laibach, kam am 28. März nach Villach und am 31. März nach Klagenfurt. Jetzt befand er sich selbst in einer mißlichen Lage. Zwar hatte er zur Verstärkung und Sicherung seines Heeres zweckdienliche Maßregeln ergriffen; aber er war bis zu einem Punkte vorgedrungen, wo seine Verbindung mit Frankreich gefährdet war; die Rheinarmeen, auf deren Mitwirken er rechnete, hatten nach dem Willen des Directoriums ihr Vordringen verzögert, und allerwärts war er von Feinden bedroht: denn vor ihm stand das östreichische Heer und das befestigte Wien, wo ein Landsturm sich bildete; ihm zur Seite erhob sich der Adel in Ungern und feindliche Heerhaufen sammelten sich in Tyrol; hinter ihm nahm Venedig eine drohende Stellung. Aber seine List und Entschlossenheit, so wie die Niedergeschlagenheit und Besorgniß seiner Feinde retteten ihn. Im Tone eines menschlich gesinnten Siegers bot er (31. März) den Oestreichern

Waffen=

Waffenstillstand und Frieden an *), und diese, geblendet durch das Gewaltsame seines Vordringens (er kam am 6. Apr. bis Judenburg, zwanzig Meilen von Wien), und sich scheuend, Alles an Alles zu wagen, nahmen nach kurzer Zögerung am 7. April den Waffenstillstand an, worauf am 18. Apr. auf einem Schlosse bei Leoben die Hauptpunkte des Friedens vorläufig festgesetzt wurden. Zufolge dieser Verhandlungen wurden auch die Kriegsunternehmungen, die Hoche (an Jourdans Stelle) und Moreau erst im April begonnen hatten, eingestellt.

Doch dauerte es noch sechs Monate, ehe der eigentliche Friede zu Stande kam. Denn einerseits zögerte Oestreich, um den Ausgang der damaligen Gährungen in Frankreich abzuwarten, und andrerseits zögerte das französische Directorium, um dem General Bonaparte, den es zu fürchten anfing, nicht zuviel einzuräumen. Dieser selbst aber fand durch den Friedensverzug Gelegenheit, in Italien nach Gutdünken zu schalten und seine und Frankreichs Macht zu vermehren.

Kaum war nämlich der Präliminarfrieden mit Oestreich abgeschlossen, so wendete er sich gegen Venedig. Diese sonst durch Staatsweisheit berühmte, jetzt aber durch Aristokraten-Despotismus erstarrte Republik hatte seit dem Ausbruch des Revolutionskriegs sich neutral zu halten gesucht; aber während Bonaparte gegen Wien vordrang,

*) Sein Schreiben an den Erzherzog Karl folgt im zweiten Abschnitte Num. 12, im Leben Napoleons.

drang, eine drohende Stellung angenommen. Erbitterung über Verletzung ihres Gebiets durch die Franzosen und Vertrauen auf Oestreichs Macht bestimmte sie hierzu; ja noch am 17. Apr. schritt die Volksrache in Verona zu einem Aufstande, bei welchem viele Franzosen ermordet wurden. Aber als nun die Nachricht einlief, daß Oestreich Friedenspräliminarien abgeschlossen habe und Bonaparte Venedig mit Krieg überziehen wolle, suchten die Machthaber zu Venedig, erschrocken und kleinmüthig, den Frieden. Sie löseten, wie Bonaparte es verlangte, am 12. Mai die zeitherige Regierung auf, erkannten die Volkssouveränetät an, und versprachen in einem Vertrage (16. Mai) sechs Millionen Livres, drei große und zwei kleinere Schiffe, zwanzig Gemälde und fünfhundert Handschriften abzuliefern. An eben diesem Tage (16. Mai) zogen die Franzosen in Venedig ein und bemächtigten sich in dieser reichen Stadt einer Beute, die man auf hundert Millionen Livres anschlug. — So unrühmlich ging der einst glorreiche venetianische Staat unter, nachdem er über dreizehnhundert Jahre bestanden hatte; er ging unter, nicht bloß weil der Despotismus der Aristokratie einen Stillstand des öffentlichen Lebens, gleich einem Faulfieber, erzeugt hatte, sondern auch weil er zur Ausgleichung Oestreichs und Frankreichs bestimmt war.

Seine alte Nebenbuhlerin G e n u a fristete noch eine Zeitlang den Schein von Selbstständigkeit, doch mußte sie große Umänderungen erfahren. Durch Drohungen und innere Aufstände (22. Mai), die B o n a p a r t e förderte,

derte, gezwungen, mußte sie ihre aristokratische Verfassung in eine demokratische umwandeln (6. Juni), dann (2. Dec.) eine der französischen Republik ähnliche Staatseinrichtung annehmen, wobei sie den Namen „ligurische Republik" erhielt.

Noch wichtiger ward die Stiftung der cisalpinischen Republik. Schon am 20. Mai 1796 erklärte Bonaparte die Lombardei, deren größern Theil er durch seinen Sieg bei Lodi in Händen hatte, zu einer Republik, der er den Namen der „transpadanischen" gab. Als er dann dem Herzoge von Modena, ohne des mit ihm am 17. Mai geschlossenen Vertrags zu achten, am 8. Oct. das Land entriß, weil derselbe heimlich die Oestreicher bei dem Kampfe um Mantua unterstützte, so erklärte er Modena sammt den päbstlichen Legationen Bologna, Ferrara und Romagna zu einer „cispadanischen Republik" (27. Dec. 1796). Jetzt, als er die Friedenspräliminarien mit Oestreich abgeschlossen hatte, vereinigte er beide Republiken zu Einer (2. Jul. 1797), der er den Namen der „cisalpinischen" und, nach dem Willen des französischen Directoriums, eine der damaligen Verfassung Frankreichs entsprechende Verfassung gab, wobei er selbst die Directoren und die Mitglieder beider Räthe ernannte. Einige Monate später (22. Oct. 1797) verband er mit dieser neuen Republik das zeitherige venetianische Gebiet am rechten Ufer der Etsch und das Gebiet von Veltlin, das sich (13. Juni)

von

von Graubündten losgesagt und von ihm Schutz erhalten hatte.

Erst nach solchen Verfügungen schien es ihm nöthig, den Definitivfrieden mit Oestreich abzuschließen. Dieß geschah zu Campo-Formio (einem Dorfe zwischen Passeriano und Udine) am 17. Oct. 1797. In diesem Frieden verzichtete Oestreich auf Belgien zu Gunsten Frankreichs, auf die Lombardei sammt Mantua zu Gunsten der cisalpinischen Republik und auf das Breisgau zu Gunsten des vertriebenen Herzogs von Modena; dagegen erhielt es das venetianische Gebiet von der Etsch bis zu den Mündungen des Cattaro mit Einschluß der Stadt Venedig. Es erkannte ferner die cisalpinische Republik an und genehmigte, daß Belgien und das venetianische Albanien nebst den (jonischen) Inseln Corfu, Zante, Cephalonia, San Maurizo, Cerigo mit Frankreich verbunden wurde. Drittens machte es sich anheischig, den Frieden Frankreichs mit dem deutschen Reiche „auf die Grundlage der Integrität des deutschen Reichs" zu erwirken. Doch waren diesem Definitivfrieden geheime Artikel beigefügt, in welchen Oestreich in die Abtretung des linken Rheinufers mit Einschluß von Mainz willigte, ferner versprach, daß die deutschen Fürsten, die durch diese Abtretung Land und Leute verloren, ja auch der Erbstatthalter von Holland, der gar keine Ansprüche an das deutsche Reich zu machen hatte, diesseit des Rheins entschädiget werden sollte, und dagegen von Frankreich das Versprechen empfing,

pfing, daß es das Erzbißthum Salzburg und einen Theil des Kurfürstenthums Baiern erhalten sollte *).

Aufgelöset war also die Coalition des Jahres 1793! Aber damit war der Revolutionskrieg nicht beendigt und selbst der Friede auf dem Festlande Europa's nicht gesichert. Denn noch bestand der Krieg mit England, da die Unterhandlung, die im Herbste des Jahres 1796 zu Paris und im Sommer des Jahres 1797 zu Lille zwischen England und Frankreich angeknüpft wurde, eben so vergeblich war, als die Landung auf Irland, welche General Hoche aus dem Hafen von Brest (16. Dec. 1796) unternahm: ein Sturm zerstörte seine Flotte und nöthigte die in der Bucht von Bantry Gelandeten zur Rückkehr (Jan. 1797). Jetzt von Bundesgenossen verlassen, suchte England, um sich zu verstärken, der französischen Republik überall neue Feinde zu erwecken, weshalb es auch Portugal von der Bewerkstelligung des Friedens, den dieses am 10. Aug. 1797 mit Frankreich geschlossen hatte, zurückhielt. Andrerseits strebte Frankreich, durch das Gefühl seiner Kraft und den Glanz seiner Siege zum Uebermuth verleitet, nach fortschreitender Erweiterung seiner Macht und Herrschaft. Und wie hätte der Mann, dessen Ruhm- und Herrschsucht in Italien

*) Ueber diese geheimen Artikel, die späterhin von den Franzosen zur Schmach Oestreichs bekannt gemacht wurden, sehe man Posselt's Annalen. 1804, St. 12. und Geheime Geschichte der rastadter Friedensunterhandlungen (von Haller) Th. I, S. 243 ff.

lien entflammt war, ablassen sollen, seinen Ruhm und Einfluß durch neue Kriegsthaten zu erheben? Schon damals konnte es also nicht zweifelhaft sein, daß dem ersten Acte des Revolutionskriegs bald mehrere andre nachfolgen würden. Und so geschah es!

Nachdem Bonaparte den Definitivfrieden mit Oestreich abgeschlossen hatte, trennte er sich zu Mailand von dem italienischen Heere, das er unter Berthier (etwa 30,000 Mann) zum Schutze der cisalpinischen Republik zurückließ. Er reiste (15. Nov.) durch die Schweiz, wo er auf Umänderung der Verfassung hindeutete, nach Rastadt (25. Nov.), wo sich damals eine Reichsdeputation versammelte, um wegen des Reichsfriedens mit einer französischen Gesandtschaft zu unterhandeln. Das Directorium hatte ihn zum Haupte der letztern ernannt; aber er kam nur, um die Auswechselung der Friedensbestätigungen und die Uebergabe von Mainz zu bewirken; an andern Unterhandlungen nahm er keinen Antheil: die Langsamkeit derselben mochte dem rasch Zufahrenden widrig sein *). Er verließ Rastadt am 1. Dec. und kam am 5. Dec. Abends in Paris an, wo ihm, dem Feldherrn, Staatengründer und Friedensstifter, Huldigungen aller Art dargebracht wurden **).

Wäh-

*) Er selbst schreibt (bei Montholon IV, 202): „Zu Rastadt waren die Angelegenheiten verwickelter, als zu Campo-Formio; um zum Schlusse zu kommen, mußte durchschnitten werden."

**) Mehreres über Napoleons damaligen Aufenthalt in Paris folgt im zweiten Abschnitte, im Leben Napoleons.

Während er daselbst weilte, wurde am 9. Dec. der Congreß zu Rastadt durch den Grafen von Metternich, als kaiserlichen Generalbevollmächtigten, eröffnet. Jetzt zeigte es sich, wie trügerisch die Verkündigung einer Nichtverletzung oder Integrität des deutschen Reichs war. Die französische Gesandtschaft weigerte sich, die Vollmachten, die auf den Grundsatz derselben ausgestellt waren, anzuerkennen; die östreichischen Truppen zogen sich vom linken Rheinufer zurück (7.—10. Dec.) und französische rückten vor, belagerten Ehrenbreitstein, nahmen Mainz durch Capitulation ein (30. Dec.) und erstürmten die Schanze bei Mannheim, deren Befehlshaber gutwillig sich nicht hatte ergeben wollen. Zu gleicher Zeit drangen die französischen Gesandten zu Rastadt auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers, und setzten der hartnäckigen Verweigerung Drohungen entgegen. Oestreich spielte dabei eine zweideutige Rolle! Im Geheimen hatte es schon das linke Rheinufer abgetreten, und doch mochte es dieß nicht öffentlich gestehen; es scheute sich, sein an Frankreich gegebenes Wort zu brechen, und doch mochte es das linke Rheinufer den Franzosen gern entziehen oder wenigstens nicht vollständig überlassen, da diese nichts thaten, um ein Stück von Baiern, wie sie in einem geheimen Artikel des Friedens versprochen hatten, an Oestreich zu bringen. Dagegen bestand Frankreich mit beleidigendem Uebermuthe auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers, und das deutsche Reich mußte (11. März 1798) in diese Abtretung willigen. Es hoffte

da=

dadurch sich aller weiteren Forderungen zu entledigen; aber wie einst der französische König Ludwig XIV. bei Errichtung der Reunionskammern, so knüpfte jetzt die französische Republik Forderungen an Forderungen. Sie verlangte Entschädigung der, durch die Abtretung des linken Rheinufers verkürzten Fürsten; verlangte ferner freie Rheinschifffahrt und Abtretung der, Straßburg und Mainz gegenüberliegenden Städte Kehl und Cassel. Letzteres wurde beharrlich verweigert; dagegen mußte die Reichsdeputation am 4. April einwilligen, daß Entschädigungen durch Secularisationen Statt finden, dann, daß der Thalweg des Rheins die Grenze bilden sollte.

Doch ehe diese Verwilligungen zur Ausführung kamen, traten durch das anmaßliche und gewaltsame Verfahren der Franzosen und durch das Getriebe ihrer Gegner Ereignisse ein, die einen neuen Krieg erzeugten und den Congreß zu Rastadt auflöseten. Wir nennen unter diesen Ereignissen zuerst Bonaparte's Zug nach Aegypten.

Nach Paris zurückgekehrt, suchte Bonaparte einen Plan, den er schon in Italien gefaßt hatte, zur Ausführung zu bringen. Aegypten, dieses in alten Zeiten berühmte Land, an das sich große Erinnerungen knüpften, einst Schauplatz der Künste und Wissenschaften und Mittelpunkt des Handels zwischen dem Morgen- und Abendlande, wollte er erobern. Durch diese Eroberung sollte Frankreich einen Ersatz finden für den Verlust so vieler Colonieen, eine Aufhilfe seines

niedergedrückten Handels, einen Zugang zur Bekämpfung der brittischen Macht in Ostindien, eine Erweiterung der Alterthumskunde durch Aufklärung vieler, bisher unerforschter Alterthümer. Konnte er diese Eroberung bewerkstelligen, wie hoch mußte dadurch sein Ansehn steigen, welchen Ruhm konnte er dadurch bei allen Freunden der Künste und Wissenschaften gewinnen, und wie unabhängig konnte er durch die weite Entfernung von dem Directorium und allen Parteiungen werden. Freilich gehörte Aegypten den Türken, mit denen Frankreich in Frieden stand; freilich war zu fürchten, daß England diesem Unternehmen kräftigst entgegenwirken, daß bei dem Uebergewicht der englischen Seemacht die Niederlassung in Aegypten leicht ausser Verbindung mit Frankreich kommen, und daß die lauernde Feindschaft der Gegner den Abgang des beßten Heeres und des beßten Feldherrn Frankreichs zu ihrem Vortheile benutzen würde. Aber alle diese Bedenklichkeiten machten keinen Eindruck auf ihn. Das Glänzende dieses Unternehmens und die Aussicht auf Größe, die es ihm darbot, riß ihn hin, und er wußte das Directorium zu bereden, ihm unbedingte Vollmacht zu demselben zu ertheilen.

Wohl ließ er sich von demselben zum General gegen England ernennen (9. Dec.), wohl reiste er nach den nördlichen Küsten Frankreichs, um das dort befindliche Heer zu mustern und die Mittel zu einer Landung in England zu prüfen; aber mit alle dem wollte er nur seine Vorbereitungen zum Feldzuge nach Aegypten verschleiern.

Denn

Denn während Aller Blicke auf die Häfen von Antwerpen bis Rochefort hingerichtet waren, kam fast unvermerkt eine große Menge von Schiffen und Truppen, unter dem Namen „des linken Flügels der Armee von England," und zugleich eine große Zahl von Gelehrten, Künstlern und Handwerkern zu Toulon zusammen. Bonaparte selbst langte am 9. Mai 1798 in Toulon an und segelte von dort am 19. Mai ab. Unterwegs erhielt er aus den italienischen Seehäfen, vornehmlich aus Genua und Venedig, ansehnliche Verstärkungen, so daß seine Armee, anfangs nur 19,000 Mann, zu 40,000 Mann, und seine Flotte, vom Admiral Brueys geleitet, anfangs nur aus 187 Segel bestehend, auf 13 Linienschiffe und 400 Transportschiffe stieg.

Am 9. Juni erschien er vor der Insel Malta, deren Hauptstadt Valette er am 10. Juni angriff. Da geschah es, daß, durch Ueberraschung, Verrätherei und eigne Schwäche besiegt, der Großmeister, Ferdinand von Hompesch, schon nach zwei Tagen einen Vertrag abschloß, dem zufolge die Insel Malta sammt ihren Vorräthen und den zu ihr gehörigen Inseln Gozzo und Camino an die französische Republik abgetreten wurde. Der Großmeister und die Ritter mußten sich entfernen, die Verfassung und Vertheidigung Malta's wurde neu eingerichtet, und ein großer Reichthum an Gold, Silber und Edelsteinen in Beschlag genommen. Hierauf segelte Bonaparte am 19. Juni nach Candia hin, und nun erst eröffnete er seiner Armee das Ziel ihres Zuges.

Glücklich gelangte er zur Küste Aegyptens, landete (während der Nacht vom 1. zum 2. Juli) bei Marabu in der Nähe Alexandriens und bemächtigte sich dieser Stadt (3. Juli) nach kurzer Bestürmung. Seine Flotte ging auf der Rhede von Abukir vor Anker. Kaum war er in Alexandrien angelangt, als er in einer Bekanntmachung an das Volk erklärte: er komme nicht, um den türkischen Sultan oder die muhamedanische Religion zu beeinträchtigen, sondern um Aegypten von der Herrschaft der Mamluken zu befreien*). Die Mamluken ergriffen gegen ihn die Waffen. Um ihnen zuvorzukommen, brach er am 7. Juli von Alexandrien nach Kairo, der Hauptstadt

*) Mit den Mamluken hatte es folgende Bewandniß. Durch die Eroberungszüge der Mongolen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts waren mehrere Völker aus den Gegenden des Kaukasus und caspischen Meeres vertrieben worden. Von diesen kamen auf 12,000 als Sklaven (Mamliks) nach Aegypten und wurden von dem Sultan Nodjim-eddin zu einer Kriegsschaar vereinigt, die ihn und sein Reich schützen sollte. Aber bald machten sie sich zu Herren ihrer Herren. Sie ermordeten den Nachfolger Nodjim-eddin's, den Sultan Taranschah (1250) und bemächtigten sich der Herrschaft. Auch als der osmanische Sultan Selim Aegypten eroberte (1517), konnte er ihre Herrschaft nicht ausrotten. Wohl setzte er einen Pascha oder Vicekönig ein, der zu Kairo seinen Sitz erhielt; allein er ließ neben ihm 24 Mamluken-Bey's bestehen, die ihre Schaar aus den Gegenden des Kaukasus fort und fort ergänzten und allmählich so emporkamen, daß der Pascha von Kairo nicht mehr Gewalt hatte, als sie ihm zukommen ließen. — Bei dem Einfall der Franzosen in Aegypten waren unter den 24 Mamluken-Bey's zwei die angesehensten, Ibrahim-Bey und Murad-Bey, von denen dieser ein tapferer und feuriger Feldherr war, jener mehr mit Civil-Angelegenheiten sich beschäftigte.

stadt Aegyptens, auf. Er nahm den kürzesten Weg durch die Wüste und überwältigte durch sein umsichtiges und entschlossenes Benehmen den Unmuth seines Heeres, das durch die Hitze des Klima's, den Sand der Wüste und das unaufhörliche Anstürmen der Feinde vieles zu leiden hatte. Am 21. Juli kam es in der Nähe der Pyramiden zu einer Hauptschlacht. Die Mamluken wurden entscheidend geschlagen, ihr Lager erobert, ihr Heer zerstreut. Ibrahim-Bey sammt dem türkischen Pascha flüchteten nach Syrien, Murad-Bey nach den Wasserfällen des Nil, Kairo ergab sich (23. Juli), und die Eroberung Aegyptens schien bewerkstelliget.

Diesem Glücke folgte ein großes Unglück. Der englische Admiral Nelson, dem die französische Flotte auf dem Wege nach Aegypten entgangen war, fand sie endlich auf der Rhede von Abukir. Hier griff er sie in der Nacht vom 1. zum 2. August an und errang einen so vollständigen Sieg über sie, daß von ihr nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen. Durch diesen Schlag, der ihn eines Stützpunktes und seiner Verbindung mit Frankreich beraubte, wurde Bonaparte erschüttert; aber bald trat seine Geistesgegenwart wieder hervor, und er suchte um so eifriger sich in Aegypten zu befestigen, je mehr er jetzt auf dasselbe hingewiesen war. Er verstärkte daher sein Heer mit den Matrosen, die der Seeschlacht bei Abukir entkommen waren, vollendete die Besatzung des untern und mittlern Aegypten und schickte den General Desaix nach Oberägypten, wo derselbe nach einem Siege

über

über Murad-Bey (bei Sediman, in der Nähe des alten Theben, 7. Oct.) bis an die Katarakten vordrang. Zugleich traf er Regierungseinrichtungen. Er errichtete zu Kairo aus den angesehnsten Einwohnern einen Divan oder Verwaltungsrath, übertrug die Rechtspflege den Kadis, stellte Intendanten zur Erhebung der Steuern an, erhielt durch bewaffnete Corps die öffentliche Sicherheit, zog die Kopten an sich durch Fügsamkeit in ihre Gebräuche und Meinungen und durch die Versprechungen, die er ihnen vorhielt. Ja auch der Wissenschaften nahm er sich an, indem er (am 21. Aug.) ein Institut zur Erforschung und Aufklärung ägyptischer Alterthümer zu Kairo stiftete.

Indessen hatte die französische Republik nicht bloß durch diesen Angriff auf Aegypten, dessen weitrer Fortgang unten erzählt werden soll, große Erbitterung gegen sich erregt, sondern auch durch ihre Gewaltstreiche gegen den Kirchenstaat, gegen die cisalpinische Republik, gegen den König von Sardinien und gegen die Schweiz.

Zu Rom hatte das Erwachen des Freiheitsdranges am 28. Dec. 1797 einen Volksaufstand erzeugt, bei welchem der französische General Duphot erschossen wurde. Sogleich reiste Joseph Bonaparte (Napoleons älterer Bruder, damals französischer Gesandter zu Rom) ab, und Berthier, damals Oberbefehlshaber der französischen Armee in Italien, brach gegen Rom auf. Unaufgehalten rückte er (11. Febr. 1798) daselbst ein, und am 15. Febr. verkündigte er auf dem Capitolio in einer

prun-

prunkenden Rede die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Pabstes und die Umwandlung des Kirchenstaates in eine „römische Republik.“ Consuln, Senatoren, Tribunen wurden erwählt, aber zugleich auch die drückendsten Steuern (auf 36 Mill. Livres) und die ungemessensten Lieferungen den Römern abgenöthigt, und viele Kostbarkeiten hinweggeschleppt. Der Pabst selbst wurde am 20. Febr. nach Siena, dann am 27. März nach Valence in Frankreich abgeführt, wo er am 29. Aug. 1799 starb.

Der cisalpinischen Republik war durch frühere Erklärungen und namentlich im Frieden von Campo-Formio Unabhängigkeit und Selbständigkeit zugesichert worden; jetzt aber (31. Mai 1798) ward sie durch Drohungen und Mißhandlungen genöthigt, einen Vertrag abzuschließen, der sie mit ihren Schätzen und Streitkräften von Frankreich abhängig machte. Sie mußte nämlich versprechen, an allen Kriegen Frankreichs Antheil zu nehmen, ein französisches Heer von 25,000 Mann zu unterhalten, ihre Truppen unter französischen Oberbefehl zu stellen, ihre Festungen (Mantua, Peschiera und Ferrara) zur Hälfte mit französischen Truppen besetzen zu lassen und alle französische Ausgewanderte aus ihrem Gebiete zu entfernen.

Mit eben so wenig Schonung wurde Karl Emanuel IV., seit dem Tode seines Vaters Victor Amadeus (16. Oct. 1796), König von Sardinien, behandelt. Er galt den Franzosen als ein verdächtiger Bundesgenosse. Als er (im Juni 1798), um Schutz gegen

die

die ligurische Republik zu erbitten, Gesandte nach Mailand an den damaligen französischen Obergeneral in Italien, Brune, schickte, erklärte dieser: „der König könne diesen Schutz nur dann erhalten, wenn er die Citadelle von Turin als Unterpfand freundschaftlicher Gesinnungen den Franzosen einräume." Dieß that der König (28. Juni); und so wurde er in seiner eignen Hauptstadt zum Gefangenen.

Noch ärgerlicher und erschütternder äußerte sich die Gewaltthätigkeit der Franzosen in der Schweiz. — Diese hatte die Beleidigungen, die sie seit dem Ausbruch der Revolution von Frankreich erlitten hatte, verschmerzt; aber sie entging darum nicht dem Verluste ihrer Selbständigkeit und Verfassung. Veranlassungen hierzu lagen zunächst in ihr selbst. In langen Friedenszeiten waren die alten Tugenden und Einrichtungen in Verfall gerathen. Verschwunden war Gemeingeist und festes Zusammenhalten; an die Stelle der Vaterlandsliebe, welche die Vorfahren beseelt hatte, war Selbstsucht, Unentschlossenheit und Zwietracht getreten. Der Städter hatte sich über den Landmann und in den Städten der reichere und vornehme Bürger über den armen und niedern erhoben. Hiermit waren alte Rechte und Freiheiten verletzt, und Gährungen erzeugt worden, die seit dem Ausbruch der französischen Revolution lebendig wurden. Denn während jetzt die Aristokraten eifriger, als vorher, ihre Anmaßungen zu behaupten suchten, suchten die niedergedrückten Demokraten, durch das Beispiel des französischen

schen

schen Volkes ermuthigt, emporzukommen. Besonders war dieß der Fall in den südlicheren Theilen der Schweiz, namentlich im Waadtlande, das, der Sprache und Sitte nach, zu Frankreich sich hinneigte. Zum Ausbruche kamen diese Gährungen, als das Waadtland von seinen zeitherigen Beherrschern, den Kantonen Bern und Freiburg, sich zu trennen suchte und dazu Frankreichs Beistand bedurfte und ansprach. Dem französischen Directorium kam dieß erwünscht. Es ließ am Ausgang des Jahres 1797 das Waadtland besetzen und für eine freie „lemanische Republik" erklären (23. Jan. 1798), während es fast zu gleicher Zeit (18. Jan.) zu Basel einen Aufstand gegen die bisherige Verfassung unterstützte. Ueber diese Vorgänge ward die Eidgenossenschaft erbittert. Wohlmeinende Männer riethen, durch freiwillige Verzichtleistung auf hergebrachte Herrscherrechte das drohende Ungewitter zu beschwören, und die Unterthanen gelobten, das Geschenk der Freiheit durch muthvolles Kämpfen zu bezahlen. Doch die Herrschenden wollten von ihrer Herrschaft nichts aufopfern, und Bern und Freiburg hielten sich für stark genug, dieselbe mit Gewalt behaupten zu können. Sie brachten hierzu Kriegsvolk und Verbündete zusammen; aber es fehlte ihnen an Kriegszucht, Waffenübung und fester Entschlossenheit. Schwankend in ihren Maßregeln, argwöhnisch gegen einander und mehr auf Unterhandlungen als auf Kraftäußerungen bauend, verloren sie den rechten Zeitpunkt und lähmten die Unternehmungen ihres ehrenwerthen Feldherrn

herrn Erlach. So unterlagen sie, als französisches Kriegsvolk unter Brune und Schauenburg in die Schweiz eingerückt war (2.—5. März 1798). Freiburg und Solothurn wurden am 2. März, Bern am 4. März erobert, und Erlach von den Seinigen, die ihm Verrätherei beimaßen, ermordet. Während nun die Schweiz von den französischen Truppen geplündert und gebrandschatzt wurde, wurde auf einer Tagsatzung zu Aarau (12. Apr.) durch den General Brune erklärt, daß an die Stelle der alten Eidgenossenschaft eine „helvetische Republik" treten, diese das ganze Schweizerland umfassen und, nach dem Vorbilde Frankreichs, ein Directorium und zwei Räthe erhalten sollte. Alles Land wurde darauf in achtzehn Kantone zertheilt, größere Gebietstheile getrennt und kleinere zusammengefügt. Aber den Gemeinden am Vierwaldstettersee, von denen die alte Eidgenossenschaft ausgegangen war, Schwyz, Zug, Uri, Unterwalden, so wie den Kantonen Appenzell, Glarus, St. Gallen war dieß willkürliche Verfahren der Franzosen ein Gräuel. Sie erklärten sich für ihre alte Verfassung und suchten sie unter dem biedern Landshauptmann von Schwyz, Aloys Reding, zu behaupten. Doch wie groß auch ihr Eifer und wie muthig auch ihr Kampf war: sie unterlagen nicht weit von Morgarten (26. Apr.) der Kriegsgeschicklichkeit der Franzosen. Jetzt erst, nach rühmlichem Kampfe, traten sie der neuen helvetischen Republik bei (4. Mai). Nur Graubündten, von Oestreichern besetzt, blieb für jetzt noch

noch unverändert. Die neue helvetische Republik aber ward von den Franzosen nicht nur mehrerer Gebietstheile (z. B. eines Theils des Bißthums Basel und der Städte Mühlhausen und Genf) beraubt, sondern auch genöthigt, ihrer Neutralität zu entsagen oder in einem Schutz- und Trutzbündnisse (19. Aug.) zu versprechen, an allen Kriegen Frankreichs Antheil zu nehmen und demselben zwei Heerstraßen nach Italien zuzugestehen.

So viele Anmaßlichkeiten und Gewaltthätigkeiten der französischen Republik trieben zu der Zeit, als Bonaparte gegen Aegypten auszog, eine neue Coalition und durch dieselbe einen neuen Landkrieg hervor.

England und Rußland waren die Träger dieser neuen Coalition, der nach und nach Oestreich, Neapel und die Türkei beitraten. England, seit dem Frieden von Campo-Formio von Bundesgenossen verlassen und von Frankreich vielfach bedroht, fühlte sich wie zur Fortsetzung des Kriegs, so zur Aufreizung und Unterstützung anderer Mächte angetrieben; Rußland aber ward seit dem Tode Katharina's (17. Nov. 1796) von deren Sohn und Nachfolger Paul (geb. 1754, reg. 1796 bis 1801) zum Krieg gegen Frankreich hingerissen, da diesen herrischen und leidenschaftlichen Kaiser theils das Streben und Toben der französischen Revolution, theils das Umsichgreifen des Directoriums erbitterte und zuletzt noch das Verfahren gegen den Malteserorden, den er als eine Bildungsschule des ritterlichen Geistes betrachtete und so hoch schätzte, daß er die Beschützung und das Groß-

Großmeisterthum desselben annahm (10. Sept. und 13. Nov. 1798). Schon hatte er das von Oestreich entlassene Heer der Ausgewanderten und den aus Verona verdrängten Ludwig XVIII. in Rußland aufgenommen (Febr. 1798), als er mit England zusammentrat und (im Aug.) Oestreich zum Krieg gegen Frankreich aufregte. Oestreich war dazu bereit, gereizt durch das Verfahren der Franzosen in Rastadt, Italien und Helvetien. — Neapel, ein ähnliches Schicksal wie das, welches den Kirchenstaat betroffen hatte, fürchtend, wurde nicht nur durch England, sondern auch durch seine Königin, eine Schwester der unglücklichen Marie Antoinette, zum Kampf aufgereizt. Es schloß daher am 29. Mai ein Bündniß mit Oestreich und am 29. Nov. mit Rußland. — Preußen, wo seit dem 16. Nov. 1797 Friedrich Wilhelm III. herrschte, trat, obschon dringend dazu aufgefordert, der neuen Coalition nicht bei; es suchte Sicherheit und Vergrößerung in einer strengen Neutralität. Dagegen wurden durch Rußland und England die Türken zu dieser Coalition gezogen. Sie erklärten, um wegen des Einfalls der Franzosen in Aegypten Rache zu nehmen, am 1. Sept. den Krieg an Frankreich, und schlossen (23. Dec.) mit Rußland, (am 5. Jan. 1799) mit England und (am 21. Jan.) mit Neapel ein Bündniß. Bei der damaligen Lage Frankreichs, da das Directorium im Vertrauen der Nation schwankte, da der beste Feldherr sammt einem Haupttheile des Heeres in Aegypten war, und die Zerrüttung der Finanzen auch im

Heere

Heere Zerrüttungen erzeugte, ließen sich große Erfolge von dieser neuen Coalition erwarten. Wirklich trat durch sie ein auffallender Glückswechsel und große Bedrängniß für Frankreich ein. Doch hatte das Glück der Verbündeten so wenig Bestand, als ihre unnatürliche Verbindung.

Zur See blieb es bei dem Alten. Obschon jetzt durch Hollands und Spaniens Seemacht unterstützt, vermochte Frankreich nichts gegen die Ueberlegenheit Englands. Spanien selbst verlor an dasselbe seine Insel Minorka (im Sept. 1798) und Holland einen Theil seiner Flotte (im Aug. 1799). Andrerseits befehdeten die afrikanischen Raubstaaten, die sammt der Pforte sich gegen Frankreich erklärt hatten, die französischen Küsten, und eine russische Flotte unter Uschakow zog (20. Sept. 1798) aus dem schwarzen Meere durch die Dardanellen, vereinigte sich (ein neues Zeichen, wie durch die französische Revolution alle früheren Verhältnisse verändert waren!) mit einem türkischen Geschwader und eroberte mit demselben (März 1799) die jonischen Inseln, die Frankreich im Frieden von Campo-Formio an sich gebracht hatte.

Dagegen wechselten zu Lande Siege und Niederlagen auf das Auffallendste. Gleich anfangs war Frankreich glücklich, besonders gegen Neapel, das zu voreilig den Kampf eröffnet hatte. Ehe noch die Oestreicher und Russen, wie verabredet war, in Italien zusammentrafen, drangen die neapolitanischen Truppen, etwa 60,000

Mann

Mann (unter dem östreichischen General Mack, der in neapolitanische Dienste getreten war), in den Kirchenstaat (23. Nov. 1798). Vor ihnen zog sich Championnet, Oberbefehlshaber des französischen Heeres daselbst, zurück, um Verstärkungen zu sammeln. Sie besetzten daher Rom (29. Nov.) und vernichteten die vor wenigen Monaten gestiftete römische Republik. Doch bald ging ihr Glücksstern unter! Während der König von Sardinien, unter dem Vorwande, daß er mit den Neapolitanern in Verbindung stehe, von den Franzosen genöthigt wurde, dem Fürstenthum Piemont zu entsagen und nach Sardinien abzuziehen (10. Dec.), rückte Championnet neuverstärkt gegen die Neapolitaner, vertrieb sie aus Rom (13. Dec.) und überwältigte sie in ihrem eignen Gebiete. König Ferdinand IV. mußte mit seinem Hofe nach Sicilien (31. Dec.), und General Mack, von der Volkswuth bedroht, ins französische Lager flüchten (12. Jan. 1799). Vergebens tobten die Lazzaroni zu Neapel: sie wurden durch die klugen Maßregeln des französischen Obergenerals zur Ruhe gebracht (23. Jan.). Darauf wurde das Königreich Neapel in eine „parthenopeische Republik" umgewandelt und von derselben eine Kriegssteuer von 27 Mill. Livres erhoben. Da nun zu gleicher Zeit die Republik Lucca (4. Jan.) zur Annahme einer demokratischen Verfassung gezwungen, und der Großherzog von Toskana, Ferdinand, unter dem Vorwande, er habe Engländer und Neapolitaner begünstigt, vertrieben wurde (15. März): so war nun

ganz

ganz Italien, mit Ausnahme des ehemals venetianischen, jetzt östreichischen Gebiets, in den Händen der Franzosen. Aber dieser Besitz war nicht gesichert! Denn jetzt führte Suworow ein russisches Heer von 72,000 Mann durch Mähren und Oestreich nach Italien, das für einige Zeit große Veränderungen hervorbrachte.

Bei der Annäherung dieses Heeres hatten die französischen Directoren dem Congreß zu Rastadt erklären lassen (2. Jan. 1799), sie würden es als einen Friedensbruch ansehen, wenn dasselbe seinen Marsch fortsetzen dürfte. Als auf diese Erklärung keine Antwort erfolgte, gingen die Franzosen, die schon am 24. Jan. die ausgehungerte Festung Ehrenbreitstein zur Uebergabe genöthigt hatten, unter Jourdan und Bernadotte (28. Febr. bis 2. März) bei Straßburg und Mannheim über den Rhein, während sich Massena in der Schweiz gegen das von den Oestreichern besetzte Graubündten hinwendete. Nun erst, da schon in Helvetien und Schwaben unter wechselnden Erfolgen gekämpft wurde, erließ das Directorium (12. März) eine Kriegserklärung gegen Oestreich.

Unter diesen Umständen ging der östreichische Gesandte Graf von Lehrbach am 8. Apr. von Rastadt ab, mit der Erklärung, daß der Kaiser keinen der bisherigen Beschlüsse bestätige und jede weitere Verhandlung zu Rastadt als ungültig ansehe. Ohne sich daran zu kehren, setzte die französische Gesandtschaft die Unterhandlungen mit der Reichsdeputation fort, unter dem Vorgeben,

geben, daß nur dem Hause Oestreich, nicht aber dem deutschen Reiche der Krieg erklärt sei, und wahrscheinlich in der Absicht, Kaiser und Reich zu trennen. Hierauf erklärte ein östreichischer Oberster Barbaczy am 22. Apr., der Congreß sei als aufgelöset zu betrachten, und die Gesandten sollten abreisen. Da ereignete sich eine Gräuelthat. Die französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Jean Debry wurden bei ihrer Abreise von Rastadt nach Straßburg (in der Nacht vom 28. zum 29. Apr.) unweit Rastadt von östreichischen (Szekler) Husaren meuchelmörderisch überfallen. Die beiden ersten wurden getödtet; der dritte, jedoch schwer verwundet, kam am nächsten Morgen nach Rastadt zurück und fand bei dem preußischen Gesandten von Jacobi Schutz. Alle, noch in Rastadt anwesende Gesandte erhoben laute Klagen, und zu Regensburg wurde, auf Antrag der deutschen Reichsversammlung, eine Untersuchungs-Commission niedergesetzt (9. Aug.). Vergebens! Jene Klagen verhallten, diese Untersuchungs-Commission wurde bald wieder aufgehoben, und die Urheber jener Abscheulichkeit blieben vor menschlichen Gerichten unbestraft. Doch konnte Oestreich dem Vorwurfe nicht entgehen, den Gesandtenmord, wenn auch nicht anbefohlen, doch veranlaßt zu haben *).

Als

*) Sowohl von Dohm (Christ. Wilh. v. Dohm nach seinem Wollen u. Handeln, geschildert von Gronau. Lemgo 1824, Absch. X. und Beilage) als auch von Gagern (Mein Antheil an der Politik, 1823. S. 91) machen wahrscheinlich,

Als dieß geschah, war schon der Krieg zu wilden Flammen aufgelodert. In Deutschland stand (im Febr. 1799) der Erzherzog Karl mit 80,000 Mann bei Friedberg in Baiern. Auf die Nachricht, daß Jourdan und Bernadotte über den Rhein gesetzt und im südlichen Schwaben vorgedrungen wären, rückte er ihnen über Mindelheim und Memmingen entgegen und schlug sie bei Ostrach am 21. März und am 25. März bei Stockach, worauf sie von dem Oberbefehl über die Donauarmee abtraten, und diese mit der Schweizerarmee, die Massena anführte, vereinigt wurde. Jetzt wendete sich Erzherzog Karl gegen Massena. Am 23. Mai setzte er bei Schaafhausen über den Rhein. Doch konnte er, beschränkt durch die Befehle des Hofkriegsraths zu Wien, in der Schweiz wenig ausrichten, und im August, als die Franzosen den Rhein bei Mannheim wieder überschritten, Heidelberg besetzt und Frankfurt gebrandschatzt hatten (28. Aug.), mußte er nach Deutschland zurückkehren. Hier trieb er die Franzosen am 12. Sept. wieder über den Rhein und entriß ihnen auch Mannheim (18. Sept.), so daß das ganze rechte Rheinufer abermals von ihnen befreit wurde.

Mit

daß der östreichische Gesandte, Graf v. Lehrbach, der Anstifter dieses Gesandtenmordes war. Schlosser (Zur Beurtheilung Napoleons ꝛc. 1832, S. 197) zeigt aus Lavallette's Denkwürdigkeiten, daß das östreichische Kabinet die französischen Gesandten überfallen ließ, nicht um sie zu tödten, sondern um ihrer Papiere sich zu bemächtigen, aus denen es die Verhandlungen, die deutsche Fürsten mit ihnen gepflogen hatten, ersehen wollte.

Mit größerm Nachdruck kämpften die Franzosen in der Schweiz. Hier hatte Massena schon am 6. März die Feindseligkeiten eröffnet, indem er unvermuthet den Luciensteig, den nördlichen Hauptpaß Graubündtens, überwältigte, den östreichischen General von Auffenberg mit etwa 3000 Mann bei Chur gefangen nahm und Graubündten besetzte. Doch bald bemächtigte sich der östreichische General Hotze, von Feldkirch aus, wiederum des Luciensteigs und vereinigte sich nach blutigen Gefechten (vornehmlich bei Winterthur, 27. Mai) mit dem Erzherzog Karl, als dieser bei Schaafhausen über den Rhein gesetzt war. Massena war also genöthigt, Graubündten aufzugeben. Er nahm eine feste Stellung vor Zürich ein, dann, in Folge eines heftigen Angriffs auf sein Lager (3. und 4. Juni) und eines ihm nachtheiligen Treffens an der Limmat (16. Juni), am Berge Albis zwischen dem Vierwaldstettersee und dem Rheine. Hier vertheidigte er sich, bis er, nach dem schon erwähnten Abzug des Erzherzogs Karl, gegen ein russisches Heer unter Korsakow, von welchem unten geredet werden soll, zu neuen Angriffen überging.

In Italien befehligte, bei Erneuerung des Kriegs, Scherer das französische Heer, etwa 60,000 Mann. Aber Scherer, bisher Kriegsminister, war ein ungeschickter Feldherr, zu dem seine Truppen kein Vertrauen hatten. Ihm gegenüber stand der östreichische General Kray, und beide trennte die Etsch. Scherer versuchte über dieselbe zu dringen; aber er wurde (26. März bis

5. Apr.)

5. Apr.) mit großem Verluste zurückgeschlagen und wich mit seinem Heere in großer Unordnung über den Mincio und Oglio bis zur Adda zurück. Noch schlimmer erging es den Franzosen, als das russische Heer aus Oestreich nach Italien kam, zu Verona am 15. Apr. sich mit dem östreichischen vereinigte und Suworow Oberanführer der Verbündeten in Italien wurde (16. Apr.). Dieser ungestüme, schonungslose Feldherr traf zuerst mit Moreau (der an Scherers Stelle den Oberbefehl übernommen hatte) zusammen und siegte am 27. Apr. bei Cassano an der Adda so gewaltig, daß eine französische Heerschaar unter Serrurier gefangen, Moreau zum Rückzug nach Alessandria gezwungen, Mailand eingenommen und die cisalpinische Republik aufgelöset wurde.

Diesem ersten Schlage folgten mehrere andre. Moreau hatte zu seiner Verstärkung den General Macdonald, Championnets Nachfolger, aus Neapel herbeigerufen. Doch kaum hatte Macdonald Neapel verlassen (5. Mai), als letzteres durch eine Gegenrevolution, die der Cardinal Ruffo, unterstützt von Russen und Türken, in Calabrien begonnen hatte (im März 1799), für Frankreich verloren ging. Am 21. Mai nahm Ruffo, nach furchtbaren Aufständen der Lazzaroni's, die doch mehr ihrer wilden Leidenschaftlichkeit, als dem Königthume dienten, Neapel ein, worauf die parthenopeische Republik abgeschafft, das Königthum wieder hergestellt und gegen die Republikanisch-Gesinnten auf eine gräuelvolle Weise gewüthet wurde. — Einige Monate darauf

wurde, von Neapel aus, durch ein aus Neapolitanern, Russen und Türken bestehendes Heer, am 30. Sept. die römische Republik abgeschafft, die Pabstherrschaft wieder hergestellt, und weiterhin (am 14. Mai 1800), auf Oestreichs Betrieb, Pius VII. in Venedig zum Pabst erwählt.

Macdonald, der über Rom nach Toskana zog, konnte Moreau'n zu Alessandria nicht erreichen; denn Moreau wurde durch Suworow's wiederholte Angriffe (11.—22. Mai) genöthigt, nach Genua zurückzuweichen, und Macdonald, der die Oestreicher am Po, wo sie vereinzelt standen, zu schlagen hoffte, wurde in einer dreitägigen Schlacht (17.—19. Jun.) an der Trebia, unweit Piacenza, von den Oestreichern und Russen (denn auch Suworow kam in Eilmärschen herzu) so nachdrücklich geschlagen, daß nur ein kleiner Theil seines Heeres ins Genuesische zu Moreau gelangen konnte. Eine Folge dieses Sieges der Russen und Oestreicher war der Fall der Städte und Festungen Turin (20. Jun.), Florenz (17. Juli), Alessandria (21. Juli), Mantua (28. Juli). Nun sollte Joubert, zum Oberbefehlshaber ernannt und mit beträchtlichen Verstärkungen versehen, das Glück der französischen Waffen in Italien wieder herstellen; allein als er aus den Apenninen hervorgebrochen war, wurde er in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) durch eine russische Kugel getödtet und Moreau, der als Freiwilliger ihm zur Seite stand und nach seinem Tode den Oberbefehl übernahm, erlitt eine furchtbare Niederlage. Ueber 16,000

Fran=

Franzosen wurden getödtet und der Ueberrest mußte nach Savona entweichen, worauf Tortona sich den Verbündeten ergab (23. Aug.). Endlich schickte das Directorium den General Championnet, den es kurz vorher wegen seines Abscheu's vor Räubereien gemißhandelt hatte, als Oberbefehlshaber mit einer neuen Armee von Grenoble nach Oberitalien. Aber auch er vermochte daselbst nichts auszurichten. Er wurde bei Fossano von den Oestreichern geschlagen (4. und 5. Nov.) und mußte sich nach Genua hinwenden. Auf solche Art wurden den Franzosen die Eroberungen Bonaparte's wieder entrissen. Von ganz Italien war am Ausgange des Jahres 1799 nur noch Genua und Nizza in ihren Händen.

Aber nicht so glänzend, als er begonnen hatte, sollte der Feldzug der Verbündeten endigen. Sie zerfielen unter einander, besonders über die Besitznahme Piemonts und Ancona's, und harte Unfälle trafen besonders die Russen in Helvetien und Holland.

Um Helvetien, wo sich den Sommer hindurch Massena behauptet hatte, den Franzosen zu entreißen und zugleich die gegen einander eifersüchtigen Russen und Oestreicher von einander zu halten, mußte Suworow mit seiner Armee im September aus Italien nach der Schweiz ziehen, wo schon Korsakow mit einem Heere von 36,000 Russen vom Bodensee her (im August) eingedrungen war. Auf die Nachricht von Suworow's Herbeirücken eilte Massena, den General Korsakow anzugreifen, und es gelang ihm, in der blutigen Schlacht an der Limmat und

bei

bei Zürich (25. und 26. Sept.) so entscheidend zu siegen, daß Korsakow nur mit wenigen Trümmern seines Heeres bei Schaafhausen über den Rhein nach Schwaben kommen konnte. Zu gleicher Zeit (25. Sept.) wurden auch die Oestreicher an der Linth (im Kanton Glarus) von Soult angegriffen, geschlagen und zum Rückzug nach St. Gallen genöthigt. Suworow, der am 21. Sept. am Fuße des St. Gotthard angelangt war, konnte diese Niederlagen nicht rächen; er selbst erlitt auf den beschwerlichen Wegen in der Schweiz große Verluste an Menschen, Vieh, Geschütz und Wagen. Gleichwohl wies er alle Angriffe, die auf ihn gemacht wurden, zurück und erreichte, auf der östlichen Seite der Schweiz hinziehend, Lindau am Bodensee, wo er sich mit den Ueberbleibseln des korsakowschen Heeres vereinigte. Mit diesen rückte er, weitere Befehle seines Kaisers erwartend, hinter den Lech; weshalb auch der Erzherzog Karl vom Rhein, wo er Philippsburg entsetzt und Mannheim eingenommen hatte (18. Sept.), nach Schwaben zurückwich.

Eben so unglücklich, als das Unternehmen der Verbündeten in Helvetien, lief ihr Unternehmen in Holland ab. Seit dem 27. Aug. war eine englisch-russische Armee, angeblich 30,000 Mann stark, nach und nach auf dem Helder gelandet, um Holland den Franzosen zu entreißen und den Erbstatthalter wieder einzusetzen. Aber bei der Untauglichkeit ihres Oberanführers, des Herzogs von York, und bei dem tapfern Widerstande des französischen Generals Brune und des holländischen Generals

Dän=

Dändels lösete sie ihre Aufgabe nicht. Wohl bemächtigte sich die englische Flotte eines großen Theils der holländischen Flotte (30. Aug.), der nach Yarmouth abgeführt wurde; aber nach mehreren unglücklichen Landtreffen (im Sept. und Oct.), in denen besonders die Russen verloren, schloß der Herzog von York, um sich zu retten, den Vertrag zu Alkmar (18. Oct.), in welchem er versprach, die batavische Republik völlig zu räumen und alle Gefangene zurückzugeben.

Mit tiefem Ingrimm vernahm Kaiser Paul diese Vorgänge. Erbittert über die Unfälle, die seine Heere betroffen hatten, erbittert über die Engländer und Oestreicher, deren Eigennützigkeit und Fahrlässigkeit er diese Unfälle anrechnete, und erbittert gegen Preußen, das trotz aller seiner Vorstellungen bei der seit 1795 behaupteten Neutralität beharrte, beschloß er, von der Coalition, die er selbst betrieben hatte, abzugehen. Er rief daher den General Suworow mit allen russischen Truppen zurück. Am 26. Jan. 1800 trat derselbe seinen Rückzug nach Rußland an, wo er, ungnädig empfangen, bald nach seiner Ankunft starb. Kaiser Paul aber neigte sich zu Frankreich hin, wo eben damals große Veränderungen im Innern sich ereignet hatten.

7) Die letzten Zeiten der Directorialregierung, 1797—1799.

Das Directorium hatte aus Gründen, die schon oben angedeutet worden sind, Ruhm und Ansehn verloren,

loren. Seit den neuen Wahlen (im Mai 1797), durch welche viele Royalisten in den gesetzgebenden Körper gekommen waren (namentlich auch Pichegru, heimlich ein Parteigänger der Bourbons), erhoben sich, besonders im Rathe der Fünfhundert, Viele gegen das Directorium, machten ihm Unordnung im Finanzwesen, Kriegslust und Einführung eines neuen Gottesdienstes, Theophilanthropie genannt, zum Vorwurf und sannen auf Umsturz der Verfassung vom Jahre 1795. Ja im Directorium selbst thaten sich Spaltungen hervor; Carnot und Barthelemy (letzterer war anstatt Letourneurs, den das Loos aus dem Directorium entfernt hatte, seit dem 6. Mai 1797 Director) traten den Anmaßlichkeiten ihrer Amtsgenossen, Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux, entgegen und waren oder hießen deshalb Verbündete der Royalisten in beiden Räthen. Dagegen riefen die Triumvirn Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux, die den Beistand der Heere, besonders des italienischen, zu gewinnen wußten, zu ihrem Schutze Truppen nach Paris. Als nun diese, auf Betrieb der Royalisten, aus der Nähe der Hauptstadt entfernt und überall die Nationalgarden wieder hergestellt werden sollten, beschlossen die Triumvirn, den Verschworenen in beiden Räthen zuvorzukommen und sie sammt den Directoren Carnot und Barthelemy mit Waffengewalt zu unterdrücken. Sie zogen daher in der Nacht zum 18. Fructidor (4. Sept. 1797) durch den General Augereau,

den ihnen Bonaparte zum Beistande geschickt hatte *), die um Paris gelagerten Truppen in die Stadt, unterdrückten durch sie die Garde des gesetzgebenden Körpers und ließen ihre Gegner verhaften. Mehrere, auch Carnot, entkamen durch die Flucht; aber Barthelemy und eilf aus dem Rathe der Alten und zwei und vierzig aus dem Rathe der Fünfhundert (unter diesen Pichegru) nebst mehreren Beamten und Journalisten wurden festgehalten und zur Verweisung nach Cayenne verurtheilt **). Die Anhänger der Triumvirn in beiden Räthen bestätigten diese Verfügung (5. Sept.), worauf die Gesetze gegen die Ausgewanderten verschärft, die entfernten Volksvertreter durch andre vom Directorium ersetzt und an die Stelle der vertriebenen Directoren durch Wahlen der beiden Räthe (8. und 9. Sept.) Merlin von Douay und François von Neufchateau gebracht wurden. Das Volk blieb bei diesen Begebenheiten, die einen Eingriff in seine Gerechtsame enthielten, ruhig; es schien ihm gleichgiltig, von wem es beherrscht würde; es war der Revolutionsstürme müde.

Aber das Directorium grub sich selbst sein Grab, als es nach seinem Siege über den Royalismus und Republikanismus, im Vertrauen auf den fernern Beistand der

*) Damals nahm sich Bonaparte des Directoriums an, um nicht den Royalismus aufkommen zu lassen, der seinen herrschsüchtigen Planen entgegen war.

**) Die Namen dieser Verurtheilten findet man in Bourrienne's Denkwürdigkeiten Th. I, S. 156 ff.

der Heere, sich eine verfassungswidrige Gewalt anmaßte. Nur darauf bedacht, sich zu erheben, trat es der Freiheit des Wählens entgegen, schreckte es seine Gegner mit Verhaftungen, Vermögenseinziehungen, Landesverweisungen und Militär-Commissionen, und machte den gesetzgebenden Körper ganz von sich abhängig. Dieses Verfahren, von keinen ausgezeichneten Verdiensten umschleiert, erregte Erbitterung. Als nun im Sept. 1798 die Conscription eingeführt wurde, im Jahre 1799 Waffenunglück eintrat, und die Zahl der Gegner des Directoriums in beiden Räthen überwiegend wurde, erhoben sich laute Klagen, und lebhaft wurde auf Abstellung des Preßzwanges, gezwungener Anleihen und anderer Aeußerungen der Despotie des Directoriums gedrungen. Unter diesen Umständen ward Treilhard (der am 22. Mai 1798, anstatt François v. Neufchateau, Director geworden war) am 17. Jun. 1799 zum Abdanken genöthigt, dann auch (am 18. Jun.) Merlin von Douay und Lareveillere-Lepeaux, denen man Gesetzwidrigkeiten aller Art vorwarf. Nur Barras und Sieyes (der am 16. Mai 1799 anstatt Rewbels ins Directorium trat) behaupteten sich. An die Stelle der abgesetzten Directoren kamen Gohier, ehemals Justizminister, der Advocat Roger Ducos, ein Freund Sieyes's, und der ruhmlose General Moulins, Männer zwar nicht ohne Thätigkeit für die Erhaltung der Republik, aber ohne Eintracht und ohne Regierungstalente.

Immer

Immer stärker trat nun der Unwille gegen das Directorium hervor. Alle Unfälle, die damals Frankreich trafen, schrieb man ihm zu, die Niederlagen und Verluste in Italien, die Zerrüttung der Heere, die Auflösungen im Innern, den Bürgerkrieg, der in der Vendée und Bretagne wieder hervorbrach (Oct. 1799), das Wiederemporkommen der Jacobiner, die sich der Reitbahn (einst des Versammlungsplatzes des Convents) bemächtigten. Freilich zertheilten sich die kriegerischen Ungewitter; in Helvetien und Holland blüheten für Frankreich neue Lorbeeren auf, Rußland trat von der Coalition zurück, Vorkehrungen zu neuen Siegen wurden von dem Directorium getroffen, und die Jacobiner, denen die Volksmassen, durch die sie einst tyrannisirt hatten, nicht mehr zu Gebote standen, wurden von Fouché aus ihrem Sammelplatze vertrieben. Allein alles dieß wurde wenig beachtet. Alle Parteien wünschten eine Regierungsveränderung, und das Directorium hatte keinen Halt mehr in den Gemüthern des Volks. Die Achtung, die es einst genossen hatte, als es nach der schrecklichen Regierung des Convents hervortrat, dann durch die großen Siege Bonapartes verherrlichet wurde, war verschwunden; aber verschwunden war auch die Begeisterung für Freiheit und Republik und dagegen ein Verlangen nach Ruhe, Sicherheit und fester Ordnung des öffentlichen Lebens eingetreten. Kurz Frankreich befand sich in einer Lage und Stimmung, die zur Wiederherstellung der Monarchie hinneigte. Da kam N a p o l e o n B o n a p a r t e

am

am 9. Oct. 1799 aus Aegypten nach Frankreich zurück, er, der damals allein geeignet war, die Monarchie wieder herzustellen, nicht bloß weil er Geist und Kraft zum Herrschen besaß, sondern auch weil die Stimmen des Militärs, des Volkes und aller Vaterlandsfreunde sich für ihn vereinigten.

8) Napoleons Thaten im Orient, Rückkehr nach Frankreich und Gelangen zur Herrschaft, 1799.

Der Besitz Aegyptens, den Bonaparte nach der Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir mit verdoppelter Anstrengung seiner Kräfte zu behaupten gesucht hatte, wurde aufs neue gefährdet durch die Erpressungen der Franzosen und durch die Kriegserklärung der Pforte, die am 1. Sept. 1798 unter dem Einfluß Rußlands und Englands gegen Frankreich erfolgte. Vergebens suchte Bonaparte diese Kriegserklärung dem ägyptischen Volke zu verbergen; sie wurde bekannt und gab nebst jenen Erpressungen Veranlassung zu einem Aufstande, der am 21. Oct. zu Kairo ausbrach. Anfangs schien dieser Aufstand den Franzosen sehr gefährlich zu werden. Doch als durch das französische Geschütz die Stadt beschossen und die große Mosché, der Mittelpunkt der Aufrührer, in Brand gesteckt wurde, unterwarfen sich letztere der Gnade des Siegers. Die Ruhe in Aegypten wurde wieder hergestellt, und Bonaparte faßte nun den Plan, den

Türken,

Türken, die zwei Heere, eines von Rhodos und ein anderes von Syrien her, nach Aegypten zu senden entschlossen waren, zuvorzukommen.

Er brach daher am 11. Febr. 1799 mit zwölf bis dreizehntausend Mann nach Syrien und ließ zugleich drei Schiffe von Alexandrien auslaufen, um Belagerungsgeschütz und anderes Kriegsbedürfniß an den Küsten hin fortzuschaffen. Der Anfang dieses Unternehmens war glücklich. Er eroberte am 17. Febr. die Grenzfeste El Arisch, am 24. Febr. Gaza, am 6. März Jaffa, und kam am 18. März vor St. Acre am Fuße des Berges Karmel. Aber die Eroberung dieser großen und festen Stadt gelang ihm nicht. Sie war von der Seeseite her durch eine englische Flotte unter Sidney Smith (der auch das von Alexandrien abgesendete Kriegsbedürfniß weggenommen hatte) geschützt, und im Inneren leitete ein französischer Ausgewanderter, Phelippeaux, den Widerstand gegen das Belagerungsheer. Mochte auch Bonaparte über ein türkisches Heer, das unter Ibrahim-Bey zum Entsatz Acre's und zum Einfall in Aegypten herbei zog, am Berge Thabor siegen (16. Apr.), Acre konnte er darum nicht erobern. Endlich da Hunger und Pest und mit beiden Verstimmung unter seinem Heere eintrat, und eine Landung der Türken in Aegypten zu besorgen war, verzichtete er auf die Eroberung Acre's und trat am 20. Mai den Rückzug nach Aegypten an. Am 15. Juni kam er nach einem schreckensvollen Marsche mit etwa 8000 Mann nach Kairo zurück. Durch seinen

Feld-

Feldzug nach Syrien hatte er die türkischen Rüstungen daselbst vereitelt, und nun vereitelte er auch die Angriffe, die von Rhodos her geschahen. Als nämlich am 12. Juli ein von Rhodos kommendes, türkisches Heer, unter dem Geleite der Engländer, die Rhede von Abukir erreicht und am 14. Juli das Fort von Abukir erstürmt hatte, eilte er herbei, und wußte durch sein Feldherrntalent das feindliche Heer in der Schlacht von Abukir (25. Juli) theils zu tödten theils zu verjagen, und so die französische Herrschaft über Aegypten auf's neue zu befestigen.

Aber länger mochte er hier nicht bleiben. Die Zeitungsnachrichten, die ihm jetzt die Engländer zukommen ließen, die Schwierigkeiten seiner Stellung in Aegypten, die Aussichten, die der Verfall des Directoriums seiner Herrschsucht darbot, vielleicht auch der Gedanke, daß seine Rückkehr zum Heil Frankreichs nöthig sei, bestimmten ihn, Aegypten zu verlassen. Unter dem Vorwande einer Reise ins Delta brach er am 18. Aug. von Kairo, wohin er am 10. Aug. zurückgekommen war, nach Alexandrien auf. Dort übertrug er schriftlich dem General Kleber den Oberbefehl über Aegypten und das dasige französische Heer und segelte am 23. Aug. mit vier Schiffen, die der Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir entgangen waren, ab, begleitet von den Generalen Berthier, Murat, Marmont, Lannes, Andreossi und etwa vierhundert Soldaten. Dasselbe Glück, das er auf der Hinfahrt nach Aegypten gehabt hatte, hatte er auf der Heimfahrt nach Frankreich. Er entkam den

im

im mittelländischen Meere kreuzenden Engländern, vielleicht weil er einer preußischen Flagge sich bediente *), vielleicht auch, weil er erst an der afrikanischen Küste, dann an der Westseite Sardiniens und Korsikas hinsegelte, um im Nothfall auf den Strand laufen zu können. Nach achttägigem Verweilen auf Korsika (30. Sept. bis 8. Oct.), wozu widrige Winde ihn nöthigten, gelangte er am 9. Oct. glücklich an die französische Küste. Hier stieg er bei Frejus ans Land und reiste dann, von der Zuvorkommenheit, mit der man ihn bewillkommte, fortgezogen, über Lyon nach Paris, wo er am 15. Oct. eintraf und sogleich dem Directorium sich vorstellen ließ.

Der Eindruck, den seine Rückkehr erregte, ließ auf die Folgen derselben schließen. Die Directoren und Jacobiner erschracken: sie ahneten, er sei gekommen, um ihrer Herrschaft ein Ende zu machen; das Volk aber kam ihm mit Jubel entgegen: es erblickte in ihm den Helden, mit dem die Tage des Ruhmes und Glückes zurückkehren müßten. Alle Parteien drängten sich zu ihm, um ihn für sich zu gewinnen. Die Directoren fragten ihn um Rath; Generale und Minister suchten seinen Schutz; von allen Seiten forderte man ihn auf, sich der Republik anzuneh-

*) Buchholz, Geschichte Napoleon Bonaparte's Th. III, S. 159. — Auch ging die (doch unwahrscheinliche) Sage, die Engländer hätten ihn absichtlich entkommen lassen, um Aegypten desto eher den Franzosen wieder zu entreißen (s. Eggers Gesch. der Menschheit. Kopenhagen 1804. Th. III, S. 252.)

zunehmen. Er selbst zeigte ein geheimnißvolles Benehmen, entzog sich allem Aufsehen Erregenden, gab sich keiner Partei hin, beobachtete alles, offenbarte sich Keinem und leitete im Stillen die Ausführung seiner Plane ein. Die mit ihm zurückgekommenen Generale wirkten für ihn unter den Truppen, seine Brüder Joseph und Lucian, Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, unter beiden Räthen, schlaue Beamte, wie Fouché und Talleyrand, die sich zu ihm gesellten, unter den Geschäftsleuten. Anfangs ungewiß, auf wen er sich zunächst stützen sollte, trat er endlich mit Sieyes zusammen, der, obgleich Director, mit Entwürfen zu einer neuen Verfassung beschäftigt war und den Director Roger-Ducos, die Mehrzahl im Rathe der Alten und einen Theil im Rathe der Fünfhundert auf seiner Seite hatte. Am 6. Nov. traf er mit ihm die nöthigen Verabredungen, worauf er am 9. Nov. (18. Brumaire) den Umsturz des Directoriums und am 10. Nov. die Verlegung des gesetzgebenden Körpers, die Errichtung einer Consularregierung und damit den Anfang seiner Herrschaft ohne Blutvergießen und große Erschütterungen, mit möglichster Beobachtung gesetzlicher Formen zu Stande brachte *).

Hierauf arbeitete er mit Sieyes, Roger-Ducos und einem Ausschusse beider Räthe an einer neuen Verfassung. Die von Sieyes ausgedachte, die nur Ver-

*) Die Art, wie dieß geschah, wird unten im zweiten Abschnitte im Leben Napoleons geschildert.

Verwickelungen und Schwächungen der Regierung darbot, war nicht nach seinem Sinne. Er bestand darauf, daß die Regierung auch bei den republikanischen Formen, die ihm damals noch nöthig schienen, Kraft und Einheit oder ein monarchisches Wesen haben müsse, und er wußte seinen Willen geltend zu machen.

So entstand die neue Verfassung, kraft deren Frankreich eine repräsentative Republik mit einer Consularregierung sein sollte. Ein erster Consul (den Namen Dictator vermied man, wahrscheinlich um keinen Anstoß zu erregen) sollte an der Spitze und neben ihm (um den Schein einer Monarchie zu vermeiden) ein zweiter und dritter Consul, jeder mit einer beirathenden Stimme, stehen. Diese drei Consuln sollten von aller Verantwortlichkeit frei, auf zehn Jahre gewählt werden und dann wieder wählbar sein. Der erste Consul erhielt die oberste Leitung aller inneren und äußeren Angelegenheiten, das Recht Gesetze in Vorschlag und die angenommenen Gesetze zur Ausführung zu bringen, die Unterhandlung mit auswärtigen Mächten, die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, die Leitung der Land- und Seemacht, die Ernennung der Minister, Staatsräthe, Gesandten, Officiere ꝛc. Beigegeben ward ihm, ausser den Ministern, die die Vollziehung gefaßter Beschlüsse zu besorgen hatten, ein Staatsrath von 50 Personen, der in seinem Namen Gesetze vorschlagen und Schwierigkeiten, die in der Verwaltung vorkommen möchten, lösen sollte. Der erste Consul war also der eigent-

eigentliche Regent des Staates, der die gesetzgebende und gesetzausübende Gewalt in sich vereinigte; die beiden andern Consuln waren nur Nebelsterne, die ihn umgaben. Auch waren die Gehalte sehr verschieden. Während der erste Consul einen Jahrsgehalt von 500,000 Livres beziehen sollte, wurden jedem der beiden andern Consuln nur 150,000 Livres als Jahrsgehalt zugesprochen. — Um den Schein der Volkssouverainetät zu erhalten, wurde ein Tribunat und ein gesetzgebendes Corps an die Stelle beider Räthe aufgestellt. Das Tribunat, aus hundert Mitgliedern bestehend, sollte das Recht haben, Vorstellungen und Wünsche der Regierung vorzutragen und Gesetzvorschläge zu prüfen. Es sollte daher über die vom ersten Consul vorgeschlagenen Gesetze, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, Bündnisse und Handelsverträge sich berathen und, ohne darüber zu entscheiden, die Gründe für Annahme und Verwerfung derselben durch drei Redner aus seiner Mitte dem gesetzgebenden Corps vorlegen. Dieses Corps, bestehend aus dreihundert Mitgliedern, unter denen sich aus jedem Departement wenigstens ein Bürger befinden sollte, erhielt das Recht, über die Gesetzvorschläge, die ihm von der Regierung und dem Tribunate vorgelegt wurden, mit Ja oder Nein abzustimmen. Die Gesetze, für die es entscheiden würde, sollten von dem ersten Consul bekannt gemacht werden. Die Sitzungen beider Behörden, des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers, sollten öffentlich sein, doch nie über zweihundert Zuhörer

zu

zu denselben zugelassen werden. — Um endlich die neue Verfassung zu sichern, ward ein Erhaltungssenat (Senat Conservateur) eingesetzt, bestehend aus achtzig Mitgliedern, die lebenslänglich ihre Stellen behielten, sich selbst ergänzten, aber zu keiner andern Anstellung wählbar wären. Ihnen kam es zu, aus den, von den Departements eingeschickten Listen der zu Nationalstellen wahlfähigen Bürger die Consuln, die Mitglieder des Staatsrathes, des Tribunats und gesetzgebenden Corps, die Oberrichter und Rechnungscommissarien zu ernennen. Dieser Erhaltungssenat sollte, wie es hieß, die Rechte und Freiheiten des Volkes wahren; aber unabhängig vom Volke, diente er nur dazu, demselben die Wahlfreiheit zu entziehen.

Am 13. Dec. 1799 wurde diese neue Verfassung dem Volke zur Bestätigung vorgelegt und schon am 25. Dec. in Wirksamkeit gesetzt. Bonaparte nahm die Stelle des ersten Consuls ein und wählte, da Sieyes und Roger Ducos freiwillig sich zurückzogen, die Rechtsgelehrten Cambaceres und Lebrun, zwei nachgiebige Männer, die ihm bei Regierungsgeschäften nützlich und bei seinem Streben nach Herrschaft nicht nachtheilig sein konnten, zu Nebenconsuln. Das Volk, gleichgiltig bei dem Umsturz des Directoriums und der Verdrängung seiner Repräsentanten, nahm ohne Widerstreben diese neue Verfassung an; denn die Liebe für Demokratie, die im Jahre 1792 entflammt war, war im Jahre 1799 verraucht; die Republik hatte keinen Halt mehr in den

Gemüthern der Franzosen; man sehnte sich nach einer Herrschaft, die, aus den Stürmen der Revolution heraustretend, die Früchte derselben erhalten sollte.

Obschon also Frankreich noch den Namen Republik führte, so war es doch in der That zur Monarchie umgestaltet. Alle Gewalt lag in den Händen des ersten Consuls, auf welchen damals nicht bloß Frankreich, sondern ganz Europa mit Achtung und Hoffnung hinblickte.

Zweiter Abschnitt.

Schilderung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten vom Anfang der französischen Revolution bis zur Herrschaft Napoleons.

I.

Die Wichtigkeit der französischen Revolution.

Ausser der Reformation gibt es keine Begebenheit der neueren Zeiten, die an Wichtigkeit der französischen Revolution gleichkommt. Wahr ist es, wir können sie noch nicht vollständig erfassen: wir stehen ihr noch zu nahe, fort und fort erhellen sich die Ansichten über sie, immer weiter verbreiten sich ihre Folgen; aber schon jetzt erblicken wir in ihr ein tiefgewurzeltes und weitverzweigtes Ereigniß, das einem hohen Ziele nachstrebte, die Lebenskräfte der Völker aufregte, die größten Veränderungen im öffentlichen und häuslichen, im politischen und religiösen Leben herbeiführte und der Anfangspunkt einer neuen Zeit wurde, kurz ein Ereigniß, in welchem sich

alles

alles vereinigt, was eine Begebenheit als welthistorisch bezeichnet. — Diese Behauptungen wollen wir hier in kurzen Umrissen erörtern, um dem Vorurtheile zu begegnen, das in der französischen Revolution nur eine meuterische Bewegung aus verderblichen Grundsätzen, nur einen Ausbruch und Inbegriff furchtbarer Leidenschaften erblickt und das Wesen und die Bedeutsamkeit derselben von den Verbrechen, die während derselben verübt wurden, nicht zu unterscheiden vermag.

Schon an sich ist die französische Revolution wichtig durch den Zweck der Staatsverbesserung, den sie ursprünglich hatte, durch die Kühnheit und Bedeutsamkeit der Ideen, die sie aussprach, durch die Stürme und Erschütterungen, unter denen sie hervortrat, durch die Raschheit und Schnelligkeit, mit der sie sich entwickelte, durch die Manchfaltigkeit wechselvoller Begebenheiten, die sie umfaßt, durch die, im Guten und Bösen ausgezeichneten Männer, die sie hervorrief. Wie hätte sie also nicht die Theilnahme der Menschen in Anspruch nehmen sollen? Und Theilnahme hat sie gefunden; aber freilich auf verschiedene Art! Die Einen blickten und blicken jetzt noch mit Haß und Abscheu auf sie hin, die Andern mit Freude und Hoffnung, noch Andre mit Wunsch und Begier, zu ihrem Fortgang mitzuwirken. Nur wer gleichgiltig bleibt bei menschlichen Dingen, konnte gleichgiltig bleiben bei ihrem Anschauen; aber ihre Wichtigkeit konnte Keiner in Abrede stellen, und immer wird diese, wie auch der end-

liche

liche Ausgang der revolutionären Zeiten sich gestalten mag, anerkannt werden.

Doch eine große Begebenheit muß nicht bloß nach dem, was sie an sich ist, betrachtet werden, sondern auch nach ihren Folgen, und bei Betrachtung ihrer Folgen muß man nicht bloß die näheren, sondern auch die ferneren aufzufassen suchen. Denn wie der Hinblick auf die Folgen einer Begebenheit das Urtheil über die Wichtigkeit derselben vervollständigt, so führt wiederum das Auffassen der ferneren Folgen neben den näheren zu einer gerechten Würdigung derselben. Gewöhnlich sind die nächsten Folgen großer Begebenheiten schreckhaft und verderblich, ihre späteren aber erfreulich und segensreich; also müssen, wollen wir bei Beurtheilung derselben gerecht sein, nicht bloß jene, sondern auch diese ins Auge gefaßt werden. So verfahren wir bei der Würdigung der Kreuzzüge, so bei der Würdigung der Reformation, und so müssen wir auch bei der Würdigung der französischen Revolution verfahren. Verfahren wir aber auf solche Weise, so wird es uns deutlich werden, daß die französische Revolution neben dem Bösen, was sie schuf, segensreichen Einfluß auf Frankreich, auf Europa, auf aussereuropäische Völker, ja auf die Menschheit überhaupt hatte.

Viel Schreckliches hat sie in Frankreich angerichtet. Sie hat die wildesten Leidenschaften entfesselt und dadurch Abscheuliches erzeugt, die Mißhandlung und Hinrichtung eines wohlwollenden Königs, die mit ungerechten Einkerkerungen und Blutströmen bezeichnete Schreckensregie-

rung

rung und den Militärdespotismus, der, wie diese, alle Freiheit darniedertrat. Sie hat Frankreichs Boden verwüstet, indem sie Landgüter und Schlösser zerstörte, große Städte (wie Lyon) und ganze Gebiete (wie die Vendée) verheerte, und Raub, Plünderung und Gewaltthat jeder Art und nach jeder Gegend verbreitete. Sie hat Frankreich in Parteien zerrissen, die mit blutigem Hasse einander verfolgten, und dadurch vielen Tausenden Vermögen, Heimath und Leben geraubt. Sie hat endlich die alten Formen des Lebens aufgelöset, Thron und Altar umgestürzt, und dabei eine Rohheit herbeigeführt, die man in dem, durch Feinheit und Geschmeidigkeit der Bildung sonst ausgezeichneten Frankreich nicht erwarten konnte *). Doch auch in Frankreich hat sie neben dem Bösen, was sie schuf, viel Gutes emporgebracht. Hat sie die wildesten Leidenschaften entfesselt, so hat sie auch die edelsten Tugenden belebt: gerade während der schrecklichen Schreckensregierung zeigte sich, wie neben großen Verbrechen auch große Tugenden hervortreten, unerschütterlicher Muth, Selbstaufopferung aus Liebe und Treue und die hochherzige Gesinnung fürs Vaterland zu dulden und zu sterben **). Hat sie Frankreich schrecklich verwüstet,

*) Beispiele der sittlichen Entartung, die sich in Folge der französischen Revolution hervorthat, finden sich bei Girtanner Th. IX, S. 490. und Thiers Th. III, S. 154.

**) Beispiele hoher Tugenden in diesen schrecklichen Zeiten finden sich bei Girtanner Th. XV, S. 19., bei Thiers Th. III, S. 55 und 56. Man vergleiche damit die Erinnerungen aus dem Leben

wüstet, so hat sie auch Frankreichs Riesenmacht ins Leben gerufen, indem sie schlummernde Kräfte weckte, Talenten aller Art Gelegenheit bot, sich geltend zu machen, und die Nation zu einer Anstrengung begeisterte, die das Staunen und Schrecken Europa's wurde. Hat sie Frankreich in Parteien getheilt, so hat sie auch Frankreich zu Einem Ganzen vereinigt, indem sie die Scheidewände niederriß, die sonst die einzelnen Länder, Völkerschaften und Stände trennten, und den ganzen französischen Staat auf Ein Land, Ein Volk, Ein Recht zurückführte. Hat sie endlich in Frankreich die alten Formen des Lebens aufgelöset, so hat sie auch ein neues, kräftiges Leben daselbst geschaffen. Veraltete Mißbräuche wurden durch sie entfernt, die Bevorrechtungen einzelner Gebietstheile und Stände aufgehoben, der Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel von beengenden und drückenden Fesseln befreit, die Rechte des Volkes, der Regierung gegenüber, anerkannt und festgestellt *). Und welche Veränderungen hat sie im geistigen Leben der Franzosen hervorgebracht, in der Sprache, in der Literatur, im Auffassen der Kunst, in religiösen Ansichten, im geselligen Verkehr! Kurz, ganz Frankreich wurde durch sie zu einer Wiedergeburt geführt, und in Frankreich besonders die Hauptstadt Paris, die, wenn

der Madame Roland in den Zeitgenossen. Leipzig 1821, Neue Reihe, I. Band, S. 1—128.

*) Vor der Revolution unterzeichneten die Könige Frankreichs ihre Gesetze mit den Worten: „tel est notre plaisir!" und Ludwig XIV. erklärte: „l'etat c'est moi!"

wenn auch schon früher in großem Ansehn, doch erst während der Revolution, da sie als Gebährerin und Erhalterin der Freiheit galt, der Mittelpunkt Frankreichs und gleichsam das Musterbild desselben wurde.

Aber nicht auf Frankreich allein konnte sich der Einfluß der französischen Revolution beschränken; er mußte auch auf ganz Europa übergehen, theils weil Europa, besonders seit Ludwig XIV., sich gewöhnt hatte, das aufzufassen, was von Frankreich ausging, theils weil die durch die französische Revolution ausgesprochenen Ideen mit der in den Hauptstaaten Europa's emporgekommenen Aufklärung in Einklang standen, theils endlich weil Frankreich während des Revolutionskrieges mit allen europäischen Ländern in Berührung kam. Ja, alle Staaten Europa's, nicht nur die, welche die Revolutionsideen aufnahmen, sondern auch die, welche sie zurückstießen und bekämpften, haben den Einfluß derselben empfunden. Und welche wichtige Veränderungen hat sie in ihnen hervorgebracht!

Blicken wir zunächst nur auf Deutschland! Vor der Revolution und besonders seit dem dreißigjährigen Kriege betrachteten die Regenten, auch die, die durch Gerechtigkeit und Weisheit sich auszeichneten, den Staat als ihr Eigenthum und die Völker als ihre Knechte, und folgten in Allem, auch wo sie es wohlmeinten, nur ihrem Willen. Ohne die Stimme des Volkes zu berücksichtigen, verfuhren sie mit dem Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen, wie es ihnen beliebte, überließen oder

ver=

verkauften sie (wie noch im nordamerikanischen Kriege geschah) an Andre, änderten die Aussprüche der Gerichtshöfe durch Kabinetsbefehle und verfügten oft die grausamsten Strafen. Die Machtmittel, Geld und Soldaten, waren unbedingt in ihren Händen, und niedrige Kriecherei kam ihnen entgegen. Die Großen, sonst Gegner des Thrones, beugten sich vor ihnen und ließen, ohne alte Gerechtsame zu wahren, die ständische Verfassung in Vergessenheit gerathen oder zur Unbedeutendheit herabsinken; die Beamten behandelten mit dem drückenden Uebermuthe, den sie von ihren Obern erfuhren, ihre Untergebenen; und das Volk, durch harten Druck niedergehalten, sah in diesem Allen etwas Hergebrachtes, ohne nach dessen Ursache und Recht zu fragen; der Gedanke an Staat und Staatsverfassung lag ihm fern; kaum wagte es von Gegenständen dieser Art zu reden. Aber wie änderte sich dieß seit der französischen Revolution! Sie erweiterte den Kreis der Vorstellungen, Erfahrungen und Bestrebungen der Völker, lenkte ihre Aufmerksamkeit auf den Staat und dessen Mängel, führte sie zum Gefühl ihrer Rechte und ihrer Kräfte und stimmte ihre Vorstellungen über Regierende und Vornehme herab. Jetzt mußte manches anstößig und widrig werden, was man vorher mit Gleichgiltigkeit ertragen hatte, und eine Sehnsucht nach Veränderungen mußte erwachen, an die man vorher nicht gedacht hatte; jetzt mußten aber auch Fürsten, Höflinge und Beamte eine andere Sprache reden, als vorher, und vieles in ihrem Verfahren umändern.

Doch

Doch nicht bloß in moralischer Hinsicht hatte die französische Revolution unermeßlichen Einfluß auf Europa, sondern auch in politischer Hinsicht. Sie vertrieb alte Regentenstämme und setzte neue ein; sie hob einige Staaten empor und brachte andre in Schwäche und Verwirrung; sie stürzte alte Staaten um und baute neue auf, von denen freilich die meisten wieder untergegangen sind; sie schuf erst Republiken, dann wieder Königreiche und machte überall das Bedürfniß neuer Einrichtungen der Verfassung und Verwaltung fühlbar. Auch da, wo keine Staatsumwälzungen sich erhoben, traten doch Staatsveränderungen ein, z. B. selbst in der Türkei.

Besonders wurde durch die französische Revolution das Kriegswesen umgeändert. An die Stelle der sonstigen Werbungen traten Volksbewaffnungen; die Heere wurden anders eingerichtet, bekleidet, geübt; neue Märsche, neue Schlachtplane kamen auf. Die Kriege selbst erhielten eine andere Bedeutung: sie wurden, wenigstens eine Zeitlang, nicht um Länderbesitz, sondern um Verfassungen geführt, und eine Begeisterung für Ideen ergriff und entflammte auch den gemeinen Soldaten.

Ferner, die europäische Politik wurde auf neue Bahnen geleitet! Unter den Stürmen der Revolution konnte die herkömmliche Kabinetspolitik nicht ausreichen; die Staatsmänner mußten jetzt nicht mehr die Forderungen der Fürsten, sondern auch die Forderungen der Völker berücksichtigen und dieß um so mehr, je mehr die öffentliche Meinung, angeregt durch die Ideen, die

mit

mit der französischen Revolution ins Leben traten, und verstärkt durch die Erweiterung des geselligen Verkehrs und durch die Vermehrung der Schriftstellerei, ein Gewicht erhalten hatte, das bei diplomatischen Verhandlungen und Kabinetsbeschlüssen nicht übersehen werden konnte. Dabei änderte die französische Revolution die ehemahligen Ansichten über die Art eines europäischen Gleichgewichts, stimmte die Meinung über die Bedeutsamkeit kleiner Staaten herab und führte neue Kriegs- und Bundesverhältnisse und mit ihnen unerwartete Erscheinungen herbei. Oestreich und Frankreich, seit 1756 vereinigt, traten gegen einander auf; Oestreich und Preußen, seit 1740 einander mißtrauend und abgeneigt, traten (1791) zusammen; die Türkei verließ (1798) Frankreich und verband sich mit Rußland, und Russen und Türken wirkten mit zur Wiederherstellung des Pabstes und zur Errichtung eines Freistaates (der jonischen Inseln). Dieß alles geschah in dem ersten Jahrzehnt der französischen Revolution; noch Mehreres und Unerwarteteres erfolgte unter Napoleons Regierung und bei dessen Sturze! Ueberhaupt ist die französische Revolution gleichsam die Quelle aller seit 1789 eingetretenen politischen Ereignisse, der sichtbare Anfang des heute noch in Europa fortwährenden Kampfes um Herrschergewalt und Volksrechte, um das durchs Herkommen Bestehende und das durch die Vernunft Begründete.

Doch nicht auf Europa beschränkte sich der Einfluß der französischen Revolution: er erstreckte sich auch auf

aussereuropäische Länder und Völker. Ihn erfuhr zunächst Amerika, das in Folge derselben von europäischer Herrschaft sich losriß und auf Bahnen gerieth, die eine weitere Entwickelung dieses Erdtheils herbeiführen müssen. Den Anfang hierzu hatte bereits vor der französischen Revolution Nordamerika gemacht, das sogar mit seiner, durch Frankreichs Beistand geförderten Freiwerdung zum Ausbruch dieser Revolution beitrug. Aber wie Nordamerika wiederum durch sie Anlaß zur Fortbildung seiner politischen Grundsätze und zur Vergrößerung seines Gebiets, Handels und Seewesens erhielt: so ward auch das übrige Amerika durch sie zu einem neuen Umschwung veranlaßt. Indem sie (15. Mai 1791) die Erklärung der Menschenrechte auf die französischen Inseln bezog, erregte sie in Westindien Neger und Mulatten zum Streben nach Freiheit und Gleichheit; indem sie hergebrachte Regierungseinrichtungen auflösete und Fesseln, die den Völkerrechten entgegen waren, zerbrach, erregte sie in ganz Amerika ein Streben nach Unabhängigkeit oder Selbständigkeit. Ein solches Streben brach zuerst in St. Domingo hervor, wo unter furchtbaren Gräuelthaten anfangs ein Kaiserthum, dann ein Negerfreistaat, die Republik „Hayti", sich bildete. Allmählich ergriff solches Streben auch andere amerikanische Länder. Brasilien wurde, seitdem das aus Portugal geflüchtete Haus Braganza sich dorthin gewendet hatte (1807), aus einer abhängigen Colonie ein unabhängiges Reich, das von Portugal sich lossagte; und im spani-

spanischen Amerika entzündete sich, seit die französische Revolution Spanien erschütterte, ein Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit, der Süd- und Mittelamerika von Spanien losriß und zur Selbständigkeit hinführte. — In Afrika erfuhr, ausser Algier, besonders Aegypten den Einfluß der französischen Revolution, da es in Folge derselben von den Franzosen überfallen und durch diesen Ueberfall auf die Bahn der Cultur, die jetzt daselbst aufblüht, hingeleitet wurde. — Auf Asien endlich wirkte die französische Revolution nicht bloß dadurch ein, daß Syrien von der Grenze Aegyptens bis zu St. Acre von französischen Truppen heimgesucht wurde (1799), sondern auch dadurch, daß die Engländer Gelegenheit erhielten, ungehindert von Franzosen und Holländern ihre Herrschaft über Ostindien auszubreiten.

Sieht man nach diesem Allen noch auf die Lehren, Warnungen und Erfahrungen, welche die französische Revolution aufstellt, wie sie die Rechte der Vernunft gegen Willkür, Herkommen und Vorurtheile in Schutz nahm; wie sie Veranlassung gab, daß staatsrechtliche Fragen durchforscht und die Begriffe über Menschen- und Völkerrechte, über bürgerliche und politische Freiheit, über Staatsverfassungen und Staatsverwaltungen erhellt wurden; wie sie zu der Ueberzeugung führte, daß der Fanatismus, er sei religiöser oder politischer Art, zu den ärgsten Abscheulichkeiten verleitet, daß die moralische Kraft eines Volkes mehr Bedeutung hat, als die Größe des Schatzes und der Heere, daß das Interesse des Regenten

genten

genten von dem Interesse des Volks nicht getrennt werden darf, und daß jeder Einzelne sein Wohl im Wohle des Ganzen zu suchen hat: so läßt sich wohl behaupten, daß ihr Einfluß auf die Menschheit sich erstrecke. Freilich kann man nicht leugnen, daß zu ihrem Einflusse das Fortschreiten des Zeitgeistes mitwirkte, und daß vieles, was nach ihr zur Fortbildung der Menschheit geschah, nicht gerade durch sie geschah; aber leugnen kann man auch nicht, daß, wie sie durch das Fortschreiten des Zeitgeistes emporkam, sie wiederum auf dieses Fortschreiten mächtig einwirkte.

Einst sagte Mirabeau, „die französische Revolution werde die Reise um die Welt machen.“ Dieses Wort hat Wahrheit; nicht in so fern, daß überall, wie in Frankreich, eine Revolution sich erheben müsse, sondern in so fern, daß die Wirkungen der französischen Revolution nach und nach über die Erde sich verbreiten und zur Läuterung der Staaten und zur weitern Entwickelung der Menschheit dienen werden. Die Anstrengungen und Opfer, die eine große Menschenschaar für die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes bereits bestanden hat und noch besteht, können nicht vergeblich sein: die Zeit wird kommen, wo aus diesen Blutsaaten segensreiche Erndten hervorgehen werden!

II.
Charakteristik einiger Vorfechter der französischen Revolution.

Obschon das Entstehen der französischen Revolution nicht einzelnen Menschen zuzuschreiben ist, sondern dem Entwickelungsgange Frankreichs überhaupt, so haben doch einzelne Menschen auf den Ausbruch, Fortgang und Umschwung derselben so bedeutend eingewirkt, daß sie gleichsam im Vordergrunde der Begebenheiten erscheinen und als Vorfechter der Revolution betrachtet werden können. Wir rechnen zu ihnen den Grafen Mirabeau, den Abbé Sieyes, den Herzog von Orleans, den Astronom Bailly und den General Lafayette, und wollen hier das Eigenthümliche derselben mit kurzen Worten erörtern, theils weil es an sich wichtig ist, einflußreiche Männer näher kennen zu lernen, theils weil dadurch der Anfang und Fortgang der französischen Revolution anschaulicher werden kann.

Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau (geb. den 9. März 1749 zu Bignon in der Provence), von Bailleul „der Herkules der Revolution" genannt (er selbst nannte sterbend sich den Achilles derselben), kräftig an Körper und Geist, heftig und leidenschaftlich, ehrsüchtig und unbedenklich in der Wahl der Mittel zu seinen Zwecken, war eben so berühmt durch Rednerkraft, als berüchtigt durch Unsittlichkeit. Einen

 großen

großen Theil seiner sturmvollen Jugend hatte er bei Widersetzlichkeit gegen einen harten Vater in Gefängnissen und im Auslande zugebracht. Dadurch war er, wie zur Beschäftigung mit den Wissenschaften, so auch zur Bekämpfung des Despotismus hingeführt worden. Als die Wahlen zur Ständeversammlung (1789) eröffnet wurden, suchte er Deputirter des Adels der Provence zu werden; aber von seinen Standesgenossen zurückgewiesen, weil er in schlimmem Rufe stand und nur Schulden, nicht Güter hatte, trat er zum dritten Stande, legte zu Aix einen Tuchladen an, in welchem er ellenweise Tuch verkaufte. Hier wußte er einen solchen Enthusiasmus für sich zu erregen, daß er von der Provence zum Deputirten des dritten Standes erwählt wurde. In der Ständeversammlung selbst nahm er durch die Ueberlegenheit seines Geistes, durch die Lebenskraft seiner Beredsamkeit, und durch die Kühnheit, mit welcher er der Regierung entgegentrat, den ersten Platz unter den Vorfechtern der Revolution ein; der Hof sah mit Furcht und Grauen auf ihn. Damals hatte er großen Einfluß auf die Umgestaltung Frankreichs und auf die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes *). Doch trifft ihn

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXI. — Die unter demselben befindliche Vignette deutet auf den (oben S. 24 erwähnten) Vorgang, wo Mirabeau dem Ceremonienmeister von Brézé, der den dritten Stand im Namen des Königs aufforderte, den Reichssaal zu räumen, die Worte zurief: „Nur Bajonetten werden wir weichen!"



Remmelin sc. Berlin 1833

Gabriel Riquetti Graf von Mirabeau.



ihn der Vorwurf, daß er nicht aus Gefühl für Recht und Staatswohl, sondern um politische Bedeutsamkeit zu gewinnen oder um seiner Eitelkeit und Rachsucht Befriedigung zu verschaffen, die Sache des Volkes vertrat, und Gesinnungen aussprach, die seinem Innern fremd waren *). Zuletzt zerfiel er mit seiner eignen Partei, da sie die drückende Ueberlegenheit seines Geistes, er ihr Ausschreiten ins Maßlose nicht ertragen konnte. Er verkaufte sich dem Hofe (Febr. 1791), angeblich um den König in den Stand zu setzen, aus eigner, landesväterlicher Bewegung Staatsveränderungen einzuleiten. Aber schwerlich würde er, was er dem Hofe versprach, haben erwirken können. Denn war er auch stark genug, eine Revolution zu entzünden, so war er gewiß nicht stark genug, ihre Flammen zu löschen. Ein Glück für ihn war sein baldiger Tod (2. Apr. 1791). Damals war sein Uebertritt zur Königspartei noch nicht öffentlich bekannt; er galt noch als eifrigster Vertreter der Volksrechte, und wurde daher in die Genovevakirche (die damals zu einem Pantheon für ausgezeichnete Patrioten umgewandelt wurde) unter großem Gepränge begraben. Späterhin, da seine Verhandlungen mit dem Hofe klar wurden und er

*) Necker sagte von ihm (wie Frau von Stael, Betrachtungen über die französische Revolution Th. II, S. 267 meldet): „Er war Tribun aus Berechnung und Aristokrat aus Neigung.“ Dagegen schildert ihn Bailleul (kritische Untersuchungen rc. Th. II, S. 189 u. 311), mit parteiischer Vorliebe, als Patrioten in Wort und Gesinnung.

er nun als Volksverräther erschien, wurde (laut eines Decrets des National-Convents vom 25. Nov. 1793) sein Leichnam aus dem Pantheon wieder herausgeschafft und dagegen Marats Leichnam in dasselbe gebracht.

Nicht so beredt, aber fruchtbarer an Ideen, als er, zeigte sich der Abbé Immanuel Joseph Sieyes, der Sohn eines Landmanns, geboren zu Frejus am 3. Mai 1748. Er erhielt seine erste Bildung durch Jesuiten, kam dann (1762) in die Sorbonne zu Paris, wo er Theologie und Philosophie studirte, ward seit 1775 Canonicus und Kanzler der Kirche zu Chartres, mit der Erlaubniß, in Paris zu bleiben (nie hat er gepredigt, nie Beichte gesessen; er beschäftigte sich nur mit dem Verwaltungswesen der Kirche) und gelangte 1789, von der Stadt Paris zum Deputirten des dritten Standes erwählt, zur Ständeversammlung *). Reich an Kenntnissen und Ideen, fähig, in wenigen Worten Vieles zusammenzufassen, ausgestattet mit kalter Klugheit, selten kühn hervortretend, weit öfter im Verborgnen wirkend, war er eben so geschickt, sich in Umstände zu fügen, als Umstände einzuleiten. Noch vor Eröffnung der Ständeversammlung hatte er als Schriftsteller seinen Namen berühmt gemacht und gleichsam den Aufschwung der Revolution eingeleitet durch seine vielgelesene Schrift:

*) Ausführlich ist das frühere Leben des Abbé Sieyes geschildert von Posselt in dem Lexikon der französischen Revolution. Nürnberg 1802, S. 1—73.

Schrift: „Was ist der dritte Stand?", die unter allen Flugschriften, welche der Revolution vorausgingen, das meiste Aufsehn und die folgereichsten Wirkungen erregte *). „Nichts," war seine in lakonischer Kürze gefaßte Antwort, „nichts ist der dritte Stand, so wie er jetzt ist, und Alles, wenn er sein wird, was er werden muß." Hiermit sprach er den Gedanken aus: „Der dritte Stand bilde ganz eigentlich die Nation, und das Dasein des ersten und zweiten Standes sei nur eine Folge von Anmaßungen." Nach Eröffnung der Ständeversammlung berieth er in diesem Geiste den dritten Stand, galt als dessen Orakel und gab nützliche Rathschläge, auf welche selbst Mirabeau einging, der ihn allen Mitgliedern dieser Versammlung vorzog. An der Abfassung der vier Constitutionen, die von 1791 bis 1799 in Frankreich erschienen, hatte er mitwirkenden Antheil; doch offenbarte sich, wie Bailleul meint, seine Geistesstärke mehr im Auffassen des Fehlerhaften, als im Aufstellen des Bessern **). Obschon er im Anfange der Revolution

*) Qu' est ce-que le tiers état? par Mr. l'Abbé Sieyes. à Paris 1789. Im Bezug auf diese Schrift bemerkt Bailly (Denkschrift eines Augenzeugen rc. Deutsch. Weimar 1805, S. 53): „Der Abbé Sieyes ist unstreitig einer von denen, die am kräftigsten die Revolution vorbereitet und geleitet haben. Er hat das Interesse des dritten Standes am kräftigsten verfochten."

**) Bailleuls kritische Untersuchungen rc. Leipzig 1819, Th. I, S. 149. — Napoleon schildert den Abbé Sieyes (Las Cases Tagebuch rc. Th. VI, S. 130—132) als verschmitzt und habsüchtig, erkennt es aber an, daß derselbe einen Reichthum lichtvoller Ideen hatte. — In seinen Denkwürdigkeiten (niederge-

volution erklärt hatte: die Freiheit kann nicht sichrer bestehen, als in gehörig beschränkten Monarchien; so stimmte er doch als Mitglied des National-Convents (17. Jan. 1793) für den Tod des Königs, weil ihm derselbe unvermeidlich schien *). Den Stürmen, die unmittelbar nach Hinrichtung des Königs ausbrachen, entging er durch Klugheit. Bei dem Streite der Jacobiner und Girondisten schlug er sich, obschon Mitglied des National-Convents und Jacobinerclubbs, zu keiner der beiden Parteien, und während der Schreckensregierung zog er sich, so viel er konnte, zurück. Erst als Robespierre und dessen Anhang gestürzt war, erhob er wieder seine Stimme

schrieben von Gourgaud, Th. I, S. 42) sagt Napoleon von ihm: „Er taugt nicht für die Ausführung; denn er kennt die „Menschen nicht, und versteht nicht, sie in Thätigkeit zu setzen; „allein er ist im Stande, in den wichtigsten Augenblicken und bei „ernsthaften Krisen nützlichen Rath zu ertheilen und solchen auf „lichtvolle Art vorzutragen. Er ist der Urheber der Eintheilung „Frankreichs in Departements, die den Parteigeist zerstört hat. „Obgleich er auf der Tribune keine bedeutende Rolle gespielt hat „(er wirkte in den Ausschüssen, was Mirabeau auf der Rednerbühne weiter verarbeitete): so hat er doch den Erfolg der Revolution durch seine Rathschläge in den Ausschüssen weiter verbreitet."

*) Daß er bei diesem Abstimmen nichts weiter gesprochen habe, als die Aufsehen erregenden und eisige Kälte verrathenden Worte: **la mort sans phrase** („Tod, ohne Geschwätz!"), wie viele behaupten (s. Girtanner hist. Nachr. Th. XI, S. 557), wird von Posselt (am angef. Orte S. 42) in Zweifel gezogen. Doch gibt derselbe zu, daß Sieyes bei diesem Abstimmen nichts weiter gesprochen habe, als „**la mort**," während Andre dasselbe Votum mit weitläuftigen Reden begleiteten oder begründeten.

Stimme im National-Convente (8. März 1795) und verschaffte den am 31. Mai 1793 geächteten Girondisten die Wiederaufnahme. Im November 1795 schlug er die Directorialwürde aus, empfindlich, daß man seinen Verfassungsentwurf nicht angenommen hatte *); aber nachdem er im Mai 1798 als Gesandter der französischen Republik am preußischen Hofe gewesen war, um diesen zur Neutralität zu bestimmen, nahm er am 16. Mai 1798 diese Würde an, um jetzt eine neue Verfassung aufzubringen. Das gelang ihm nach Napoleons Rückkehr aus Aegypten (am 9. und 10. Nov. 1799), aber nicht nach seinem Sinne: er wurde von Napoleon überstrahlt und sein Verfassungsentwurf zurückgedrängt. Er schied daher aus dem provisorischen Consulate, trat aber in den Erhaltungssenat (Senat Conservateur), ohne doch unter Napoleons Regierung zu einiger Bedeutsamkeit zu gelangen. Bei Napoleons Sturze (1814) trat er mit seinen Rathschlägen wieder hervor, und Napoleon, von Elba zurückgekehrt, berief ihn in die Pairskammer. Aber nach der Wiederherstellung der Bourbons (1815) mußte er zufolge des königlichen Befehls gegen die Königsmörder (24. Juli 1819) Frankreich verlassen. Seitdem lebte er in Brüssel.

Nicht, wie er, durch Geist und Kenntnisse, auch nicht, wie Mirabeau, durch Kühnheit und Beredsamkeit, son-

*) Bailleul (Th. II, S. 313) bemerkt: „Sieyes besaß die furchtbare Wuth, alles zu tadeln, was er nicht ersonnen hatte."

sondern nur durch sein Geld und seine Gemeinheit behauptete bei Eröffnung der Ständeversammlung großen Einfluß auf die Volkspartei **Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans**, erster Prinz von königlichem Geblüte (geb. 17. Apr. 1747), einer der reichsten, aber auch einer der verrufensten Menschen seiner Zeit. Wie sein Urgroßvater (ehemals, 1715—1723, Regent von Frankreich) war er bei manchen Anlagen und Fertigkeiten den ausschweifendsten Sinnengenüssen ergeben, und nicht großartige Gesinnung führte ihn dem Volke zu: — es gab Augenblicke, in denen er die Volksrechte verhöhnte; — sondern sein Haß gegen die Königin, von der er sich verschmäht sah, vielleicht auch das Verlangen, den französischen Thron zu besteigen. Schon im Jahre 1787 war er im Parlamente gegen die Beschlüsse des Königs aufgetreten; weshalb er vom König aus Paris verwiesen (19. Nov. 1787), aber von dem Volke als Herold der Freiheit gepriesen wurde *). Nach seiner Rückkehr (17. Apr. 1788) ließ er, während der Vorbereitungen zur Ständeversammlung, Anweisungen für die Wähler drukken und verbreiten, die auf Befriedigung der damaligen Wünsche des dritten Standes drangen. Zum Deputirten erwählt, trat er in die Ständeversammlung und in derselben schon am 25. Juni 1789 zum dritten Stande.

Als=

*) Man sehe die **Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich** ꝛc. Th. II, S. 114, wo sich auch eine Charakteristik des Herzogs von Orleans und seines frühern Lebens findet.

Alsbald bemächtigten sich seiner die Eiferer für Demokratie, um durch sein Geld auf den Pöbel zu wirken. Von ihnen fortgezogen, gab er sich einem wilden Sansculottismus hin, und opferte Pflicht, Ehre und Vermögen dem Streben nach Volksgunst und Herrschaft auf. Er nahm (14. Sept. 1792) den Namen Philipp Egalité an, verbreitete das Gerücht, er sei nicht vom Herzog Ludwig von Orleans, sondern von einem Kutscher erzeugt, stimmte (selbst zum Abscheu vieler seiner Genossen) für den Tod des Königs und ließ das Todesurtheil, sobald es ausgesprochen war, unter den Fenstern des Königs ausrufen *). Wirklich kam er einige Male (z. B. am 5. Oct. 1789, am 22. Juni 1791, am 10. März 1793) der Thronbesteigung nahe; aber es fehlte ihm in den entscheidenden Augenblicken an Kühnheit, und die Revolutionsmänner, auf die er baute, hatten ganz andre Zwecke, als seiner Eitelkeit oder Rachsucht zu dienen. Als er endlich nichts mehr besaß und denen, die ihn zum Werkzeuge ihrer Plane gemacht hatten, ein Ueberlästiger wurde, traf ihn das Schicksal, das er sich selbst bereitet hatte. Er wurde, nachdem sein Sohn mit Dumouriez entflohen war (4. Apr. 1793), für verdächtig und der Republik gefährlich erklärt, hierauf verhaftet (9. Apr.) und als Gefangener nach Marseille abgeführt, dann nach Paris zurückgebracht und daselbst am 6. Nov. guillotinirt.

Lebens-

*) Girtanner's histor. Nachrichten. Th. IX, S. 299. Th. XI, S. 454—571.

Lebensüberdruß oder Verzweiflung schien sich damals seiner bemächtigt zu haben *).

Gern wenden wir uns von ihm zum General Lafayette, der, fern von den unlautern Absichten eines Orleans und der Zweideutigkeit eines Mirabeau, nur zur Verwirklichung der Ideale bürgerlicher und politischer Freiheit, die von früher Jugend an bis zum späten Greisenalter seinen Geist erfüllten, unter den Vorfechtern der Revolution auftrat.

Gilbert Mottier Marquis de Lafayette, geboren den 6. Sept. 1757 zu Chavagnac (im Departement der Loire), Sprößling einer angesehenen Familie und verschwägert (1773) mit dem Hause Noailles, hatte Aussichten auf glänzende Hof- und Staatsstellen; aber Freiheitsideen lockten ihn, den neunzehnjährigen Jüngling, das Vaterland mit allen Genüssen und Aussichten, die es ihm darbot, zu verlassen, um jenseit des Meeres für Freiheit zu kämpfen. Ehe noch Frankreich sich öffentlich gegen England erklärt hatte, ging er im Anfang des Jahres 1777 als Freiwilliger nach Nordamerika, und fand dort in dem Aufstreben des nordamerikanischen Volkes und in dem Leben des edlen Washington Vorbilder und Antriebe für sein Leben und Handeln. Voll Begeisterung für Menschen- und Bürgerrechte kam er nach Frank-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXII. — Die beigefügte Vignette bezieht sich auf die Art, wie der Herzog das Todesurtheil, das ihm im Gefängniß angekündigt wurde, vernahm.



Ludwig Philipp Joseph Herzog von Orléans,
Egalité genannt.

Fra
sein
Ver
rech
lon
„W
lag
der
rei
be
ru
B
ni
P
ers
un
ma
gra
nic
me
bei
ha
der
zu
da
ga
de
di



Frankreich zurück und suchte und fand hier Gelegenheit, seine Ideen geltend zu machen. Schon als Mitglied der Versammlung der Notabeln (1787) eiferte er für Volksrechte, als er mit einer Anklage gegen den Minister Calonne auftrat, dann mitten in der Versammlung ausrief: „Wir stellen die Nation nicht vor; wir können keine Auflagen und Anleihen verwilligen." Als Deputirter bei der Ständeversammlung 1789, trat er, nachdem er bereits zur Vereinigung der Stände am 23. Juni vieles beigetragen hatte, schon am 11. Juli mit einer Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte hervor, die in die Verfassungsurkunde des Jahres 1791 überging. Wenige Tage darauf (15. Juli) wurde er von der Stadt Paris zum Befehlshaber der Nationalgarde erwählt, die erst durch ihn ihre Einrichtung erhielt. Um mit ihr Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten, hatte er bei der damaligen Aufgeregtheit und Zügellosigkeit des Volkes mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und oft vermochte er nicht, Frevelthaten zu verhindern; doch gelang es ihm, manches Böse zu verhüten oder zu vermindern. Dabei blieb er wegen seiner innigen, uneigennützigen und beharrlichen Freiheitsliebe in Ansehn bei dem Volke und bei der Nationalversammlung. Bei dem großen Bundesfeste zu Paris (14. Jun. 1790) hatte er die Ehre und Freude, daß ihm übertragen wurde, im Namen aller Nationalgarden, aller Regimenter und aller Bürger Frankreichs den Eid der Treue zu leisten, und bei den Festlichkeiten, die wegen Aufstellung der ersten Constitution am 18. Sept.

1791

1791 zu Paris veranstaltet wurden, drängte sich das Volk zu ihm, um ihm Beweise der Liebe, Achtung und Dankbarkeit zu geben. Aber schon damals fühlte er, daß er bei seinem Streben, eine auf Gesetze gegründete Freiheit, oder eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung aufzustellen, in einen doppelten Zwiespalt gerieth, hier mit den Jacobinern, dort mit den Bevorrechteten, von denen diese hinter seinen Wünschen zurückblieben, und jene weiter gingen, als er beabsichtigte. Als seine Verpflichtungen mit dem Schlusse der ersten Nationalversammlung sich endigten, legte er gleich nach Eröffnung der zweiten Nationalversammlung (am 8. Oct. 1791) den Oberbefehl über die Nationalgarde nieder und ging auf seine Güter in der Auvergne, begleitet von dem Bedauern seiner Waffengefährten, von denen er in einem herzlichen Schreiben Abschied nahm *). Am Schlusse des Jahres 1791 neben Rochambeau und Lukner zum Oberanführer des Heeres ernannt, kehrte er nach Paris zurück, und nach einem ehrenvollen Empfange von Seiten der gesetzgebenden Versammlung (24. Dec.) trat er zu Metz den Oberbefehl über das Heer des Mittelpunktes an.

Im Kampfe gegen die Oestreicher, der im Apr. 1792 sich erhoben hatte, konnte er nur wenig ausrichten, und im Kampfe gegen die Jacobiner, die die neue Constitution umzustoßen suchten, unterlag er. Gewiß meinte er es

*) Man findet dieses Schreiben in Girtanner's hist. Nachrichten. Th. VII, S. 28—33.

es gut bei diesem Kampfe, indem er, wie Washington zum Beßten des Vaterlandes dem Gesetz die Herrschaft zuwenden und die Gegner gesetzlicher Ordnung unterdrücken wollte; aber es war Thorheit und Eitelkeit, daß er zuviel auf den Glanz seines Namens, auf die Reinheit seiner Absichten, auf den Werth seiner Ideen baute und darum wähnte, er könne den Stürmen gebieten oder den Strom der Begebenheiten leiten. Als die Jacobiner immer mehr gegen den König und die neue Verfassung losstürmten, sendete er aus seinem Lager von Maubeuge ein Schreiben vom 16. Juni 1792 an die Nationalversammlung, in welchem er diese aufforderte, die neue Constitution und mit ihr das königliche Ansehn aufrecht zu erhalten und die Jacobiner als Ruhestörer und Vaterlandsfeinde zu unterdrücken. Dieses Schreiben nützte weder ihm, noch der Sache, die er vertrat: man tadelte in der Nationalversammlung (18. Juni) unumwunden seine Anmaßlichkeit, und es erfolgte der Aufstand am 20. Juni, der Schimpf und Schmach über das königliche Ansehn brachte. Er eilte hierauf nach Paris und hielt (28. Juni) in der Nationalversammlung eine Rede, in welcher er seine und seines Heeres Entrüstung über die Vorgänge des 20. Juni aussprach und auf nachdrückliche Bestrafung derselben drang. Dieser übereilte Schritt hätte ihm bald den Untergang gebracht. Man fand es (und nicht mit Unrecht!) strafbar, daß er ohne Urlaub und im Angesichte des Feindes das Heer verlassen habe, und sich erdreiste, der Nationalversammlung, von der er Befehle

zu

zu erhalten habe, Vorschriften zu machen. Nur der Verwendung seiner zahlreichen Freunde und der Anerkennung seiner früheren Verdienste hatte er es zu danken, daß die ihm gemachten Vorwürfe niedergedrückt wurden, und er am 30. Juni unangetastet zu seinem Heere zurückkehren konnte. Nicht lange darauf erfolgten die Abscheulichkeiten des 10. Augusts. Da suchte er mit Hilfe des Heeres den König und die Verfassung wieder herzustellen; aber das Heer folgte ihm nicht, als er es zu einem Zuge nach Paris aufforderte, und er mußte flüchten, wollte er nicht ein Opfer der Jacobiner werden. In der Nacht vom 19. zum 20. Aug. verließ er mit einem Theile seines Generalstabes das Heer und Frankreich, um über Holland und England nach Nordamerika zu entkommen. Allein er fiel den Oestreichern in die Hände und wurde bis zum Frieden von Campo Formio (1797) erst zu Wesel, dann zu Magdeburg, endlich zu Olmütz gefangen gehalten. Als Napoleon zur Herrschaft gelangt war (Nov. 1799), kam er wieder nach Frankreich; aber so wenig Napoleon mit ihm, so wenig konnte er sich mit Napoleon befreunden: er sah in Napoleon den Unterdrücker der Freiheitsideen, und Napoleon in ihm einen Verblendeten, dessen Bestrebungen ihm nachtheilig werden könnten *). Er lebte daher während Napoleons

*) Napoleon sagte von ihm (s. Las Cases Tagebuch rc. Th. VI, S. 40): „Lafayette war, wie Bailly, ein politischer Gimpel und durchaus nicht für die große Rolle geschaffen, die er doch spielen wollte. Bei seiner politischen Bonhomie wurde er immerwährend von Menschen und Dingen hinters Licht geführt."

poleons Regierung auf seinem Landgute in der Auvergne. Erst bei Napoleons Sturze trat er wieder hervor, um seinen Freiheitsideen die Geltung zu verschaffen, die sie unter diesem Gewaltigen nicht finden konnten. Besonders trug er vieles zu Napoleons Thronentsagung (22. Juni 1815) bei. Aber er sah sich in seinen Hoffnungen abermals getäuscht. Wie oft er auch, als Mitglied der Kammer (1818—1824), seine Lieblingsideen wiederholte, er konnte ihnen keine Anerkennung oder Verwirklichung verschaffen. Dagegen fand das Verdienstliche seines Lebens Belohnung und seine Eitelkeit volle Befriedigung, als er im Jahre 1824, auf erhaltene Einladung, nach Nordamerika reiste, wo die glänzendsten Ehrenbezeigungen ihm entgegenkamen, dann im Jahre 1830, als die Julirevolution ausbrach, bei welcher er aufs neue als Anführer der Nationalgarde und als Verkündiger der Freiheitsideen in den vordersten Reihen glänzte. Doch ehe noch das Jahr 1830 zu Ende ging, verschwand er wieder vom Schauplatz, da er in Zeiten und Umstände sich nicht finden konnte und unablässig dabei beharrte, eine der nordamerikanischen ähnliche Verfassung einzuführen.

Ein wohlmeinender und uneigennütziger Vertreter gesetzlicher Freiheit und Vorfechter der Revolution, wie er und eine Zeitlang eng mit ihm verbunden, war Bailly, der Gelehrsamkeit mit Gewandtheit, hellen Geist mit festem Muthe verband.

Jean

Jean Sylvain Bailly, geboren zu Paris den 17. Sept. 1736, der Sohn eines Aufsehers der königlichen Bildergallerie, hatte einen großen Theil seines Lebens den Wissenschaften, namentlich der Astronomie zugewendet und durch Untersuchungen über den Mond und die Trabanten des Jupiter, dann durch eine Geschichte der Astronomie (1775—1783) und durch eine Lobrede auf Leibnitz seinen Namen schon berühmt gemacht, als er im Jahre 1789 von der pariser Bürgerschaft zum Deputirten bei der Ständeversammlung ernannt wurde. Kaum ließ sich von einem Manne, der so lange den Wissenschaften gelebt hatte, Sinn und Geschick für öffentliche Geschäfte erwarten; und doch zeigte er, zu den Händeln und Stürmen des Staatslebens hingezogen, die Besonnenheit und Gewandtheit eines erfahrenen Geschäftsmannes. Vom Volke wie von allen Gebildeten geachtet wurde er zum ersten Präsidenten des dritten Standes und (als diesem Adel und Klerus beigetreten waren) der Nationalversammlung, dann (16. Juli 1789) zum ersten Maire der Hauptstadt ernannt. In beiden Stellen erwarb er sich Ruhm und Ansehn. Vorzüglich entwickelte er als Maire eine umsichtige und rastlose Thätigkeit, um Lebensmittel herbeizuschaffen, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten und das Gegenstreben der Aristokraten und Demokraten abzuwehren. Freilich konnte er die Wildheit des Volkes nicht immer bändigen; manchmal mußte er, wenn es mit stürmischem Ungestüm Brod, Waffen und Gestattung jeder Zügellosig-

losigkeit von ihm verlangte, Widriges zugeben und Widriges erdulden; doch gelang es ihm auch, so lange er Maire war, Gährungen zu unterdrücken und Ruhe zu erhalten. Namentlich vereitelte er, vereinigt mit Lafayette, am 17. Juli 1791 das Vorhaben der Jacobiner oder Sansculotte's, nach der Flucht des Königs die Aufhebung des Königthums zu erwirken. Mit Kraft und Entschlossenheit trieb er damals die Ruhestörer vom Marsfelde zurück. Nach Einsetzung der zweiten Nationalversammlung, als Lafayette den Oberbefehl über die Nationalgarde aufgab, legte er das Amt eines Maire nieder (11. Nov. 1791). Während nun die Revolution, deren Aufkommen er gefördert hatte, zu furchtbaren Gräueln fortschritt und selbst denen, durch die sie emporgebracht worden war, zum Verderben wurde, lebte er größtentheils in der Gegend von Nantes und schrieb daselbst seine Denkschrift über die ersten Zeiten derselben. Aber der Haß der Jacobiner, denen seine Mäßigung und sein Unwille gegen ihre Bestrebungen zuwider war, verfolgte ihn. Von diesem Hasse bedroht und doch nicht geneigt, Frankreich zu verlassen, was ihm als ein Vergehen gegen das Vaterland erschien, begab er sich, auf Einladung seines Freundes Laplace, nach Melun. Doch kaum war er daselbst angelangt, als er von den Jacobinern ergriffen und als Gefangener nach Paris geschleppt wurde (Juni 1793). Hier kam er in die Conciergerie. Nach vier Monaten (am 10. Nov.) wurde er vor das Revolutionsgericht gezogen und als Verbrecher an der Nation,

— weil er nicht, wie von ihm verlangt worden war, gegen die unglückliche Königin gezeugt und weil er am 17. Juli 1791 die Sansculotte's vom Marsfelde vertrieben hatte, — zum Tode verurtheilt, den er am 11. Nov. nach vielen Mißhandlungen mit wahrem Heldenmuthe erlitt *).

III.

Die ersten Stürme der französischen Revolution.

1) Aufstand zu Paris vom 12. bis zum 14. Juli 1789.

Der eigentliche Herd, auf welchem das Revolutionsfeuer angeschürt wurde, und der Stützpunkt der Nationalversammlung bei ihren Angriffen auf das Königthum war die große Hauptstadt Paris, und wiederum in Paris das Palais-Royal, ein ungeheurer, dem Herzog von Orleans zugehöriger Palast, der mit seinen Flügeln alles umschließt, was der feinern und gröbsten Sinnlichkeit Befriedigung gewähren kann, und darum ein vielbesuchter Vergnügungsort und Sammelplatz derer, die eine Staatsveränderung erwarteten und zu erwirken suchten.

Schon

*) Eine ausführliche Schilderung der Mißhandlungen, die ihm widerfuhren, und des Heldenmuthes, den er ihnen entgegensetzte, findet sich bei Girtanner, Th. XIV, S. 374 und bei Thiers, Th. V, S. 294.

Schon von dem Augenblicke an, wo die Veranstaltung der Ständeversammlung angekündigt worden war, hatte sich hier, wie in ganz Paris, eine revolutionäre Bewegung hervorgethan. Laut und mit Ungestüm wurde die Abschaffung drückender Vorrechte und Belastungen und die Emporbringung freisinniger Ideen besprochen, und jeder Schritt, den der dritte Stand vorwärts that, und jede Maßregel der Regierung, die demselben entgegen war, erregte Freude oder Schmerz, Hoffnung oder Angst. Die zur Wahl der Abgeordneten des dritten Standes ernannten Wähler (Electeurs), aus den sechzig Bezirken der Stadt Paris, blieben, trotz eines königlichen Verbots, zusammen (angeblich um die Verbindung mit ihren Abgeordneten fortsetzen zu können) und bildeten sich zu einer Behörde, die das Stadthaus einnahm, sich mit den Provinzen des Reichs in Briefwechsel setzte und auf die Verhandlungen in der Nationalversammlung einwirkte. Das Volk aber der Hauptstadt hatte schon vor Eröffnung der Ständeversammlung (am 27. Apr. 1789) in der Vorstadt St. Antoine das Haus eines angesehenen Tapeten-Fabrikanten, Reveillon, bestürmt, weil dieser den Arbeitslohn herabsetzen wollte, und bald nach Eröffnung der Ständeversammlung war es (30. Juni) aus dem Palais-Royal hervorgebrochen und hatte eilf Soldaten der französischen Garde, die wegen revolutionärer Gesinnung oder That verhaftet worden waren, aus dem Gefängniß gewaltsam befreit. Jener frühere Aufstand war durch das kräftige Einschreiten der französischen Garde gestillt

 wor-

worden; aber bei diesem spätern Aufstande hatte die Regierung die Befreiung der Gefangenen genehmigt. Von dieser Nachgiebigkeit und seinem Ungestüm fortgezogen, zeigte sich das Volk immer widerspenstiger. Die Zusammenziehung ausländischer Truppen zwischen Paris und Versailles vermehrte die Gährung, statt sie zu stillen. Durch diese Truppen, hieß es, solle Paris ausgehungert, eingenommen und geplündert, die Nationalversammlung nach Metz verwiesen, und jeder Volksfreund in derselben zum Tode oder zum Gefängniß abgeführt werden; eine zweite Bartholomäusnacht sei im Nahen, und Rettung nur möglich, wenn die Volksgewalt der Königsgewalt zuvorkomme.

So war die Lage der Dinge zu Paris, als am 12. Juli 1789, einem Sonntage, Nachmittags gegen vier Uhr die Nachricht daselbst eintraf, daß Necker, damals ein Liebling des Volks (weil man ihn als den Einzigen betrachtete, der in der Nähe des Königs die Sache des Volkes und der Freiheit vertrete) seiner Ministerstelle entsetzt und aus dem Reiche verwiesen sei. Diese Nachricht, mit der sich zugleich das Gerücht verbreitete, daß auch der Herzog von Orleans, damals gleichfalls als Freund und Beschützer des Volks gepriesen, entfernt sei, fiel unter die Volksmenge im Palais-Royal wie ein Funken in eine Pulvertonne, und trieb einen furchtbaren Aufstand hervor *).

Die

*) Bei dem Sturm der Begebenheiten und dem weiten Bereich derselben an verschiedenen Punkten der großen Hauptstadt konnten

Re=
Von
gen,
am=
und
len.
ert,
ıng
)en
ine
ıng
alt

m
en
a=
n=
he
le
)=
ß
s



Camille Desmoulins.

Die Tausende, die im Palais = Royal zusammen waren, geriethen in die stürmischste Bewegung; Haufen sammelten sich zu Haufen und unter ihnen sprang Camille Desmoulins, ein junger Advokat, auf einen Tisch und rief mit erschütternder Stimme: „Necker hat „seinen Abschied, und dieser Abschied ist das Signal zu ei„nem Blutbad der Patrioten! Diesen Abend werden die „Bataillone der Schweizer und deutschen Truppen aus „dem Marsfelde einbrechen, um uns zu ermorden. Ein „einziges Rettungsmittel bleibt uns übrig, nämlich die „Waffen zu ergreifen und Kokarden aufzustecken, um uns „zu erkennen." Eine Zeitlang schwieg er, während unendlicher Beifall ihm entgegentönte; dann fuhr er fort: „Freunde, das Signal ist gegeben! Die Polizeispione „fassen mich schon ins Gesicht. Wenigstens werde ich „nicht lebendig in ihre Hände fallen." Bei diesen Worten zog er zwei Pistolen aus der Tasche und rief: „Ein jeder Bürger thue es mir nach!" *). Das Feuer seines Redens und

nicht alle einzelnen Umstände dieses Aufstands genau aufgefaßt werden. Sie werden daher von verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben. Wir theilen hier mit, was nach Vergleichung mehrerer Angaben uns als das Wahrscheinlichste scheint, wobei uns vornehmlich zu Führern dient die Geschichte der großen Revolution in Frankreich von Friedrich Schulz (Berlin, 1790), das Werk eines Augenzeugen, der aber doch nur Einiges, nicht Alles selbst auffassen konnte; Girtanners histor. Nachr., Th. I, S. 255 ff., und die Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich, Th. III, S. 54—114, die mehrere Berichte neben einander stellen.

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIII. — Die unter demselben befindliche Vignette deutet auf das hier erzählte Factum hin.

und Handelns entzündete gleiches Feuer unter den um ihn Versammelten. Wie sie wild ihn umarmten, so wiederholten sie mit wildem Geschrei die Worte: „zu den Waffen! — Die fremden Truppen werden mordend und plündernd in Paris einbrechen! Nur durch Gewalt läßt Gewalt sich vertreiben!" Augenblicklich nahm man grüne Bänder oder Blätter zu Kokarden, bewaffnete sich mit Allem, was in die Hände fiel, stürzte haufenweise dahin und dorthin, befahl die Schauspielhäuser zu schließen, holte die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans herbei, umwand sie mit Blumenkränzen und Trauerflor, und trug sie unter wildem Geschrei durch die besuchtesten Straßen der Stadt. Je weiter der Zug ging, desto größer ward das Zuströmen und desto ausgelassener das Toben des Volkes.

Auf die erste Nachricht von diesem Aufstande hatte der Baron von Besenval, damals Commandant zu Paris, das Reiterregiment Royal-Allemand und zu dessen Unterstützung ein Bataillon Schweizer herbeirücken lassen. Aber da ihm vom König befohlen war, mit möglichster Schonung zu verfahren, und da er selbst, hochbejahrt und pünktlichst gehorsam, Ernst und Nachdruck scheute: so diente die Halbheit seiner Maßregel mehr zur Erhitzung als zur Stillung des Aufstandes. Wohl kam

es,

Desmoulins Worte, von verschiedenen Schriftstellern verschiedentlich aufgestellt, sind hier aus Desmoulins eignen Angaben (abgedruckt im Revolutions-Almanach 1795, S. 114 ff.) entlehnt.

es, als der tobende Zug mit Neckers und Orleans Büsten zu dem Vendomeplatz gelangte, zwischen dem Volke und den Soldaten des Regiments Royal=Allemand zum Handgemenge: Blut floß von beiden Seiten; die Träger und Begleiter der Büsten wurden verjagt, dann das Volk aus dem Garten der Tuilerien vertrieben, wobei der Obrist jenes Regiments, Prinz Lambesc, mit eigner Hand einen bejahrten Mann verwundete; aber das Toben des Aufstandes wurde nicht niedergedrückt, ja es nahm immer mehr überhand. Denn jetzt traten die Soldaten der französischen Garde dem Volke bei und stürmten auf das Regiment Royal=Allemand los. Besenval zog daher seine Truppen in das Lager auf dem Marsfelde; der Pöbel aber, hierdurch ermuthigt, verbreitete sich unter dem Geschrei: „Es lebe der dritte Stand!" durch die Straßen, plünderte die Niederlagen der Waffenschmidte, steckte Barrieren und Zollhäuser in Brand und erbrach Gefängnisse und Klöster. Die Nacht vom 12. zum 13. Juli war eine Nacht des Schreckens. Ueberall herrschte Tumult und Geschrei, und nicht nur die Häuser der Hofpartei, sondern auch die der Parteilosen, selbst die wohlhabender Freiheitsfreunde waren mit Mord, Raub und Brand bedroht.

Während dieser Schrecknisse wurden die Wähler, die gleich nach dem Ausbruche derselben sich auf dem Rathhause versammelt hatten, die einzige Behörde von Ansehn und Einfluß. An sie wendete sich, wer Hilfe suchte gegen die tobende Menge, und wiederum die to-

bende

bende Menge, um durch sie Waffen und Pulver zu erhalten. Sie selbst gaben sich das Ansehn eines Bürgerraths (Municipalität). Sie vereinigten sich daher mit einigen Gliedern des zeitherigen Stadtrathes, ernannten den zeitherigen Bürgermeister oder Prévôt des Marchands, Flesselles, zu ihrem Vorstand und ließen ihre Verfügungen von den Bürgern in den einzelnen Districten bestätigen. Vor Allem schien ihnen jetzt die Errichtung einer Bürgermiliz (oder Nationalgarde) nöthig, durch welche eben sowohl den Ausschweifungen des Pöbels, als dem Anrücken der königlichen Truppen Widerstand geleistet werden könnte. Sie befahlen daher am 13. Juli, daß die Bürger sich districtweise versammeln, daß jeder der sechzig Districte, in welche Paris der Wahlen wegen eingetheilt worden war, 800 Mann stellen, daß die so auf 48,000 Mann bestimmte Nationalgarde statt der grünen Kokarde (die grüne Farbe kam als Farbe des verhaßten Grafen von Artois in Verruf) eine dreifarbige (blau, roth und weiß, im Bezug auf das pariser Stadtwappen) tragen, und daß ausser den Nationalgardisten niemand weiter in Paris bewaffnet sein sollte. Diese Befehle wurden mit der größten Schnelligkeit zur Ausführung gebracht, und sogleich Patrouillen ausgesendet, um die Ausschweifungen des Pöbels zu hindern. Auch wurden die französische Garde und die bisherige Stadtwache, die freiwillig ihre Dienste angeboten hatten, der Nationalgarde beigesellt.

Aber

Aber für die neue Miliz fehlte es an Waffen und Schießbedarf, und dringend erhob sich das Verlangen nach beidem. Gleich anfangs hatten die Wähler alles, was von Waffen in ihren Händen lag, abgeliefert; aber das genügte nicht, und ihr Vorstand Flesselles meinte es, wie ihm vorgeworfen wurde, nicht ehrlich. Erst vertröstete er die Andringenden auf eine Lieferung von 12,000 Flinten, die aber nicht erschien; dann schickte er sie, um sie hinzuhalten oder zu ermüden, nach entlegenen Plätzen, wo gleichfalls das Erwartete nicht zu finden war. Als das Volk hierüber tobte, wurde, um dasselbe zufrieden zu stellen, die Verfertigung von 50,000 Piken anbefohlen, und Pulver, das nach Versailles bestimmt war, angehalten und vertheilt. Ganz Paris aber blieb während des 13. Juli in wilder Aufregung, und das Stadthaus war, wie der Mittelpunkt aller Unternehmungen, so der Tummelplatz aller Leidenschaften.

Noch höher, ja zur furchtbarsten Wildheit stieg der Aufstand am 14. Juli. Schon am frühen Morgen dieses Tages verlangte die Menge tobender als vorher nach Waffen. Um solche zu erhalten, zog sie, von einem Mitgliede des Bürgerraths geleitet, nach dem Invalidenhause, wo eine beträchtliche Waffenniederlage war, sprengte die Gitter desselben und bemächtigte sich, unterstützt von den Invaliden, der dort befindlichen Säbel, Flinten und Kanonen, bald darauf auch der Waffen in der Militärschule. Dieß alles geschah unter den Augen des in der Nähe stehenden königlichen Militärs, und doch

regte

regte sich dasselbe nicht, ja viele von demselben traten zu dem Volke über.

Der erste Gebrauch, der von den erlangten Waffen gemacht wurde, galt der Bastille. Diese, eine durch Mauern und Thürme, Graben und Zugbrücken wohlverwahrte Festung, unter den Königen Karl V. und Karl VI. erbaut (1369—1383), um Paris gegen den damaligen Andrang der Engländer zu schützen, war im Laufe der Zeit ein Staatsgefängniß geworden, in welches, ausser wirklichen Verbrechern, alle diejenigen, die sich der Staatsgewalt mißfällig gemacht hatten, ohne Urtheil und Recht, oft nur nach den Launen der Minister durch lettres de cachet eingekerkert wurden. So als ein Schreckbild furchtbarer Willkür und als ein Bollwerk königlicher Gewaltthätigkeit betrachtet, sollte die Bastille zerstört werden. Das war schon in den Aufträgen (Cahiers) an die Deputirten des dritten Standes zu Paris bei ihrer Absendung zur Ständeversammlung verlangt worden, das hatte man zeither oft ausgesprochen, und das forderte man jetzt dringender als zuvor, jetzt, da Paris von der Gewaltherrschaft des Königs sich loszureißen strebte und von dem Gerücht erfüllt war, die Regierung werde in der Nacht vom 14. zum 15. Juli einen Staatsstreich versuchen, die Nationalversammlung auflösen und Paris den ausländischen Truppen preisgeben. Mußte nicht, wenn die Hauptstadt von Aussen angegriffen werden sollte, die Bastille im Innern derselben doppelt furchtbar erscheinen?

Aber

Aber schwer war es, sich dieser Festung zu bemeistern, die einst (1652) dem großen Feldherrn Condé widerstanden hatte und jetzt von dem Marquis Delaunay befehliget wurde, der treu und eifrig im Dienste seines Königs beharrte. Vergebens war schon am frühen Morgen des 14. Juli eine Menge Volks vor die Bastille gezogen und hatte deren Ueberlieferung verlangt: sie war ihr verweigert worden; vergebens hatte ein Bezirksdeputirter, de la Roziere, den Befehlshaber aufgefordert, das Geschütz, das gegen die Stadt gerichtet sei, zu entfernen: Delaunay hatte erwiedert, „daß er nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs dieß Geschütz wegschaffen werde," und de la Roziere hatte nichts weiter erlangen können, als die Erlaubniß, sich in der Festung umzusehen, und die Versicherung, daß die Besatzung (32 Schweizer und 28 Invaliden) nicht schießen würde, wofern man sie nicht angriff. Nicht lange darauf erfolgte ein Angriff. Volkshaufen zu Volkshaufen sammelten sich um die Festung mit dem Geschrei: „Wir wollen die Bastille haben! Herunter, Soldaten!" Diese schrieen dagegen: „Das Volk solle sich zurückziehen." Doch zwei aus dessen Mitte erkletterten das Dach des Wachthauses neben der ersten Zugbrücke und sprengten mit Axthieben die Ketten derselben, so daß die Brücke herunterfiel und das Volk zum zweiten Graben vordringen konnte. Als hierauf ein gegenseitiges Schießen erfolgte (von welcher Seite es anfing, ist ungewiß), zog sich das Volk etwas zurück. Doch bald wiederholte es mit neuer Raserei den

An=

Angriff, als 300 Mann der französischen Garde mit Geschütz herbeikamen. Delaunay ließ nun einen Kartätschenschuß unter die Anstürmenden abfeuern; aber diese wurden dadurch nicht verscheucht. Jetzt, da keine Hilfe ihm erschien, da seine Invaliden keine Lust zum Widerstand zeigten und kein Mundvorrath zur Abhaltung einer langen Belagerung vorhanden war, wollte er sich mit der Festung in die Luft sprengen. Schon ergreift er dazu eine brennende Lunte. Doch die Besatzung hindert ihn und besteht auf Uebergabe, unter der Bedingung eines freien Abzugs mit kriegerischen Ehren. Eine weiße Fahne wird aufgesteckt und ein Trommelschläger, von zwei Invaliden begleitet, erscheint auf der Brüstung der Mauer und gibt den Belagerern ein Zeichen, daß man wegen der Uebergabe unterhandeln wolle. Doch bei dem furchtbaren Toben und Stürmen dauert es lange, ehe die Belagerer dieß Zeichen bemerken oder beachten. Endlich rufen sie der Besatzung zurück: „Laßt die Brücke nieder! Es soll euch nichts geschehen!" Auf dieß Versprechen wird die Zugbrücke niedergelassen. Es war Nachmittags nach 4 Uhr. Sogleich stürzen die Vordersten im Volkshaufen hinein, umarmen und küssen die Besatzung, um durch dieß Zeichen der Freundschaft das andringende Volk, das von dem geleisteten Versprechen nichts gehört hatte, von Blutthaten abzuhalten. Doch dieß war unmöglich. Nur den Schweizern gelang es, durch Verkleidung sich zu retten; die Invaliden aber wurden sammt dem Befehlshaber ergriffen und unter vielen Mißhandlungen von dem siegs-

trunkenen Volke nach dem Stadthause fortgeschleppt. Auf dem Wege dahin schrieen Tausende in kannibalischer Wildheit: „Nieder mit den Verräthern! Henkt sie! Haut sie in Stücken!“ Und ehe noch der schrecklich tobende Zug das Stadthaus erreichte, wurden Delaunay und der Major der Festung ermordet und ihre Köpfe vom Rumpfe getrennt und auf Piken gesteckt. Drei andre Officiere wurden durch Säbelhiebe, und zwei Invaliden durch Aufknüpfen an Laternenpfähle getödtet; die übrigen fanden Gnade.

Aber gleich darauf folgte eine neue Blutthat. Der Vorstand des neuen Bürgerrathes Flesselles galt als Volksverräther, weil er dem Verlangen nach Waffen leere Vorspiegelungen entgegengesetzt hatte; und bald hieß es, „man habe in der Tasche des ermordeten Delaunay ein Billet von ihm gefunden, in welchem er diesen zur Fortsetzung des Widerstandes ermuntert hätte.“ Das Volk forderte daher auf dem Stadthause: Flesselles solle ungesäumt nach dem Palais-Royal zur Verantwortung kommen. Zitternd und leichenblaß — er ahnete, was ihm bevorstand — verließ er das Stadthaus, umringt von einer ungeheuern Volksmenge; aber ehe er noch das Ende des Greveplatzes erreicht hatte, ward er durch einen Pistolenschuß getödtet, worauf sein Kopf vom Rumpfe getrennt, auf eine Pike gesteckt und zur Schau herumgetragen wurde.

Mit dieser Mordthat trat für jetzt ein Stillstand in dem Toben des Volkes ein. Selbst im Palais-Royal, wo-

wohin die blutbefleckte Menge sich wendete und wohl auf 20,000 Menschen sich versammelten, fielen keine neue Unthaten vor. Vielmehr suchte man sich jetzt gegen neue Schrecken zu wahren. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, die Truppen, von denen Paris umgeben war, kämen herbei und würden noch in der Nacht vom 14. zum 15. Juli die Hauptstadt von drei Seiten angreifen. Man stürzte daher aus dem Palais-Royal nach Hause: die Einen, um sich zu verbergen, die Andern, um sich zu waffnen. Da und dort, wo ein Angriff wahrscheinlich schien, wurde das Pflaster aufgerissen, und der Eingang zu den Straßen verrammelt. Aber eine Bestrafung der verübten Gräuel erfolgte nicht; und als man am folgenden Morgen das Ungegründete jenes Gerüchts erfuhr, kehrte man zur vorigen Ausgelassenheit zurück und beschloß nun, die Bastille zu zerstören.

Gleich nach der Einnahme derselben hatte man den Anfang zum Niederreißen der Mauerwerke gemacht; doch die eigentliche Zerstörung begann erst am Morgen des 15. Juli, als die Wähler unter Trompetenschall zu selbiger auffordern ließen. Tausende, denen diese Arbeit Ehre und Freude schien, stürmten herbei, und schon nach wenig Tagen war ein großer Theil der festen Thürme und Mauern niedergeworfen. Als endlich die Bastille völlig zerstört war, nannte man die Stätte, auf der sie, ein Denkzeichen despotischer Gewalt, gestanden hatte, einen Platz der Freiheit.

Diese Vorgänge zu Paris wirkten auf Versailles

zurück.

zurück. Die Nationalversammlung, nicht ohne Mitwirkung an derselben, hatte, so lange es noch ungewiß war, ob das Volk obsiegen oder den königlichen Truppen unterliegen würde, wegen ihrer eignen Sicherheit in Furcht geschwebt, und darum nicht nur den König zu wiederholten Malen gebeten, die Truppen zu entfernen, sondern auch den Beschluß gefaßt, sich nicht zu trennen, bis dieser Kampf entschieden wäre. Dann aber, als das Volk zu Paris siegte, hatte sie, jener Furcht entledigt, dreist und nachdrücklich auf Zurückziehung der Truppen und auf Verantwortlichkeit der Minister gedrungen. Was den Hof betrifft, so hatte er die Vorgänge zu Paris anfangs nicht in ihrer Bedeutsamkeit gefaßt. Er hatte in demselben ein Toben erblickt, das durch Soldaten leicht unterdrückt werden könne; ja der Minister Breteuil hatte versprochen, binnen drei Tagen die Ruhe in Paris wieder herzustellen, und dazu, wie es hieß, die Nacht vom 14. zum 15. Juli bestimmt. Doch als es dem Hofe klar wurde, daß durch die Vorgänge zu Paris die Volksherrschaft an die Stelle der königlichen Oberherrschaft gesetzt werde, und daß dieses Vorhaben sich durch Soldatenmacht nicht unterdrücken lasse: so gab er, vom Schrecken ergriffen, die früher gefaßten Plane auf und suchte durch Nachgiebigkeit die Hauptstadt wieder zu gewinnen.

Der König selbst begab sich am 15. Juli ohne allen Prunk, bloß von seinen beiden Brüdern begleitet, in die Mitte der Deputirten. Hier redete er stehend, mit

entblößtem Haupte und im Tone väterlicher Liebe zu der Versammlung, die er jetzt zum ersten Male Nationalversammlung nannte. „Er hoffe," äußerte er, „die Stellvertreter der Nation würden auf Mittel denken, durch welche den Zerrüttungen der Hauptstadt gesteuert und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt werden könne. Er selbst habe, voll Vertrauen auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen, den Truppen Befehl zum Abzuge gegeben, und fordere die Nationalversammlung auf, diesen Entschluß der Hauptstadt kund zu thun." Diese Erklärung, die man eine Rückkehr des Königs zum Volke nannte, wurde mit lautem Beifall aufgenommen, und die Nationalversammlung begleitete den König, als er den Saal verließ, bis in das Schloß zurück. Er nahm daher seinen Rückweg zu Fuß, statt zu Wagen, mitten unter den Deputirten und umtönt von dem Jubelruf: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Nation!"

Gleich darauf gingen, wie der König gewünscht hatte, 88 Deputirte nach Paris, um dessen Erklärung der Hauptstadt zu melden. Auch dort erregte sie lebhafte Freude; ja man zog mit dem Erzbischof von Paris in die Kirche, um daselbst ein Tedeum zu singen. Zugleich ernannte man den Marquis Lafayette, der an der Spitze der Deputation und unter den Vorfechtern der Freiheit stand, zum Oberbefehlshaber der neuerrichteten Nationalgarde, und Bailly, der ihn begleitete, zum Maire von Paris. Beide nahmen diese Ehrenstellen an, ohne vorher den König darüber befragt zu haben.

Immer

Immer weiter ging indessen der König in seinem Streben, die Nationalversammlung und das Volk durch Güte oder Nachgiebigkeit für sich zu gewinnen. Er entließ die neuen Minister, die dem Volke verhaßt waren, schrieb eigenhändig an Necker, „die vorige Stelle wieder einzunehmen," und beschloß, selbst nach Paris zu gehen, um durch seine Persönlichkeit die Pariser zu überwältigen und zu dem alten Gehorsame zurückzuführen. Am 16. Juli ließ er der Nationalversammlung und durch diese der Hauptstadt anzeigen, „er werde sich nach Paris verfügen."

Was er beschlossen hatte, erfolgte. Am 17. Juli Mittags gegen 11 Uhr fuhr er in einem sechssitzigen Wagen mit den Herzogen von Villeroy und Brissac, dem Prinzen von Beauvieu und dem Grafen d'Estaing von Versailles ab. Nur 16 bis 20 Mann von der Garde du Corps folgten dem Wagen. An diese schloß sich eine Deputation von hundert Mitgliedern der Nationalversammlung. Viele Tausende umgaben den Zug, der immer größer wurde, je näher er der Hauptstadt kam. Aus Rücksicht auf diese Fußgänger ließ der König nur im Schritte fahren. Er kam daher erst Nachmittags nach drei Uhr vor Paris an. Hier, wo man sich auf seine Ankunft vorbereitet hatte, kam ihm Lafayette als Befehlshaber der Nationalgarde mit einer Schaar, die durch ihre Zusammensetzung an die vorangegangenen Stürme erinnern konnte, entgegen, und Bailly überreichte ihm die Stadtschlüssel mit Worten, die wohl einen glän-

glänzenden Anstrich, aber auch einen verwundenden Stachel hatten. „Sire," sprach er, „ich überbringe Ihnen die „Schlüssel ihrer guten Stadt Paris. Es sind dieselben, „die einst Heinrich dem Vierten übergeben wurden. Er „hatte sein Volk wieder erobert; heute hat das Volk seinen König wieder erobert." Nur langsam bewegte sich der Zug durch die von einer unsäglichen Volksmenge besetzten Straßen. Erst gegen 4 Uhr kam er vor dem Stadthause an; und hier erst, als der König die Stufen hinanging und die von Bailly ihm überreichte dreifarbige Kokarde, das Abzeichen des neuen Volksthums, annahm, rief das Volk einmüthig: „Hoch lebe der König!" Vorher hatten nur Einzelne diesen Ruf erhoben, die Meisten: „Hoch lebe die Nation!"

Auf dem Stadthause, wo der König den ihm bereiteten Thron bestieg, wurden mehrere Anreden an ihn gehalten, in denen sich vornehmlich der Gedanke aussprach, daß die Liebe eines treuen Volkes die sicherste Stütze der Throne sei, und daß man sich freue, Minister entfernt zu sehen, die den König mit seinem Volke entzweit hätten. Der König, sichtbar gerührt, erwiederte: „Ich habe nie „an der Treue meiner Nation gezweifelt; aber sie kann „auch auf meine Liebe rechnen." Mehreres konnte er vor innerer Bewegung nicht sprechen. Aber auf sein Geheiß wiederholte der Maire Bailly, was der König schon am 15. Jul. der Nationalversammlung versprochen und seitdem angeordnet hatte. Das Volk vor dem Stadthause verlangte den König zu sehen. Um diesem Verlangen

gen zu genügen, trat er mit der dreifarbigen Kokarde am Hute an ein Fenster. Lautschallender Jubel tönte ihm dafür entgegen und gleicher Jubel begleitete ihn, als er nach einer halben Stunde das Stadthaus und die Hauptstadt verließ. Heitrer, als er gekommen war, kehrte er nach Versailles zurück, wo er Abends gegen 10 Uhr wieder eintraf. Mit tiefem Schmerze hatte die Königin von ihm Abschied genommen, als er nach Paris zog: sie fürchtete, daß Schreckliches ihm daselbst begegnen könnte; um so größer war nun ihre Freude, als er wohlbehalten zurückkam.

Und diese Reise schien ihren Zweck erreicht zu haben! Der König hatte durch sein Erscheinen und Benehmen Eindruck auf das Volk gemacht; der Beifall desselben hatte sich ihm zugewendet, und neue Liebe zu ihm war bei demselben erwacht. Doch alles dieß war mehr Blendwerk als Wahrheit, mehr Vorübergehendes als Bleibendes. Keine Umstimmung der Gemüther war erfolgt, sondern nur eine flüchtige Rührung, die bei dem beweglichen Charakter der Franzosen eben so schnell, als sie entstanden war, wieder verschwinden konnte. Ja selbst das aufbrausende Jubelgeschrei des Volkes hatte etwas Unheimliches und Besorgliches: drängte sich doch, als der König zur Rückkehr in den Wagen stieg, ein pariser Fischweib zu ihm mit der dreisten Frage: „Dießmal, Sire, kann man doch auf Sie rechnen?" — Der König schien diese Frage zu überhören; aber er hätte sie mit der Gegenfrage beantworten können: Kann ich dießmal auf das

Volk rechnen? Ja, weder das Volk konnte zu dem König, noch der König zu dem Volke festes Vertrauen haben. Beider Bestrebungen waren einander entgegen: das Volk wollte den Despotismus, der Hof die Freiheit bekämpfen; und das Geschehene hatte bei dem Volke die Ehrfurcht vor dem Throne niedergerissen, und bei dem Hofe Erbitterung gegen das Volk hervorgetrieben. Wie also der Hof fortfuhr, die verlorene Macht wieder zu erringen, so fuhr das Volk fort, die errungene Macht geltend zu machen, und dazu das Aergste zu verüben, sobald seine Leidenschaftlichkeit wieder entzündet wurde. Dieß zeigte sich schon wenige Tage nach dem Erscheinen des Königs in Paris.

Unter den abgedankten Ministern hatte der Staatsrath Foulon, ein harter, selbstsüchtiger Mann, dem Aufstreben des Volkes feind, und darum dem Volke verhaßt, nicht, wie die übrigen Minister, Frankreich verlassen, sondern nach Viry (unweit Paris) sich verfügt. Aber hier wurde er verrathen, in seinem Verstecke ergriffen und unter schrecklichen Mißhandlungen nach Paris geschleppt. Weil man ihm vorwarf, er habe einst geäussert: „das „Volk müsse noch so weit gebracht werden, daß es Heu „fresse;" so band man ihm ein Bund Heu auf den Rücken, ein Band von Nesseln um den Hals und einen Distelstrauß in die Hand; wischte ihm, wenn er über Hitze klagte, den Schweiß mit Nesseln ab, und gab ihm, wenn er über Durst klagte, Weinessig mit Pfeffer vermischt zu trinken. So gemartert kam er am 22. Juli in das

Stadt-

Stadthaus zu Paris. Gern hätte ihn der Bürgerrath und vor allen Lafayette gerettet; aber das Volk hörte auf keine Vorstellungen, riß ihn aus der Versammlung hinweg und knüpfte ihn an einen Laternenpfahl. Der Strick zerriß; Foulon fiel herab und flehete knieend um Gnade; aber das Volk hängte ihn zum zweiten Male auf, riß dann den Todten bei den Füßen herunter, schlug ihm den Kopf ab, steckte diesen auf eine Picke und trug ihn mit Triumphgeschrei durch die Straßen.

An diesen Mord kettete sich ein zweiter. Foulons Schwiegersohn, Berthier de Sauvigny, hatte sich als Intendant zu Paris durch Verpflegung der fremden Truppen Haß zugezogen und war an demselben Tage, an welchem man seinen Schwiegervater ergriff (18. Juli), zu Compiegne verhaftet worden. Wer den Befehl dazu gegeben hatte, blieb unermittelt. Der pariser Bürgerrath, dem dieß gemeldet wurde, suchte ihn zu retten und sendete darum eine Abtheilung der Nationalgarde nach Compiegne, die ihn nach Paris führen sollte. Aber als er in der Nähe der Hauptstadt kam (22. Juli), strömte ihm eine Volksmenge entgegen, der die ihn umgebende Wache nicht widerstehen konnte. Man trug ihm den Kopf seines Schwiegervaters entgegen, verlangte, daß er ihn küssen sollte und machte Versuche, ihn zu tödten. Kaum konnte der neben ihm im Wagen sitzende Wächter Mißhandlungen von ihm abwenden. Er selbst setzte ihnen stolze Ruhe entgegen. Auf dem Stadthause angelangt, antwortete er seinen Richtern mit Fassung und Muth.

Diese

Diese erkannten ihn für unschuldig; aber das Volk drängte sich in den Saal. Um ihn gegen dasselbe zu sichern, wollte ihn der Bürgerrath in die Gefängnisse der Abtei St. Germain bringen lassen. Doch als ihn die Wache zum Stadthause hinausführte, überfiel ihn das Volk. Er riß sich los, ergriff eine Picke und vertheidigte sich mit dem Muthe der Verzweiflung. Aber die Menge überwältigte ihn. Vielfach verwundet, sank er todt darnieder. Sogleich wurde sein Körper zerrissen und der Kopf, auf eine Picke gesteckt, umhergetragen. Ja die Abscheulichkeit seiner Mörder ging so weit, daß sie in das Stadthaus drangen und Kopf und Herz des Ermordeten dem Bürgerrathe und Marquis Lafayette entgegen streckten. Hierüber erbittert, erklärte Lafayette, daß er seine Stelle als Befehlshaber der Nationalgarde niederlege. Doch bald übernahm er sie wieder gegen das Versprechen ruhiger Haltung. Wirklich blieb nun Paris eine Zeitlang, zwar immer in Bewegung, doch ziemlich ruhig, bis zum 5. Oct., wo abermals ein furchtbarer Aufstand sich erhob, der die wichtigsten Folgen nach sich zog.

2) Aufstand zu Paris und Versailles am 5. und 6. Oct. 1789.

Nachdem die Gewalt des Königs an die Nationalversammlung übergegangen und in dieser selbst über die Grenzen der königlichen Befugnisse Zwiespalt entstanden war, kamen die Republikanisch-Gesinnten auf den Gedanken, sich der Person des Königs zu versichern und ihn sammt

sammt der Nationalversammlung nach Paris zu ziehen. Denn so lange der König in Versailles war, war er noch in den Händen seines Hofes, gleichsam noch ausser dem Bereich des Volkswillens, noch im Stande, Gewaltstreiche gegen die Nationalversammlung oder gegen das Aufstreben der Freiheit auszuführen; und so lange die Nationalversammlung noch in Versailles war, konnte die Partei der Constitutionellen von den Demokraten nur bedroht oder erschreckt, nicht überwältigt oder unterdrückt werden. Es ließ sich daher schon seit dem Ausgang des Augustmonats im Palais-Royal das Geschrei hören: „die Freiheit sei in Gefahr und das Volk müsse nach Versailles ziehen, um ungetreue Abgeordnete aus der Nationalversammlung auszustoßen und den König zu bewegen, seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen." Bailly und Lafayette widersetzten sich diesen Bestrebungen. Dagegen wendeten sich die Demokraten und mit ihnen die Anhänger des Herzogs von Orleans an die Nationalgardisten und den Pöbel, und suchten beide aufzuwiegeln bald durch Bestechungen, bald durch Anstiften eines Brodmangels, bald durch Vorspiegelung schreckhafter Gerüchte. An Geld fehlte es ihnen nicht; sie erhielten es vom Herzoge von Orleans, der durch das Volk König oder Reichsverweser zu werden, oder wenigstens an der Königin, seiner Feindin, Rache zu nehmen suchte.

Andrerseits gab aber auch der Hof zu Argwohn und Besorgniß Veranlassung. Der König verstärkte seine Leibwache, rief Jäger und Dragoner herbei und das Infan-

fanterieregiment Flandern, das am 23. Sept. in Versailles einrückte. Freilich schilderte er diese Maßregel als eine Sicherstellung der Residenz gegen die Gährungen der Hauptstadt, traf in Betreff derselben Verabredungen mit der Municipalität zu Versailles und stellte das neuangekommene Militär unter den Befehlshaber der dasigen Bürgermiliz; aber der Gegenpartei galt dieses alles nur als ein Versteck feindseliger Absichten. Der König, hieß es, habe sich mit bewaffneter Macht umgeben, um mit derselben eine Gegenrevolution einzuleiten. Erhöhet und bekräftiget wurde dieser Argwohn durch folgendes Ereigniß.

Am 1. Oct. gab die königliche Leibwache (Gardes du Corps) den Offizieren des Regiments Flandern und den übrigen in Versailles anwesenden Truppen ein glänzendes Gastmahl, wozu der König das Schauspielhaus im Schlosse eingeräumt hatte. Die Tafel stand auf der Bühne, die Logen waren mit Zuschauern besetzt und im Parterre waren Soldaten, unter welche gleichfalls Wein vertheilt wurde. Durch die Wirkung des Weins ging die Fröhlichkeit bald in Ausgelassenheit über. Man trank auf das Wohl des Königs und der königlichen Familie, überging oder verwarf das Trinken auf das Wohl der Nation. Plötzlich erschien der König, wie er eben von der Jagd kam, und ging mit der Königin, die den Dauphin auf dem Arme trug, um die Tafel herum. Rauschender Beifall tönte ihm entgegen; die Offiziere erhoben sich und tranken (man sagt, mit gezückten Degen) auf die Gesundheit des Königs und seines Hauses, und die kö-

nigliche

nigliche Kapelle spielte die Arie: „O Richard, o mein König, verläßt dich auch die Welt, ich bleib' dir treu." Immer höher stiegen dabei die Gefühle des Mitleids und der Anhänglichkeit; und als der König mit der Königin sich wieder entfernt hatte, und die Trompeten einen Angriffsmarsch schmetterten, sprangen die Gäste auf und erkletterten, wie zum Sturme, die Logen. Weiße Kokarden wurden vertheilt (vielleicht auch die dreifarbigen mit Füßen getreten); dann noch auf dem Schloßhofe unter den Fenstern des Königs gleiche Ausgelassenheiten begangen. Aehnliches wiederholte sich zwei Tage nachher (3. Oct.), als die königliche Garde das in Versailles liegende Militär abermals eingeladen hatte, um, wie es hieß, die noch übrigen Speisen und Getränke zu verzehren. Zwar wurde dazu nur ein Frühstück veranstaltet; aber die Ausgelassenheit war bei demselben nicht minder groß, als bei jener Mahlzeit.

Diese Vorgänge gaben den Demokraten und Anhängern des Herzogs von Orleans — die beide zwar verschiedene Zielpunkte hatten, aber zum Kampfe gegen die bestehende Regierung verbunden waren, — erwünschte Gelegenheit zur Ausführung ihrer Plane. „Der König," sagten sie, „wolle die Nationalgarden, wie die Linientruppen, zu Werkzeugen seiner volksfeindlichen Absichten machen; das Fest im Schauspielhause sei eine Verschwörung gegen das Volk und eine Verhöhnung des Brodmangels, der jetzt durch den Hof in Paris herrsche; beschimpft habe man bei demselben die Nation, da man auf ihr Wohl nicht getrunken

trunken und ihre Kokarde mit Füßen getreten habe. Dieß Alles fordere Rache! Das Volk müsse nach Versailles ziehen, die königliche Leibwache und alle Feinde der Freiheit bestrafen und den König sammt der Nationalversammlung nach Paris führen." Solche Reden setzten am 4. Oct., einem Sonntage, Paris in Bewegung und beschleunigten den Ausbruch eines längst vorbereiteten Aufruhrs.

Am frühen Morgen des 5. Oct. versammelten sich zu Paris, besonders aus den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau und dem Quartiere der Halle, Weiberhaufen mit Männern in Weiberkleidern: — man stellte Weiber an die Spitze des Aufstandes, in der Ueberzeugung, daß die Truppen gegen sie nicht Gewalt brauchen würden. Diese Haufen drangen unter dem Getöse der Trommeln und Sturmglocken und unter dem Geschrei nach Brod in das Stadthaus ein, raubten Waffen und was sonst ihnen beliebte, und verlangten unter furchtbarem Toben nach Versailles geführt zu werden. An ihre Spitze stellte sich Maillard, der sich bei Bestürmung der Bastille hervorgethan hatte. Nach 11 Uhr Vormittags zog er mit ihnen und den Bewaffneten, die sich ihm anschlossen, ab. Man schätzte diesen Zug zu 6000 Köpfen.

Kaum war er fort, so erschienen Nationalgardisten nebst vielem Pöbel vor dem Stadthause und verlangten gleichfalls nach Versailles geführt zu werden. Vergebens suchte ihr Oberbefehlshaber Lafayette sie davon abzubringen: seine Anreden fruchteten nichts; ja sie brachten

das Volk gegen ihn auf. Er gab daher nach, und zog Nachmittags fünf Uhr mit diesem Haufen, ungefähr 30,000 Mann, gleichfalls nach Versailles.

Nach vier Uhr Nachmittags kam der erste Zug daselbst an. Ein Theil desselben drang sogleich in die Nationalversammlung (die eben mit der Antwort des Königs auf die ersten Abschnitte der neuen Constitution beschäftigt war), verlangte Brod und Bestrafung des bei jenem Gastmahl gegen die Nation verübten Schimpfs, und stieß harte Schmähungen gegen mehrere Mitglieder der Versammlung aus. Ein andrer Theil drang vor das Schloß und unter das vor demselben aufgestellte Militär, und suchte das Regiment Flandern zu gewinnen und die königliche Leibgarde, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den Hof verhaßt war, durch Wort und That zu reizen. Beides nicht ohne Erfolg! Die vom Regiment Flandern ließen sich gewinnen, und zwischen dem Volke und der Leibgarde kam es schon jetzt von Schmähungen zum blutigen Handgemenge.

Indessen gerieth der König in peinliche Verlegenheit. Er wußte nicht, sollte er mit seiner Familie in Versailles bleiben, oder sollte er fliehen. Blieb er, so hatte er Mißhandlungen, floh er, so hatte er Bürgerkrieg zu fürchten; dort drohete ihm das Schicksal Karls I., hier die Erhebung des ihm verhaßten Herzogs von Orleans. Auch seine Minister wußten nicht mit Bestimmtheit ihm zu rathen: sie waren in ihren Ansichten und Meinungen getheilt.

theilt. Indessen erhob sich der Sturm, der jede freie Entschließung vereitelte.

Um fünf Uhr kam eine Gesandtschaft der Nationalversammlung und der Weiberhausen zum König ins Schloß, jene unbedingte Annahme der ersten Artikel der Verfassung, diese Abhilfe des Brodmangels verlangend. Eingeschüchtert verwilligte er beides, ja er umarmte eine der wortführenden Frauen und wiederholte auf deren Verlangen auch schriftlich die Versicherung, daß dem Brodmangel ungesäumt gesteuert werden sollte. Dagegen verbot er seinen Soldaten, gegen das Volk Gewalt zu brauchen und ließ sie von den Posten vor dem Schlosse abziehen. Den Abziehenden sendete das Volk Steinwürfe und Schüsse nach. Doch zerstreute es sich aus Ermattung und wegen eines einfallenden Regens.

Gegen Mitternacht erschien Lafayette mit seinem Zuge zu Versailles und brachte theils der Nationalversammlung, theils dem Könige die Versicherung, daß die Truppen, mit denen er aus Paris gezogen sei, Gewaltthätigkeiten nicht verüben, sondern verhindern würden; nur möchte man die französischen Garden, die sich unter ihnen befänden, ihre früheren Posten um das Schloß wieder einnehmen lassen. Gegen zwei Uhr bewog er den König und die Königin, sich zur Ruhe zu begeben, dann auch die Nationalversammlung, ihre Sitzung aufzuheben. Er selbst ging, nachdem er sich noch eine Zeitlang im Schlosse aufgehalten hatte, nach seiner von demselben entlegenen Wohnung.

Un=

Unbegreiflich bleibt diese Sorglosigkeit oder Zuversichtlichkeit Lafayette's, unbegreiflich auch nach dem, was Thiers zu dessen Entschuldigung sagt *). Der Zug der Weiber und Nationalgarden und ihr Benehmen in Versailles deutete auf Sturm: sollte Lafayette allein den Anzug desselben nicht bemerkt haben? Wohl mochte er beim Volke und bei den Nationalgarden in Ansehn und Achtung stehen; aber zeigte nicht schon die Art, wie er zum Zuge nach Versailles genöthigt worden war, daß Volk und Nationalgarde ihn zwingen konnten, sich ihrem Willen zu fügen? Wohl mochten, wie er aussagte, die Nationalgarden auf dem Wege von Paris nach Versailles dem Könige und der Nationalversammlung unbedingten Gehorsam geschworen haben; aber hatten sie ihm auch geschworen, das königliche Schloß gegen den wilden Schwarm des Pöbels zu vertheidigen? und hatte er nicht bei den zeitherigen Ereignissen die Erfahrung machen müssen, wie leichtsinnig von Leidenschaftlichen Eide gebrochen werden, und wie schnell das französische Volk von einem Extrem zum andern übergehen könne? Und mußte endlich nicht das Zusammentreffen der Nationalgarde und der Weiberhaufen und das Zusammenstimmen beider, das sich schon in Paris zu erkennen gegeben hatte, vielfache Besorgnisse ihm einflößen? Und doch war er, oder zeigte er sich so sorglos und zuversichtlich! Entweder, muß man

*) Thiers Gesch. der franz. Revolution. Uebersetzt von Mohl. Tübingen 1825. Th. I, S. 251.

man meinen, war er im Stillen ein Theilnehmer an den Planen, die jetzt gegen den Hof und die Nationalversammlung zur Ausführung gebracht werden sollten, oder er war, was nach seinem anderweitigen Verfahren wahrscheinlicher ist, ein Verblendeter, der voll anmaßlicher Eitelkeit sich zutraute, dem drohenden Sturme gebieten und Herr der Ereignisse bleiben zu können.

Früh gegen sechs Uhr (am 6. Oct.) erhob sich der Haufen, der im Sitzungssaale der Nationalversammlung die Nacht zugebracht hatte, stürmte gegen das Schloß und drang in dasselbe durch einen unbewachten Eingang. Nationalgardisten und Soldaten vom Regiment Flandern mischten sich unter die Eindringenden und mit jedem Augenblicke wuchs deren Andrang. Sein erstes Ziel war die königliche Leibgarde, die das Innere des Schlosses treulich behütete; sein zweites die Königin, die als Feindin des Volkes und des Herzogs von Orleans galt. Während nun die Einen mit der königlichen Leibgarde handgemein wurden (wobei von beiden Seiten Schüsse fielen), mehrere derselben tödteten, noch mehrere mißhandelten, drangen die Andern nach den Zimmern der Königin. Doch ein königlicher Leibgardist kam letzteren zuvor, meldete die drohende Gefahr und bewog dadurch die Königin, eiligst ihr Bette zu verlassen und halb angekleidet durch einen versteckten Gang zum König zu flüchten. Auch seine Kinder wurden dem König zugeführt, und bis zu seinen Zimmern drang nicht die Wuth des Volkes. Doch Schreckliches mußte er sehen und hören.

Da

Da erschien endlich nach einer qualvollen Stunde Lafayette. Unterstützt von den Nationalgarden, die er zusammenbringen konnte, that er dem Hinschlachten der königlichen Leibgarden und weiteren Ausschweifungen im königlichen Schlosse Einhalt. Darauf begab er sich zum König und redete ihm zu, sich dem Volke zu zeigen. Der König trat auf den Altan und bat um Schonung für seine Leibgardisten. Sie ward ihm zugestanden. Gleich darauf verlangten Volk und Truppen, „der König solle abermals sich zeigen," und, als er erschien, „er solle sich nach Paris begeben." Auch die Königin trat, auf Lafayette's Zureden, mit ihren beiden Kindern hervor, und das Geschrei: „Nach Paris!" wiederholte sich. Der König besprach sich darüber mit denen, die um ihn waren, und erklärte dann: „er wolle mit seiner Familie nach Paris ziehen, aber man möchte auch seiner Leibwache schonen." Ein tobendes Schreien und Schießen war die Antwort auf diese Erklärung. Die Nationalversammlung aber, — sie, die vorher sich geweigert hatte, zum König aufs Schloß zu kommen und ihn in seinen Nöthen mit ihrem Rathe zu unterstützen, — erklärte nun, sie sei unzertrennlich von der Person des Königs und müsse darum ihre Sitzungen nach Paris verlegen. Auch ernannte sie eine Deputation von hundert ihrer Mitglieder, die mit dem Könige sogleich nach der Hauptstadt ziehen sollten.

Um zwei Uhr Nachmittags trat der König mit seiner Familie die Reise nach Paris an, begleitet von seiner

Leib-

Leibwache und umringt von Nationalgardisten und wildem Pöbel. Es war eine furchtbare Reise, gleichsam der Leichenzug der alten Monarchie Frankreichs! Gräßlichkeiten umgaben den König; die Blutmenschen, die vor und in dem Schlosse zu Versailles das Schrecklichste verübt hatten, drängten sich zu seinem Wagen; die Köpfe der ermordeten Leibgardisten wurden vor ihm hergetragen, Verwünschungen und Drohungen ihm zugerufen; Flintenschüsse geschahen in seiner Nähe. Und dazu der Hinblick auf die Zukunft, die nur in grauenvollen Bildern dem König erscheinen konnte! — Ueber sechs Stunden dauerte diese Reise. Erst nach sieben Uhr langte der langsam fortschreitende Zug zu Paris und erst gegen neun Uhr vor dem Stadthause daselbst an. Auf dem Stadthause ward der König von der Gemeindeversammlung begrüßt; er erwiederte: „Ich komme mit Vergnügen in die Mitte „meiner guten Stadt Paris," wozu die Königin die Worte setzte: „und mit Vertrauen." Darauf bezog er das seit langer Zeit unbewohnte Schloß der Tuilerien, wo jetzt erst Anstalten zu seinem Aufenthalte getroffen wurden, und seine Bewachung von seiner Leibgarde an die Nationalgarde überging.

Hatte der erste Aufstand, am 14. Juli, Macht und Gewalt dem Könige entrissen und den Fortgang der Revolution entschieden: so entriß dieser zweite Aufstand, am 5. und 6. Oct., dem Könige Glanz und Freiheit und trieb alle Schrecknisse und Abscheulichkeiten der Revolution hervor. Wie der König, war nun auch die Nationalversamm-

sammlung abhängig von den Demokraten und deren Stützpunkte, dem Pöbel. Nur selten machte sich noch die Stimme der Unbefangenheit und Weisheit in ihr geltend. Die Bessern mußten den Schlechtern weichen, und die edle Sache der bürgerlichen und politischen Freiheit ward von denen, die ihre Vertreter sich nannten und ihren Namen im Munde führten, verunehrt und niedergedrückt.

IV.
Das große Bundesfest am 14. Juli 1790.

Wie viel Widriges und Schreckhaftes in der Geschichte der französischen Revolution uns begegnet, so treten doch auch erfreuliche Erscheinungen in derselben hervor, die wie heitre Sonnenblicke über die düsteren Wolken der Revolution hinstrahlen. Zu solchen gehört vor allem das große Bundesfest zu Paris am 14. Juli 1790, dessen Veranlassung, Vollziehung und Bedeutung hier erörtert werden soll.

Das Erscheinen des Königs in der Nationalversammlung (am 4. Febr. 1790) hatte diese zu einem Bürgereide aufgeregt, der erst von ihr und ihrer Umgebung, dann auf dem Stadthause zu Paris geleistet und nach und nach in ganz Frankreich von Gemeinde zu Gemeinde wiederholt wurde. Diese Eidesleistung führte

 weiter

weiter zu dem Gedanken, den Jahrestag der Einnahme der Bastille, die man damals als Anfangspunkt der wiedererrungenen Freiheit betrachtete, durch ein Bundesfest zu feiern, an welchem nicht nur die Hauptstadt, sondern der ganze französische Staat und selbst der König der neuen Staatsveränderung Ergebenheit und Treue zuschwören sollte. Hierdurch glaubte man, theils der Schau- und Vergnügungslust der Pariser Vorschub zu leisten und den Enthusiasmus für die Revolution aufs neue zu beleben, theils aber auch der neuen Verfassung den Stempel des Ehrwürdigen aufzudrücken, alle Franzosen zu Einem Ganzen zu vereinigen und den schwankenden König in seinen Versprechungen zu befestigen.

Seit dem 5. Juni wurden, auf Antrag des Maire Bailly, von Seiten der Nationalversammlung Veranstaltungen zur Feier dieses Festes getroffen. Beschlossen wurde, an demselben sollte der König als erster Beamter des Staates Theil nehmen, und das Volk theils durch die Nationalversammlung, theils, weil in einem freien Staate jeder Staatsbürger Soldat sein müsse, durch Abgeordnete der Linientruppen und der Nationalgarden jedes Departements vertreten werden. Zum Anführer dieser Abgeordneten wurde Lafayette, als Befehlshaber der pariser Nationalgarde, ernannt, er, der eben erst einen Beweis seines Bürgersinnes dadurch gegeben hatte, daß er den Oberbefehl über alle Nationalgarden Frankreichs abgelehnt und darauf angetragen hatte, daß die Nationalgarde jedes Departements unter einem besondern

Be=

Befehlshaber stehen sollte. Zum Schauplatz des Bundesfestes wurde das Marsfeld ausersehen, und dieser große Platz, zwischen der Militärschule und Seine, so eingerichtet, daß er gegen eine halbe Million Menschen fassen konnte. Man umzog ihn daher durch die dem Boden entnommene Erde an den Seiten mit Rasenstufen, die in immer weiter geschweiften Bogen nach Art eines Circus sich erhoben. Im Mittelpunkte wurde ein Altar auf einer breiten, fünfundzwanzig Fuß hohen Unterlage aufgebaut. Am Ende des Circus bei der Militärschule errichtete man auf einer Erhöhung, zu der Stufen hinanführten, eine bedeckte Gallerie und auf derselben Sitze, neben einander für den König und den Präsidenten der Nationalversammlung, hinter diesen Sitze für die Königin, den Hof und die Minister, und zu beiden Seiten für die Nationalversammlung und den pariser Gemeinderath. Vorn, nach der Seine zu, bezeichnete ein prächtiger Triumphbogen mit drei Oeffnungen den Eingang. Zwölftausend Arbeiter waren zu dieser Einrichtung des Marsfeldes angestellt; aber da die Besorgniß entstand, diese möchten bis zum 14. Juli das Aufgegebene nicht zu Stande bringen, so drängten sich Einwohner von Paris aus allen Ständen, von allen Altern, Männer und Frauen ohne Unterschied hinzu und halfen unter Freudenjubel mit Hacke, Schaufel und Schiebkarren das Angefangene vollenden.

Eine freudige Aufregung hatte die Pariser ergriffen und durchdrang sogar Ausländer, die in den Ideen, die

damals Frankreich bewegten, das Heil der Welt erblickten und durch sie zum politischen Fanatismus sich hinreißen ließen. Solchen Fanatismus zeigte namentlich ein preußischer Unterthan, der Baron von Cloots aus Cleve, der sich den damals durch Barthelemy berühmten Namen Anacharsis beigelegt hatte. Am 19. Juni begab er sich mit andern Ausländern (oder, wie behauptet wird, mit Franzosen, die als Ausländer gekleidet waren) in die Nationalversammlung, stellte sich und seine Begleiter als Abgeordnete des Menschengeschlechts dar und bat für sich und seine Begleiter um Zulassung zur Feier des Bundesfestes. Den Bittenden wurde, was sie wünschten, zugestanden, und dabei von dem Präsidenten der Nationalversammlung zugerufen: „sie sollten nach beendigter Feier in ihr Vaterland zurückkehren, dort erzählen, was sie hier gesehen hätten und ihren Königen bemerklich machen, es sei an der Zeit, daß die Völker frei würden." — Mag es auch sein, daß das Auftreten des Anacharsis Cloots Possenhaftes ins Ernsthafte mischte, und daß die Antwort des Präsidenten eine Verhöhnung andrer Staaten enthielt: so deutet doch beides auf den Antheil, den man damals an den Ideen der Freiheit und Gleichheit und darum auch an einem Feste nahm, das auf die Verwirklichung dieser Ideen hinzielte.

Immer inniger und lauter wurde die Sehnsucht nach diesem Feste, je näher die für selbiges bestimmte Zeit rückte. Endlich brach der 14. Juli an; aber trübe und von vielen Regengüssen durchschauert. Doch dieß hin-

derte

derte nicht die Vollziehung des Festes, nicht die Theilnahme an demselben.

Von dem Platze, auf welchem die Bastille gestanden hatte, zogen die Abtheilungen der Nationalgarden und der Regimenter mit Waffen und Fahnen nach den Tuilerien. Daselbst trat zu ihnen die Nationalversammlung und der pariser Gemeinderath, erstere zwischen einer Schaar von Kindern, die bewaffnet ihr voranschritt, und einer Schaar von Greisen, die ihr folgte. Unter dem Schall der Musik, dem Donner des Geschützes, dem Geläute der Glocken und dem Jubelgeschrei der Zuschauer ging der Zug von den Tuilerien nach der Seine, und über die daselbst neugebaute Brücke nach dem Marsfelde. Hier hatte sich bereits eine Masse von 400,000 Zuschauern versammelt, die, obschon sie lange und bei fortwährendem Regen gewartet hatte, doch Freude und Jubel zu erkennen gab. Endlich als die Herbeigezogenen die ihnen bestimmten Plätze eingenommen hatten, auch der König mit seiner Familie erschienen war, und nun der Himmel sich aufklärte; da trat der Bischof von Autun, Talleyrand, zum Altar, um der Vereinigung, die jetzt die Nation mit ihrem Könige und beide mit dem Gesetze schlossen, die religiöse Weihe zu geben. Dreihundert Geistliche, mit weißen Chorhemden und dreifarbigen Gürteln geschmückt, vertheilten sich an den vier Ecken des Altars. Der Bischof aber las die Messe, sprach über die 83 Fahnen, die den Nationalgarden der 83 Departements Frankreichs, und über die Reichsfahne (Oriflamme), die dem französischen

sischen Heere von der Stadt Paris verehrt wurden, den Segen und stimmte das Tedeum an, das von der ganzen Versammlung mitgesungen wurde *). Als es geendigt war, stieg Lafayette vom Pferde, nahete sich dem König und erhielt von ihm die Eidesformel. Mit ihr begab er sich zum Altar, den jetzt die bewaffneten Bürger umgaben, und schwor im Namen aller Nationalgarden, aller Regimenter und aller Bürger Frankreichs: „Treue „der Nation, dem Gesetze und dem Könige; mit allen „Kräften die von der Nationalversammlung beschlossene „und vom Könige genehmigte Verfassung aufrecht zu er„halten und durch das Band der Brüderlichkeit vereiniget „zu bleiben mit allen Franzosen." Jetzt schwang er die Fahne, die er in der Hand hielt, und alle bewaffneten Bür-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIV. — Karl Moritz v. Talleyrand, dessen Bildniß hier aufgestellt ist, der Sprößling eines altadeligen Geschlechts, geboren zu Paris 1754 und von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, war beim Ausbruch der Revolution Bischof von Autun. Als Abgeordneter der Geistlichkeit seiner Diöces trat er zur Nationalversammlung 1789 und ward einer der einflußreichsten Beförderer der Revolution. Im Anfange des Jahres 1792 wurde er nach England gesendet, um einen Bruch zwischen England und Frankreich zu verhindern. Als ihm dieß nicht gelungen war, und er den Haß seiner Feinde und die Schrecknisse der Schreckensregierung fürchtete, ging er 1793 nach Nordamerika, wo er bis zum Sturze Robespierre's blieb. Auf Betrieb seiner Freunde wurde am 4. Sept. 1795 das wider ihn erlassene Anklagedecret zurückgenommen. Er kam hierauf wieder nach Paris und ward im Jahre 1797 vom Directorium als Minister des Auswärtigen angestellt, worauf er an den wichtigsten Staatsgeschäften und Staatsveränderungen höchst bedeutenden Antheil nahm.



Laurens sc.

Talleyrand
als Bischof zu Autun.



Bürg
sich
samm
„ich
versa
Freud
nach.
„Ich
„das
„der
„gen
Kön
mein
zeigt
er v
Als
sein
Kön
aus
über
Bru
Her
und
die
ande
Nat
zücke
der

Bürger riefen ihm nach: „ich schwöre es!" Nun erhob sich neben dem König der Präsident der Nationalversammlung, leistete denselben Eid, und als er sprach: „ich schwöre es!", standen alle Mitglieder der Nationalversammlung auf und riefen mit ihm: „ich schwöre es!" Freudengeschrei, Musik und Kanonendonner hallte ihnen nach. Darauf erhob sich auch der König, und sprach: „Ich, der König der Franzosen, schwöre, die mir durch „das Gesetz übertragene Gewalt anzuwenden, um die von „der Nationalversammlung beschlossene und von mir an„genommene Verfassung aufrecht zu erhalten." Auch die Königin blieb nicht zurück. Fortgerissen von dieser allgemeinen Bewegung, nahm sie den Dauphin auf die Arme, zeigte ihn dem Volke und sprach: „Dieß ist mein Sohn; er vereiniget sich mit mir zu denselben Gesinnungen!" Als nun der König die Königin, dann seine Kinder und seinen Bruder umarmte, und alles Volk: „es lebe der König! es lebe die Königin!" so laut und so jauchzend ausrief, daß sein Rufen selbst den Donner des Geschützes übertäubte; da ergriff ein hohes Gefühl der Freude und Bruderliebe die ganze Versammlung. Mit überwältigten Herzen stürzten Bekannte und Unbekannte, Vornehme und Niedrige, wie sie da saßen oder standen, einander in die Arme; die Soldaten warfen ihre Waffen ab, um einander zu umarmen, unter dem Zurufe: „Es lebe die Nation, das Gesetz und der König!" Vor dem Entzücken, das Alle ergriffen hatte, trat alle Verschiedenheit der Meinungen, aller Haß, alle Zwietracht zurück; in die-

diesem Augenblicke glaubte das Volk an die Aufrichtigkeit des Königs, der König an die Aufrichtigkeit des Volkes; ganz Frankreich schien verbrüdert; Alles Ein Herz und Eine Seele! — Gewiß, es war ein großer Augenblick, in welchem ein großes Volk zu solcher Begeisterung aufflammte.

Wahr ist es, König und Volk beschworen hier etwas, was als unvollendet und also auch ungeprüft nicht deutlich vor ihren Augen stehen konnte, und machten damit sich jenes Leichtsinns im Schwören schuldig, der so oft in der Geschichte der französischen Revolution vorkommt. Doch ganz unglaublich ist es, daß sie, wie jener Franz I. zu Madrid (1526), schworen mit dem Gedanken, nicht halten zu wollen, was sie beschworen; sehr wahrscheinlich hingegen, daß sie bei diesem Schwure von aller Falschheit weit entfernt waren. Die Macht des Augenblickes riß sie hin, daß sie weder der Vergangenheit, noch der Zukunft gedachten.

Vielfache Festlichkeiten folgten diesem seelenvollen Auftritte. Ein großes Gastmahl wurde für die Abgeordneten veranstaltet; da, wo noch vor einem Jahre die Bastille gestanden hatte, wurde getanzt; Abends die ganze Stadt, auch das Schloß der Tuilerien erleuchtet; in den eliseischen Feldern fanden Vergnügungen aller Art Statt. Die Pariser bemüheten sich, ihren Gästen den Aufenthalt in der Hauptstadt recht angenehm zu machen; der König selbst ließ sich alle Abgeordnete vorstellen und behandelte sie ohne Unterschied des Standes mit herzgewinnen-

winnender Freundlichkeit. Auch ward eine Denkmünze zur Verewigung dieses Bundesfestes geschlagen. Neuer Eifer für die Sache der Revolution war mit demselben erwacht, in und ausserhalb Frankreich sprossen neue Hoffnungen für sie auf.

Späterhin, am 14. Juli 1792 und am 10. Aug. 1793, veranstaltete man abermals Bundesfeste; aber diese blieben weit hinter dem hier beschriebenen zurück. Man konnte nur rasende Wildheit und fratzenhafte Gaukeleien hervorbringen, aber nicht die vorigen Umstände zurückrufen, noch weniger die Begeisterung, die am 14. Juli 1790 entflammt war. Und so bestätigt sich hier die Erfahrung, daß, was einmal war, sich so, wie es war, nicht wieder erneuern läßt, und daß es ein thörichter Versuch ist, Freude und Begeisterung erzwingen zu wollen.

V.

Die Flucht Ludwigs XVI., am 20. Juni 1791.

Obschon Ludwig XVI. die neue Verfassung öffentlich und feierlich beschworen hatte, so sträubte sich doch sein Inneres gegen diesen Schwur. Er fühlte sich unglücklich durch die Revolution, die, je weiter sie fortschritt, desto größere Kränkungen über ihn brachte. Wehe that ihm die Auflösung aller früheren Ordnungen und Verhältnisse; zuwider war ihm die Verdrängung seiner

Freunde

Freunde und Rathgeber, und das Verfahren gegen die Geistlichkeit, das sein Gewissen beunruhigte; immer lästiger wurde ihm der Zwang, unter dem er von der National-versammlung gehalten wurde; in Allem, was vor seinen Augen geschah, erblickte er nur Verhöhnung seiner Person, Vernichtung seiner Würde, Zerrüttung seines Reiches. Große Geduld und Nachgiebigkeit hatte er bewiesen; aber er hatte damit nichts erlangt, als die Ueberzeugung, daß er in der Lage, in der er sich befand, die Revolution nicht besiegen könne. Als gerader und entschlossener Mann, dem Eidschwüre heilig sind, hätte er jetzt gegen alle Eingriffe in die Rechte, die ihm durch die neue Verfassung zukamen, laut und kräftig sich erklären und, wo dieß nichts half, freiwillig zurücktreten sollen; aber solche Geradheit und Entschlossenheit lag nicht in seinem Charakter; vielmehr glaubte er in heimlicher Flucht das letzte Rettungsmittel zu finden.

Was er eigentlich damit beabsichtigte, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Wollte er, wie er selbst erklärte, Frankreich nicht verlassen, sondern bloß bis an die Grenzen des Königreichs sich begeben, dort in Freiheit die Wünsche seines Volkes vernehmen, und nach freiwilliger Annahme einer neuen Verfassung zurückkehren? Oder wollte er, wie seine Gegner ihm vorwarfen, über die Grenzen Frankreichs flüchten, die Ausländer und Ausgewanderten für sich waffnen und, an ihrer Spitze zurückkehrend, die alte Monarchie den Franzosen wieder aufdringen? Vielleicht war es ihm selbst nicht klar, wo-

hin seine Flucht führen sollte; vielleicht dachte er, nach Art schwacher Seelen, nur an das Augenblickliche, wollte zunächst nur seine Person der Gefangenschaft entziehen und die ferneren Folgen den Umständen überlassen.

Schon seit dem Herbste 1790 ging er mit Vorbereitungen zu einer Flucht um. Er trat deßhalb in Unterhandlungen mit Mirabeau, der sich durch Geschenke und Versprechungen gewinnen ließ, und mit dem General Bouillé, Gouverneur zu Metz, auf dessen Treue und Ergebenheit er sich verlassen konnte. Aber weil er bei seinem Schwanken zwischen den Planen, die ihm vorgelegt wurden, zu keinem festen Entschluß kommen konnte, so verzog sich das Unternehmen. Inzwischen starb Mirabeau (2. Apr. 1791), ein dumpfes Gerücht, daß der König auf Flucht sinne, verbreitete sich, und neue Kränkungen kamen über ihn. Am 18. Apr. wollte er sich nach St. Cloud begeben, um dort die Frühlingsluft zu genießen und mit unbeeidigten Priestern das Osterfest zu feiern. Sogleich hieß es: er wolle entfliehen und die neue Verfassung umstürzen. Auf dieses Gerücht strömte das Volk nach den Tuilerien, um sich seiner Abreise zu widersetzen, umringte den Wagen, den er mit seiner Familie bestiegen hatte, und fiel den Pferden in die Zügel. Vergebens gab sich Lafayette Mühe, das Volk zu zerstreuen; vergebens forderte er die Nationalgarde auf, Gewalt zu brauchen; vergebens bat er die Departementsverwaltung zu Paris, das Kriegsgesetz sogleich bekannt zu machen: weder das Volk, noch die Nationalgarde,

noch

noch die Departementsverwaltung hörte auf seine Stimme, und der König mußte, nachdem er fast zwei Stunden lang Vorwürfe und Schmähungen aller Art erduldet hatte, den Wagen verlassen und ins Schloß zurückkehren *).

Höchst aufgebracht über diese Mißhandlung, die seine Gefangenschaft zu Paris anschaulich machte, ließ er sogleich die Aufseher der Departementsverwaltung, denen es oblag, über Ruhe und Sicherheit zu wachen, zu sich kommen; aber sie konnten oder mochten ihm keine Genugthuung gewähren. Am folgenden Tage (19. Apr.) begab er sich in die Nationalversammlung, wiederholte seine Beschwerden und verlangte, man möchte, um der Nation zu beweisen, daß er frei sei, in seine Reise nach St. Cloud willigen; aber die Nationalversammlung hielt ihn mit leeren Worten hin. Nun stellte er sich beruhigt und suchte aufs neue durch Nachgiebigkeit und erheuchelten Eifer für den Volkswillen Zuneigung zu gewinnen, oder die Wachsamkeit seiner Gegner einzuschläfern. Er ließ unter dem 23. Apr. durch seinen Minister Montmorin den auswärtigen Gesandten erklären: er sei weder herabgewürdigt, noch unfrei, noch unzufrieden mit seiner Lage, und werde dem Eide, den er auf die Verfassung geleistet habe, treu bleiben. Er entfernte aus seinen Umgebungen die unbeeidigten Priester und andere dem Volke mißfällige Per=

*) Hierher gehört das Kupfer Tafel XXXV. — Die unter Lafayette's Bildniß stehende Vignette bezieht sich auf die hier erzählte Begebenheit.



F. Rosmäsler inv. & fe 1833

Gilbert Mottier Marquis de Lafayette.

Pe
ſter
här
So
faſ
we
Ar

Ki
de
M
ei
le
n
A
r
i
g
d
r
r
s
E
l

Personen, und empfing am Ostertage von beeidigten Priestern das heilige Abendmahl. Er forderte in einem eigenhändigen Schreiben (vom 17. Juni) den Prinzen von Condé auf, schleunigst zurückzukehren und der neuen Verfassung Folge zu leisten. Doch alles dieß war nur Blendwerk; denn im Geheimen betrieb er die Anstalten zur Ausführung seines Fluchtplanes.

Er unterhandelte mit dem Kaiser Leopold und dem Könige von Schweden, damals zu Spaa, und traf mit dem General Bouillé die Verabredung, daß dieser zu Montmedy, unter dem Vorwande, die Grenzen zu decken, ein Heereslager bildete und auf den Poststationen von Chalons bis Montmedy Reiterhaufen vertheilte, die dem Könige, sobald er vorbeigereiset sein würde, folgen sollten. Zu Paris betrieb er gemeinschaftlich mit der Königin und mit deren Vertrautem, dem schwedischen Grafen Axel von Fersen, die zur Flucht nöthigen Anstalten. Ein Paß, ausgestellt auf den Namen einer russischen Baronesse von Korff, die mit zwei Kindern, einer Kammerfrau, einem Kammerdiener und drei Bedienten nach Frankfurt reisen wollte, wurde herbeigeschafft, ein großer Reisewagen mit sechs Postpferden bestellt, eine Thüre auf einer abgelegenen Seite der Tuilerien in Beschlag genommen und einigen treuen Kammerfrauen und Leibwächtern aufgegeben, die königliche Familie zu begleiten. Am 20. Juni war man mit diesen Vorkehrungen zu Stande, so daß die Flucht beginnen konnte.

Das Schwierigste war, unbemerkt aus dem Schlosse zu entkommen, und dieses gelang wider alles Vermuthen glücklich, vielleicht nicht ohne heimliche Verabredung *).

Abends nach 11 Uhr verließen der König, die Königin, des Königs Schwester Elisabeth und Frau von Tourzel, mit den königlichen Kindern einzeln (vielleicht auch verkleidet) die Tuilerien, um auf dem Carousselplatz wieder zusammenzutreffen; Frau von Tourzel langte zuerst mit den königlichen Kindern an, bald nach ihr der König mit seiner Schwester; aber die Königin, von ihrem Begleiter, den die Dunkelheit täuschte, irre geleitet, kam erst um Mitternacht. Jetzt bestieg die königliche Familie mit Frau von Tourzel die Wagen, die der Graf von Fersen für sie bereit hielt, und fuhr auf Umwegen durch das Thor St. Martin aus Paris. Nicht weit davon stand der bestellte große Reisewagen mit sechs Postpferden, in welchem die Fluchtreise fortgesetzt wurde. Drei Leibwächter, als Couriere oder Bediente verkleidet, nahmen den Kutschbock ein. Ein zweiter Wagen mit einigen Kammerfrauen folgte. — Um dieselbe Zeit verließ auch der ältere Bruder des Königs, der Graf der Pro-

*) Wenn auch nicht Lafayette selbst, wie ihm am 21. Juni von Robespierre und Danton im Jacobinerclubbe vorgeworfen wurde (s. Girtanner, hist. Nachr. Th. VI, S. 69 — 80), und Ludwig XVIII. noch im Jahre 1816 rühmte (s. Bran's Miscellen Th. LXI, S. 20), um die Flucht des Königs wußte, oder sie begünstigte: so ist es doch wahrscheinlich, daß von den, unter seiner Leitung stehenden Nationalgardisten mehrere, welche das Schloß bewachten, für den Fluchtplan des Königs gewonnen worden waren.

Provence (späterhin Ludwig XVIII. genannt), mit seiner Gemahlin Paris, aber auf einem anderen Wege und mit glücklichem Erfolge.

Am Morgen des 21. Juni, Vormittags gegen 9 Uhr, wurde die Flucht des Königs in Paris bekannt und erregte sturmvolle Bewegungen. Man hatte zeither das Vorhaben des Königs, aus Paris zu flüchten, bei der strengen Bewachung der Tuilerien für unausführbar gehalten; um so größer war nun das Staunen, der Schrekken, die Bestürzung. Diese Flucht, hieß es, bedrohe die neue Freiheit; der König werde an der Spitze der Ausgewanderten und fremder Mächte zurückkehren, ein Bürgerkrieg werde entbrennen, und alles der Willkür ganz anheimgestellt werden. Bei solchen Befürchtungen sammelten sich Haufen zu Haufen, Lärmtrommeln und Sturmglocken ertönten, die Nationalgardisten, die im Schlosse der Tuilerien die Wache gehabt hatten, wurden festgenommen; und selbst gegen Lafayette und Bailly sprach sich Verdacht und Unwille aus. Doch die Nationalversammlung, unter diesen Umständen einiger als seit langer Zeit, erhielt durch die Kraft und Klugheit ihres Benehmens Ruhe und Ordnung. Sie ließ durch die Nationalgardisten, die Lafayette zum Nachsetzen bestellt hatte, allen Beamten anbefehlen, die Entführung des Königs (so nannte man aus Schonung dessen Flucht) zu hindern; sie ermahnte das Volk zur Ruhe und hielt das Toben der Republikanisch-Gesinnten in Schranken. Der König hatte seinen Ministern den Befehl hinterlassen, sie sollten ihm das

das Staatssiegel zusenden, sobald er dasselbe würde abfordern lassen, und keine Ausfertigung in seinem Namen unterschreiben, bevor sie nicht seine ferneren Befehle erhalten hätten: wahrscheinlich hatte er damit gemeint, daß seine Flucht Störungen und Stockungen im Gange der Staatsangelegenheiten und damit Verlangen und Sehnsucht nach ihm hervorbringen würde. Die Nationalversammlung aber, die jetzt die ausübende Gewalt ihrem ganzen Umfange nach übernahm, beschied die Minister vor ihre Schranken, verpflichtete sie insgesammt, von ihr Befehle anzunehmen und befahl insbesondere dem Siegelbewahrer, das Staatssiegel abzuliefern, dem Justizminister, dasselbe jedem ihrer Beschlüsse aufzudrücken, dem Finanzminister, über den Bestand des Staatsschatzes Auskunft zu geben, dem Kriegsminister, die Armee zu verstärken und die Grenzorte in Vertheidigungsstand zu setzen, und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den fremden Mächten die friedfertigen Gesinnungen der Nationalversammlung zu erklären. Auch sendete sie Abgeordnete an die Linientruppen, um sich ihrer zu versichern.

Der König hatte eine „Erklärung an alle Franzosen" (datirt vom 20. Juni) zurückgelassen. In derselben beklagte er sich über die Ereignisse seit dem Anfange der Revolution und über die Kränkungen und Beeinträchtigungen, die er erlitten, protestirte gegen alles, was er bisher genehmigt und nur darum genehmigt hätte, weil er, unter Zwang gehalten, es nicht hätte abschlagen können, und schloß mit der Versicherung: „er werde zurückkehren,

so=

sobald durch eine freiwillig von ihm angenommene Verfassung die Religion in Achtung gekommen, die Regierungsform festgesetzt, eines Jeden Person und Eigenthum gesichert, den Uebertretungen der Gesetze gesteuert und die Freiheit auf feste Grundlagen erbaut sein würde." Diese Erklärung, durch den Intendanten der Civilliste, de la Porte, der Nationalversammlung übergeben, ließ über die wahren Gesinnungen des Königs und über sein Wollen und Streben, die Revolution rückgängig zu machen, keinen Zweifel übrig. Dennoch ließ die Nationalversammlung, um den König zu schonen, bekannt machen: „ihm sei vor seiner Entführung jene Erklärung abgenöthigt worden." Aber zugleich setzte sie auch, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und sich zu behaupten, hinzu: „was die Revolution geleistet habe, sei nothwendig und heilbringend, und alle Franzosen möchten sich vereinigen, die Nationalversammlung in Ansehen zu erhalten, Gewaltthätigkeiten zu hindern, die Bezahlung der Auflagen und den Umlauf des Getreides zu fördern, und die Sicherheit der Person und des Eigenthums überall aufrecht zu erhalten." — Noch war sie mit dieser Gegenschrift beschäftigt, als plötzlich (am 22. Juni Abends 10 Uhr) zwei Eilboten vor ihr erschienen mit der Nachricht: „Der König sei angehalten und gefangen!" — Kaum konnte man es glauben, und doch war es gegründet!

Glücklich hatte der König am 21. Juni Abends halb acht Uhr St. Menehould erreicht. Aber hier wurde er sein eigener Verräther! Schon nach Ueberwindung der

 ersten

ersten Schwierigkeiten hatte er sich ängstlicher Besorgnisse entschlagen, und je weiter er sich von Paris entfernte, desto mehr hielt er sich vor Gefahren geborgen: er blickte unvorsichtig aus dem Wagen, stieg an einigen Poststationen aus, und unterhielt sich mit den Leuten, die er daselbst antraf. Anfangs geschah dieß ohne nachtheiligen Erfolg. Doch als er auch zu St. Menehould aus dem Kutschfenster blickte und zur Beschleunigung der Abreise trieb, fiel dem Postmeister Drouet die Aehnlichkeit des Gesichtes, das er sah, mit dem auf Münzen und Assignaten ausgeprägten Bildnisse des Königs auf. Er schöpfte Verdacht, ahnete die Bedeutung des Kommens und Gehens der aufgestellten Reiterposten, und voll glühendes Eifers für die Revolution, glaubte er den Fluchtplan des Königs vereiteln zu müssen. Zwar ließ er den König von St. Menehould, wo er für den Augenblick nicht im Stande war, ihn aufzuhalten, abfahren; aber gleich darauf hielt er die Bürgersoldaten, die Husaren und Dragoner, die dem Könige folgen wollten, zurück und sprengte, von einem Freunde begleitet, auf Fußpfaden nach Varennes. Nachts nach 11 Uhr traf er, fast gleichzeitig mit dem Könige, daselbst ein. Sogleich setzte er durch seine Anzeige die Stadt in Bewegung, verrammelte durch Umstürzen eines bepackten Wagens die Brücke, über welche der Weg nach Montmedy geht, forderte von dem Könige, als dieser abreisen wollte, den Paß und nöthigte ihn, unter dem Vorwande einer nähern Untersuchung des Passes, auszusteigen. So kam der König in das Haus

des

des Gemeindevorstehers Sauce. Dieser erklärte ihm: „man habe ihn erkannt und er müsse nach Paris zurückkehren." Aeusserst betroffen über diese Erklärung konnte sich Ludwig XVI. nicht länger verstellen; aber statt als König Unterwürfigkeit von seinen Unterthanen zu fordern und, falls ihm diese verweigert würde, die in Varennes befindlichen Soldaten zu seinem Schutze aufzufordern, verschwendete er unnütze, ihn herabwürdigende Bitten; ja er umarmte den Sauce und flehete ihn um Sicherheit für sich, für seine Gemahlin, für seine Kinder und Freunde. Die anwesenden Offiziere wollten ihn befreien; aber ihre Leute weigerten sich ihren Befehlen zu folgen, und immer größer wurde der Andrang der Bürgersoldaten, die, durch Eilboten und Sturmglocken aufgeregt, aus den benachbarten Orten vor der Wohnung des Gemeindevorstehers zusammenströmten. Sturmvoll verstrich die Nacht! Als nun am Morgen des 22. Juni die mit Verhaftbefehlen von Paris abgefertigten Nationalgardisten in Varennes eintrafen, und gleich darauf die Nachricht sich verbreitete, Bouillé sei mit dem Regimente Royal-Allemand in Anmarsch: so mußte sich der König bequemen, mit seiner Familie früh um 8 Uhr die Rückreise nach Paris anzutreten. Anderthalb Stunden nachher kam Bouillé vor Varennes an. Ein Befehl des Königs, sich zurückzuziehen, hielt ihn nicht auf; wohl aber die Vorkehrungen der Einwohner zu Varennes. Er konnte weder in die Stadt eindringen, noch auf andern Wegen den König einholen, kehrte daher nach Montmedy

rück und verließ wenige Tage nachher sein Heer und Frankreich.

Die Reise, die jetzt der König zu machen hatte, mußte die bittersten Empfindungen und traurigsten Besorgnisse in ihm erregen. Vereitelt war das Vorhaben, seinen Peinigern zu entkommen, vereitelt jede Hoffnung, die er klar oder dunkel an dieses Vorhaben geknüpft hatte; er mußte zurück zu dem Zwange, dem er hatte entfliehen wollen, und noch ärgere Verhöhnungen und Kränkungen, als die zeither erlittenen, droheten ihm bei seiner Rückkehr. Nur Widrigkeiten und Schrecknisse sah er am Ziele seiner Reise; und schon der Gang derselben war mit Widrigkeiten und Schrecknissen erfüllt.

Zu dem Wagen des Königs und dem der königlichen Kammerfrauen war noch ein dritter für den Postmeister Drouet und Andre, die zur Verhaftung des Königs vornehmlich beigetragen hatten, hinzugefügt, und dieser wie ein Triumphwagen mit grünem Laube geschmückt worden. Große Schaaren von Nationalgarden zu Fuß umgaben die drei Wagen, die darum langsam fahren mußten. Hitze und Staub quälte den König und seine Familie, noch mehr das wilde Geschrei und die rasende Ausgelassenheit eines tobenden Pöbels. Es war nicht anders, als würde ein Verbrecher eingebracht. Ohngefähr auf der Mitte des Weges, vor Epernay bei Chalons, erschienen die Abgeordneten, Barnave, Petion und Latour-Maubourg, welche die Nationalversammlung, auf die Nachricht von der Verhaftung des Königs,

nigs, demselben entgegengeschickt hatte. Sie traten herbei und lasen den Beschluß der Nationalversammlung vor, der sie zur Empfangnahme und Begleitung des Königs ermächtigte, und alle Begleiter desselben verpflichtete, ihren Befehlen zu gehorchen. Sie nahmen darauf Platz: Latour-Maubourg im Wagen der Kammerfrauen, Barnave und Petion im Wagen des Königs; jener zwischen dem König und der Königin, dieser zwischen der Schwester und Tochter des Königs: der Dauphin wurde bald von dem Einen, bald von dem Andern auf den Schoß genommen. Je näher der Zug der Hauptstadt kam, desto größer wurde er: eine unsägliche Menge von Nationalgardisten und Volk schloß sich ihm an. Endlich am vierten Tage, dem 25. Juni, Abends 7 Uhr, gelangte er nach Paris. Ein unermeßliches Gedränge war daselbst auf den Straßen und vor dem Schlosse, doch mehr aus Neugier, als aus Meuterei. Das Gebot der Nationalversammlung, Ruhe zu halten, wurde beachtet: nur durch düsteres Schweigen beim Anblick des Königs und durch helles Freudengeschrei beim Anblick des Triumphwagens gab das Volk seine Empfindungen zu erkennen.

Nach seiner Ankunft in Paris wurde der König streng bewacht, eine Zeitlang der Regierung entsetzt und von Abgeordneten der Nationalversammlung verhört. Er wies das Verhör zurück, gab aber die Erklärung: „er habe Frankreichs Grenzen nicht überschreiten, sondern nur in größerer Freiheit die öffentliche Meinung deutlich

er-

erkennen wollen; in der zurückgelassenen Denkschrift habe er nicht gegen die Grundsätze der neuen Verfassung, sondern nur gegen die Beschränkungen der ausübenden Macht, bei denen die neue Verfassung nicht bestehen könne, sich ausgesprochen; jetzt, da er die öffentliche Meinung habe kennen gelernt, trage er kein Bedenken, sich derselben zu unterwerfen und alles zu thun, was das allgemeine Wohl, der Gegenstand seiner Wünsche, von ihm verlangen könne." Aber diese Erklärung fand keinen Glauben; jene Denkschrift hatte seine wahren Gesinnungen verrathen und seine Stellung zur Nation verschlimmert. Zugleich hatte seine Flucht die Revolution weiter geführt, indem sie dem Gedanken Halt und Verbreitung gab, daß man auch ohne König leben könne. Das Geschrei der Jacobiner: „keinen König mehr!" fand daher einen bedeutenden Nachhall. Nur der Widerstreit unter den Wortführern und das Streben der Nationalversammlung, die neue Verfassung, die an das Königthum geknüpft war, zu Stande zu bringen, erhielt noch auf kurze Zeit das Dasein des Königs und den Schatten seiner Regierung.

VI.

Revolutionsgräuel im September 1792.

Mit schrecklichen Gräueln ist die französische Revolution erfüllt. Schon am Anfange derselben, bei der

Ein-

Einnahme der Bastille, traten solche hervor, noch mehrere am 5. und 6. Oct. 1789 beim Eindringen in das Schloß zu Versailles, dann am 20. Juni und 10. Aug. 1792 bei Erstürmung der Tuilerien; aber am wildesten und furchtbarsten in den ersten Tagen des Septembers 1792: — ein schreckliches Zeichen, wie Gräuelthaten Gräuelthaten erzeugen und die späteren furchtbarer werden, als die früheren, bis sie sich nicht überbieten können, und das Böse sich selbst erschöpft.

Gestürzt war am 10. Aug. 1792 das Königthum, gefangen der König; aber sein Anhang war noch in Paris vorhanden, und leicht konnte er sich, wenn gleich jetzt niedergedrückt, wieder erheben und den Oestreichern und Preußen, die eben damals mit den Heeren der Ausgewanderten über die Grenzen Frankreichs drangen, die Hand bieten. Die Vernichtung dieses Anhangs schien deshalb den Jacobinern nothwendig und darum gerechtfertigt. Nur dann, behaupteten sie, könne mit glücklichem Erfolge gegen auswärtige Feinde gekämpft werden, wenn man zuerst der einheimischen sich entledigt habe; nur dann könne die Republik emporkommen, wenn alles, was ihr entgegenstehe, vernichtet würde. In den Augenblicken der Gefahr sei es nicht möglich, das Staatswohl zu sichern, ohne die Rechte einzelner Bürger zu verletzen. Man müsse also die Vertrauten des Königs, die Vertheidiger desselben am 10. Aug., die unbeeidigten Priester, die Freunde des constitutionellen Königthums, kurz alle, über welche der 10. Aug. gesiegt hatte, als Verdächtige ein-

einziehen und ausrotten. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß beim Erfassen dieses Gedankens auch Raublust, Rachgier, Herrschsucht und andre Triebfedern dieser Art mitwirkten *); gleichwohl läßt sich behaupten, daß er nicht sowohl aus Böswilligkeit oder Verruchtheit Einzelner, als aus dem Gange der Begriffe und Begebenheiten hervorging.

Am 26. Aug., als die Nachricht von der Uebergabe Longwy's an die Preußen in Paris anlangte, brachte Danton, damals Justizminister, im Bürgerrathe zum Vorschlage, man müsse alle Verdächtigen entwaffnen und verhaften und dazu Haussuchungen veranstalten. Der Bürgerrath erfaßte diesen Vorschlag und von einem seiner Ausschüsse, dem bewaffneter Pöbel zur Seite stand, wurden vom Abend des 29. Aug. bis zum Abend des 1. Sept. gewaltsame Haussuchungen vollzogen und viele Tausende, die man als Verdächtige bezeichnet hatte, in die Gefängnisse gebracht. Doch dabei blieb es nicht! Die Verhafteten, sagte man, wären zu fürchten, so lange sie lebten; sie könnten losbrechen, oder von ihren Verwandten und Freunden in Freiheit gesetzt werden, vorzüglich jetzt, da, wie das Gerücht meldete, Verdun gefallen sei, und die Feinde, schon auf dem Wege nach Chalons, in drei Tagen Paris erreichen könnten. Unter solchen Umständen hielt

*) Solchen Triebfedern schreibt Madame Roland („Erinnerungen aus ihrem Leben," in den Zeitgenossen. Leipz. 1821. Num. IV, S. 75) die Septembergräuel zu.

hielt Danton die Niedermetzlung der Gefangenen für nothwendig, und was er mehr andeutete als aussprach, wurde von dem Ausschusse des Bürgerraths, an dessen Spitze ein Marat stand, belobt und befördert. Sogleich wurden Verabredungen getroffen und Mörderbanden, die der gräßliche Maillard anführen sollte, zur Vollziehung des Mordens gedungen.

Am 2. Sept. ließ der Bürgerrath die Barrieren sperren, die Sturmglocke läuten, die Lärmkanone lösen und alle marschfähigen Einwohner auffordern, sich auf dem Marsfelde zu versammeln, um sich zum Krieg gegen Preußen, Oestreicher und Ausgewanderte zu ordnen und zu rüsten. Während nun ein Theil der Nationalgarde an den Barrieren, ein andrer Theil der wehrhaften Einwohner auf dem Marsfelde war, begann das gräßliche Morden, das Maillard leitete. Er wendete es zuerst gegen die widerspenstigen Priester, von denen man eben vier und zwanzig aus dem Stadthause nach der Abtei St. Germain in Wagen brachte. Als sie dort angekommen waren, wurden sie von der Mörderbande aus dem Wagen gerissen und ermordet. Von der Abtei zog Maillard zu dem Karmeliterkloster, wo gegen zweihundert Priester hingeschlachtet wurden, dann wieder zurück zur Abtei, um dort gegen die übrigen Gefangenen auf gleiche Weise zu verfahren. An den folgenden Tagen wüthete er in den übrigen Gefängnissen zu Paris, im Chatelet, in la Force, in der Conciergerie, bei den Bernhardinern, zu St. Firmin, in der Salpetrière und im Bicêtre. Fünf

Tage

Tage lang dauerte dieses Morden; Paris sah demselben schweigend zu, der Bürgerrath betrieb es, die Nationalversammlung zeigte mehr Billigung als Mißbilligung desselben, und weder der Minister Roland noch irgend ein Menschenfreund konnte demselben Einhalt thun. Erst als die Mörder selbst ermüdeten und von den Gefangenen nur wenige übrig waren, ließ es nach. Doch fielen auch nach dem 7. Sept. noch Mordthaten vor. — Eine umständliche Schilderung derselben würde mehr empörend als belehrend sein. Es sei genug, das Grausenhafte derselben an einigen Thatsachen anschaulich zu machen.

Als Maillard mit seinen Banden in die Abtei zurückgekehrt war, um dort neue Blutthaten zu vollziehen, kam man überein, eine Art von Gericht aufzustellen, das, nach Angabe der Verhaftungsregister, über die Gefangenen entscheiden und Maillard zum Vorsitzenden haben sollte. Dieser setzte sich daher mit einigen Andern im Hofe der Abtei an einen Tisch, der mit Weinflaschen, Gläsern, Tabakspfeifen, Papieren und Schreibzeugen bedeckt und von angezündeten Fackeln (es war Nacht!) beleuchtet war. Darauf ließ er durch seine Mordgesellen die Gefangenen herbeiholen und stellte andre ausserhalb des Gefängnißthores, um dort durch sie den ausgesprochenen Blutbefehl vollziehen zu lassen. War ein Gefangener vorgeführt, so fragte er nach dessen Namen, richtete noch einige andre Fragen nach Maßgabe der Verhaftungsregister an ihn und sprach dann zu den Mordgesellen, die den Gefangenen hielten, „bringt den Herrn nach la Force," oder

„laßt

„laßt ihn los!" Das war das verabredete Zeichen zur Ermordung. Sobald nun der Gefangene vor das Gefängnißthor geschleppt worden war, wurde er niedergehauen, und während sein Jammergeschrei ertönte, erhoben die Mörder mit schrecklichem Gebrülle den Ruf: „Hoch lebe die Nation!" Nur Wenige fanden Gnade, und nur nach wilden Drohungen und unmenschlichen Mißhandlungen. So wurde der Gouverneur der Invaliden Sombreuil am Leben gelassen, weil seine Tochter, die für ihn bat, sich entschließen konnte, von dem Menschenblute, das die Mörder als Aristokratenblut ihr darreichten, zu trinken; so der Greis Cazotte, weil seine Tochter sich nicht von ihm trennen ließ und das Volk, dadurch gerührt, für ihn bat. Ueberhaupt kamen auch hier Fälle vor, wo neben der wildesten Barbarei Gefühle menschlicher Theilnahme sich zeigten.

Unter den Tausenden, welche in diesen Tagen einen schrecklichen Tod erlitten, befand sich die Prinzessin Lamballe, die innigste Freundin der Königin Marie Antoinette, und deshalb am 18. Aug. von ihr getrennt und aus dem Temple nach la Force gebracht. Am 8. Sept. früh 8 Uhr drangen einige der Mordgesellen in ihr Gefängniß und nöthigten sie, von ihrem Lager aufzustehen und mit ihnen vor das Gericht zu treten, das vor dem Gefängniß auf offener Straße gehalten wurde. Als sie die bluttriefenden Mörder mit gezückten Säbeln erblickte und das Jammergeschrei derer hörte, die man umbrachte, sank sie in Ohnmacht. Doch kam sie wieder zur Besinnung

nung und konnte ein Verhör aushalten, das folgende Fragen und Antworten enthielt: „Wie heißen Sie?" Marie Louise von Savoyen, Prinzessin von Lamballe. — „Welche Stelle hatten Sie am Hofe?" Ich war Oberaufseherin des Hofstaates der Königin. — „Hatten Sie Kenntniß von der Verschwörung des Hofes am 10. August?" Ich weiß nicht, ob am 10. Aug. eine Verschwörung vorhanden war; aber ich weiß wohl, daß mir nichts davon bekannt ist. — „Schwören Sie Freiheit und Gleichheit zu lieben und den König und die Königin und das Königthum zu hassen?" Das Erste will ich; aber das Zweite kann ich nicht: es ist meinem Herzen entgegen. Ein Nahestehender, der sie retten wollte, flüsterte ihr zu: „Schwören Sie!" Doch die Prinzessin gab keine weitere Antwort, und der Vorsitzende rief: „Bringt Madame nach der Abtei!" — was hier so viel hieß als in der Abtei: „bringt ihn nach la Force." Sogleich wurde sie ergriffen und fortgezogen. Ein Säbelhieb traf sie in den Hinterkopf, ein zweiter streckte sie zu Boden. Und nun fielen die Mörder wie Kannibalen über den Leichnam her, verhöhnten, verstümmelten, zerrissen ihn, theilten die Stücke unter sich und trugen sie in der Stadt umher. Den Kopf, sagten sie, müsse man zu den Füßen des Thrones niederlegen. Sie trugen ihn daher auf eine Stange nach dem Temple und hielten ihn zum Fenster empor, damit ihn die Königin sehen sollte. Diese sank in Ohnmacht, als sie hörte, was vorging. Hierauf trugen die Mörder den Kopf nach dem Palais Royal und zeigten ihn dem Her-

zog von Orleans, der mit der Prinzessin nahe verwandt und Erbe ihres Vermögens war. Der Herzog äusserte Gleichgiltigkeit bei diesem Anblicke; doch sprach er kein Wort, sei es, daß ein Gefühl der Menschlichkeit oder eine Ahnung seines Schicksales ihn ergriff.

Am ärgsten tobte das Morden im Bicêtre. In diesem Gefängnisse, in welchem vier- bis fünftausend Gefangene waren, konnten die Mörder mit Picken, Säbeln und Flinten nicht bald genug fertig werden, oder die Gefangenen vereinigten sich zur Gegenwehr. Man führte also Kanonen herbei und schoß mit Kartätschen unter sie, und als einige derselben in die Keller flüchteten, füllte man diese mit Wasser, bis die Gefangenen ersäuft waren.

Die Zahl der Ermordeten läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Man schätzt sie auf zwölftausend *). Auch blieb das Morden nicht auf die Hauptstadt beschränkt, sondern verbreitete sich über mehrere Städte Frankreichs, da der pariser Bürgerrath durch Umlaufschreiben vom 2. Sept. diese dazu auffordern ließ. Namentlich wurden am 10. Sept. zu Versailles gräßliche Mordthaten verübt.

Als ein Gegenstück zur Bartholomäusnacht, die nach Sully's Angabe 70,000 Menschen das Leben kostete **), läßt sich dieses Morden betrachten. Wie dort auf Befehl des Hofes die ärgsten Missethaten verübt wurden,

*) Nach einer Berechnung bei Thiers Th. IV, S. 229 betrug sie 12,847. —

**) Memoires de Sully. à Paris 1814. Tom. I, pag. 54.

den, so hier auf Veranstaltung der Volksführer; wie dort religiöser Fanatismus obwaltete, so hier politischer. Wie dort glaubte man auch hier durch Schrecken und Blutvergießen erreichen zu können, was man wünschte; und so wurden hier wie dort die wildesten Leidenschaften aufgeregt, alle gesetzlichen Schranken niedergerissen und die schrecklichsten Frevel als heilsame Handlungen geschildert. Aber wie dort zeigt sich auch hier, daß auf dem Wege der Missethat kein Segen reift und daß die Zerrüttung sittlicher Ordnung sich selbst an denen rächt, die sie veranlaßt haben. Katharina von Medici, Karl IX. und sein Bruder Heinrich III., die Hauptanführer der Bartholomäusnacht starben eines qualvollen Todes, und die meisten derer, von denen die Septembergräuel ausgegangen waren, kamen bald nach denselben durch eben die gewaltsamen Mittel um, die sie zur Förderung ihrer Begriffe und Plane aufgeregt hatten.

Aber seit der Bartholomäusnacht war die Menschheit um zwei Jahrhunderte älter geworden; Aufklärung und Gesittung hatte zugenommen; die Franzosen waren zu dem Rufe vielseitiger Bildung, feiner Sitten und anmuthiger Geselligkeit gelangt. Woher also, kann man fragen, woher kamen solche Gräuel am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, das man ein Jahrhundert der Aufklärung nannte?

Die erste Ursache dieser Gräuel lag in der Revolution selbst; freilich nicht in den vernunftmäßigen Ideen, von denen sie ausging, aber in der Ueberspannung dieser

Ideen und in dem Getriebe wilder Leidenschaftlichkeit, das sie anregte. Jede gewaltsame Umwälzung der bestehenden Ordnung führt Stürme und Ausschweifungen mit sich; die Köpfe werden erhitzt, die Begierden entflammt, Feindseligkeiten angeregt und die Schranken niedergerissen, welche sonst Leidenschaften und Verbrechen zurückhalten. Nun tritt der Abschaum des Volkes hervor ohne Scheu vor Gesetz und Obrigkeit, sich freuend, durchsetzen zu können, was er will, und Rache nehmen zu können an denen, von denen er vorher bedrückt wurde, ja er wird von den Parteihäuptern um so mehr aufgeregt, je mehr diese durch ihn ihre Absichten erreichen zu können meinen. Selbst rechtliche Menschen lassen sich, wenn feste Grundsätze ihnen fehlen, im leidenschaftlichen Zustande zu Rohheiten in Wort und That hinreißen; wie viel mehr verwegene, überspannte, wildaufbrausende. Unter dem Vorwande das Staatswohl zu sichern, vergießen sie Blut; und je mehr Blut vergossen wird, desto mehr wird das Volk gegen Blutvergießen gleichgiltig, desto mehr erhitzt es sich bis zur Raserei, desto mehr wird es alles Schrecklichen fähig. So ist es bei jeder Volksrevolution, und so war es auch bei der französichen Revolution!

Ein zweiter Grund ihrer Gräuel lag in dem von ihr angeregten Parteigeiste. Blinder Parteigeist, der nur in den Ansichten und Begriffen, die er vertritt, das Wahre und Rechte findet und eher alles niederreißt und vernichtet, als daß er seine Ansichten und Begriffe aufgibt oder von ihrer Durchführung abläßt, ist jedes Unrechts, jeder

Ge-

Gewaltthat, jeder Unmenschlichkeit fähig. Von solchem Parteigeiste aber waren wie die Gründer der französischen Republik, so auch die Gegner derselben, bald Royalisten, bald Aristokraten genannt, befangen. Denn wie jene das Aufkommen und Fortkommen der Republik zu befördern suchten, so suchten diese das Alte zu schützen und festzuhalten. Hierzu schien es ihnen nöthig, auf Uebertreibungen hinzuwirken, das Volk zu Ausschweifungen aufzureizen und alles in größtmöglichste Verworrenheit zu stürzen; denn so, meinten sie, müsse die Revolution verhaßt und der vorige Zustand wünschenswerth werden, so die Frechheit die Freiheit zerstören, so das Uebermaß des Bösen das Gute (sie meinten das Alte) zurückführen. Ihr Parteigeist trieb daher wie der Parteigeist der Revolutionsmänner zu Gräuelthaten und rechtfertigte gleichsam das Verfahren der letzteren.

Endlich lag ein dritter Grund der Revolutionsgräuel in dem Charakter der Franzosen. Bei einem so reizbaren Volke, als die Franzosen, das leicht jedem Eindrucke sich hingibt, durch gegenseitige Mittheilung zum Zorn wie zum Mitleiden leicht aufgeregt wird, und mit dem ihm eignen Ungestüm alles vergrößert, konnte leicht eine leidenschaftliche Wallung entstehen, die es von feiner Sitte zum wilden Toben und von diesem zu Gräuelthaten hinführte. Dazu kam, daß seit einem Jahrhundert die Achtung vor dem Throne und Altare oder vor Obrigkeit und Religion unter diesem Volke darnieder gesunken war. Wo gab es

also

also für dasselbe ein Zügel, der es in Schranken halten konnte?

VII.

Die Hinrichtung Ludwigs XVI.

Zu den Revolutionsgräueln, die den erschütterndsten Eindruck erregen, gehört vorzüglich das Verfahren gegen Ludwig XVI., das eine Verletzung aller Grundsätze des Rechts und aller Pflichten der Menschlichkeit war, und nur aus dem Toben der Revolution und aus dem Zusammenwirken des Fanatismus, den sie erregte, und des Widerstandes, der ihr entgegengestellt wurde, sich erklären läßt.

Schon seit dem Anfange der Revolution hatte Ludwig XVI. viel Widriges und Schreckhaftes ertragen müssen, namentlich zu Versailles am 5. u. 6. Oct. 1789, dann bei Vereitelung seiner Flucht (im Juni 1791) und durch den Einbruch des Pöbels in seinen Palast (20. Juni 1792); aber noch weit Aergeres war ihm beschieden, als er bei dem Pöbelaufstand am 10. Aug. mit seiner Familie (d. i. seiner Gemahlin, seiner Schwester, seiner Tochter und seinem Sohne) in die Nationalversammlung geflohen und von dieser (am 13. Aug.) als Gefangener in den Tempel gebracht worden war. Von nun an blieb ihm nichts mehr vom königlichen Glanze; er wurde als Verbrecher behandelt, und dieß mit einem Argwohn, als könnte er noch immer dem Staate gefährlich werden, und mit einer Verächtlichkeit, als sollte der Hohn über seinen

Sturz und der Haß gegen das Königthum, der damals geflissentlich in Frankreich verbreitet wurde, recht öffentlich zur Schau getragen werden.

Die Oberaufsicht über seine Bewachung führten der Maire von Paris und der Oberbefehlshaber der Bürgermiliz, die täglich wenigstens einmal nach ihm sehen mußten; zwölf Abgeordnete des Bürgerrathes waren stets in dem Tempel anwesend, um über seine Bewachung und Bedürfnisse Anordnung zu treffen; Bürgerwachen, die binnen vier und zwanzig Stunden dreimal (Vormittags 9 Uhr, Nachmittags 5 Uhr und Mitternachts 12 Uhr) abgelöset wurden, waren ihm und seiner Familie stets zur Seite. Niemand durfte mit ihm reden, auch die Wächter nicht; was er brauchte, erhielt er durch die zwölf Abgeordneten oder erhielt es gar nicht; von allen seinen vormaligen Dienern ward es nur dem Clery (vormals des Dauphin's Kammerdiener) erlaubt, ihm und den Seinigen zu Diensten zu sein *). Dieß alles ertrug der König ohne Widerstreben mit der Fügsamkeit eines geduldig Leidenden. Gewöhnlich stand er früh um 6 Uhr auf, rasirte sich und beschäftigte sich mit Beten und Lesen. Um 9 Uhr kam seine Familie zu ihm, mit ihm zu frühstücken, dann

*) Derselbe Clery hat in dem Journal de ce, qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. à Londres 1798, Ludwigs Leiden und Benehmen in den vier letzten Monaten seines Lebens mit tiefer Ehrerbietung gegen ihn geschildert; aber auch aus dieser Schilderung ergibt sich, wie sehr es dem Könige an Kraft fehlte, seine Würde und Rechte zu behaupten, und wie leicht er sich kleinlichen Pfiffen hingab.

dann begab er sich um 10 Uhr in das Zimmer der Königin, wo er seinem Sohne Unterricht in der Geographie ertheilte, oder ihm Stellen aus Racine und Corneille zum Lernen aufgab, während die Königin sich mit dem Unterrichte der Tochter beschäftigte, oder mit ihrer Schwägerin an einer Stickerei arbeitete. Von 1 bis 2 Uhr durfte sich die königliche Familie im Garten ergehen, aber umgeben von Wachen. Um 2 Uhr wurde zum Mittage gegessen. Nach der Mahlzeit spielte der König mit der Königin Picket oder Trictrac; dann überließ er sich dem Schlummer. War er wieder erwacht, so unterhielt er sich mit den Seinigen durch Lesen, bis um 9 Uhr zur Nacht gespeist wurde *), worauf er wieder in sein Zimmer ging und die Stunden bis Mitternacht lesend zubrachte. Vorzüglich waren es die Werke von Hume, Montesquieu, Tasso und Thomas von Kempten, mit denen er sich beschäftigte. Weit härter, als anfangs, wurde er behandelt, seitdem der National-Convent versammelt war. Nun entzog man ihm die 2000 Franken, die man ihm anfangs zu kleinen Ausgaben verwilligt hatte; man nahm ihm Papier, Tinte, Federn und Bleistifte, dann alle Messer und Scheeren, selbst die Brenneisen zum Haarputz; man erschwerte ihm das Zusammensein mit seiner Familie und trennte ihn seit dem 11. Dec. gänzlich von derselben.

Inzwischen hatte der National-Convent den Prozeß gegen

*) Ueber des Königs allzugroße Eßlust klagte selbst die Königin. s. Mémoires de Madame Campan Tom. II. p. 258.

gegen ihn eingeleitet. Gern hätten die wüthigsten unter den Jacobinern ihn gleich nach seiner Gefangennehmung zum Blutgerüste geführt: sie behaupteten, ihm den Proceß machen, heiße die Wahrheit seiner Verbrechen und die Rechtmäßigkeit der Republik in Zweifel ziehen; sie fürchteten, daß bei einem Prozeß Mitleiden mit ihm und jede Intrigue Raum gewinnen könne; sie meinten, es gebe zur Sicherung der Republik kein Mittel als der Tod des Königs. Aber sowohl die besseren Bürger zu Paris und der ganze Mittelstand Frankreichs, als auch die meisten Mitglieder im National=Convent waren gegen die Hinrichtung des Königs. Die Einen erinnerten an sein Wohlwollen, an das Gute, das er in den ersten Jahren seiner Regierung gewirkt, an die Nachgiebigkeit, die er gegen den Volkswillen bewiesen habe; die Anderen behaupteten: er könne nicht gerichtet werden, da in der neuen Verfassung ihm Unverletzbarkeit zuerkannt und kein Gesetz zu seiner Bestrafung vorhanden sei; am wenigsten könne er vom National=Convent gerichtet werden, da dieser nicht zugleich Kläger und Richter vorstellen könne. Vorzüglich waren die Girondisten, die erst zur Thronentsetzung des Königs thätigst mitgewirkt hatten, jetzt für Schonung des Königs, theils aus menschlichem Gefühle, theils aus politischen Gründen. Aber durch solche Vorstellungen ließen sich die Feinde des Königs bei ihrer furchtbaren Entschlossenheit nicht aufhalten. Um ihr Vorhaben durchzusetzen, suchten sie das Volk aufs neue gegen ihn zu erbittern. „Ludwig," sagten sie, „sei der ärgste

Feind

Feind der Franzosen, ein Volksverräther, ein Meineidiger; wie er vorher Verschwörungen gegen das Volk und dessen Freiheit angesponnen habe, so spinne er noch jetzt in seinem Gefängnisse Verschwörungen an; es bedürfe eines großen Beispiels, und etwas Heilsames sei es, einen König zu verhören und zur Hinrichtung zu führen." Gleichwohl vereinigte sich der National-Convent erst nach langem Streite, bei welchem dem Könige die Unverletzbarkeit abgesprochen wurde, am 3. Dec. zu dem Beschlusse, daß Ludwig XVI. gerichtet und zwar von dem National-Convente gerichtet werden solle. Darauf übertrug er einem Ausschusse von 21 seiner Mitglieder, alle Papiere, welche theils bei den Ministern Ludwigs, theils in dessen Schreibtische, theils in einem eisernen Schranke in den Tuilerien gefunden worden waren, zu prüfen und zu ordnen, um darauf die Anklage Ludwigs zu begründen. Diese Arbeit wurde mit flüchtiger Eile in wenig Tagen zu Stande gebracht, worauf schon am 10. Dec. „eine Darstellung der Verbrechen Ludwig Capet's" dem National-Convente vorgelegt wurde, und dieser am 11. Dec. den König herbeiführen ließ, damit er die Ablesung der Anklagsacte anhören und die Fragen des Präsidenten beantworten sollte.

Der König war eben schmerzhaft ergriffen, weil man wenige Stunden vorher seinen Sohn ihm entrissen hatte, als Mittags um 1 Uhr der Maire mit mehreren Andern vor ihm erschien und ihm anzeigte: der National-Convent habe beschlossen, „Ludwig Capet solle vor den Schranken

erschei-

erscheinen." Durch seinen Kammerdiener schon bekannt mit diesem Beschlusse, zeigte er nur Unwillen über den ihm beigelegten Namen Ludwig Capet, „den er nie geführt habe," und erklärte dann: „er wolle dem Maire folgen, nicht um dem National-Convent zu gehorchen, sondern weil seine Feinde die Macht in Händen hätten." In einem Wagen, in welchem der Maire mit zwei Mitgliedern des Bürgerrathes sich zu ihm setzten, wurde er, umgeben von 600 Bewaffneten und mitten zwischen den Reihen Bewaffneter, die in den Straßen aufgestellt waren, nach dem Sitzungssaale des Convents hingeführt. Als er vor demselben angekommen war, ließ man ihn in einem Nebenzimmer die Befehle des National-Convents erwarten, und der Präsident Barrère ermahnte die Versammlung, während des Verhörs ein tiefes Stillschweigen zu beobachten.

Gegen drei Uhr wurde der König vor die Schranken gebracht. Der Maire, einige Mitglieder des Bürgerrathes und Officiere standen ihm zur Seite. Schauerliche Stille herrschte im Saale; alle Augen waren auf ihn gerichtet. In einen braunen Ueberrock gekleidet, mit dem Hute in der Hand stand er da; sein ganzes Wesen zeigte Gemüthsruhe. Er hatte im Hofleben gelernt, seine Empfindungen niederzukämpfen, so daß er, wie vieles er auch duldete und wie vieles er auch fürchtete, in keine Klagen sich ergoß.

Erst nach einer Pause redete ihn der Präsident mit folgenden Worten einer schneidenden Kälte an: „Ludwig,

„das

„das französische Volk klagt Sie an. Der National-
„Convent hat den 3. Dec. beschlossen, daß Sie an dem heu-
„tigen Tage vor seine Schranken geführt und befragt wer-
„den sollen. Man wird Ihnen die Anklagsacte vorlesen.
„Ludwig, setzen Sie sich!" Der König setzte sich und die
Anklage wurde vorgelesen. Dem Wesentlichen nach be-
stand sie darin: „Ludwig habe als ein Tyrann, Volks-
verräther und Meineidiger gehandelt; habe gestrebt die
Freiheit aufzuhalten und zu vernichten, habe seit dem
Ausbruche der Revolution alle seine Schritte dahin gerich-
tet, den Despotismus wieder an sich zu reißen und alles,
was sich ihm widersetzen möchte, aus dem Wege zu
räumen. Dazu habe er die Freunde der Revolution
durch Bestechungen an sich zu locken gesucht, die Feinde
derselben im Innern geschützt, die Ausgewanderten mit
Geld unterstützt, die Verbindungen der auswärtigen
Mächte gefördert, mit ihnen im Einverständnisse gestan-
den und die Streitkräfte Frankreichs oder dessen Truppen,
Festungen und Flotten in Verfall kommen lassen." Ohne
allen Grund waren diese Anklagen nicht; denn Ludwig
hatte auf vielfache Weise die Revolution zu unterdrücken
und seine angestammte Macht wiederherzustellen gesucht*);
aber

*) Sowohl aus den Mémoires de Madame Campan Tom. II. p. 288. als auch aus den Mémoires tirés des papiers d'un homme d'etat etc. Paris 1829. Tom. II. wird es deutlich, daß Ludwig XVI. auf die Hilfe der auswärtigen Mächte baute, mit ihnen einen geheimen Briefwechsel unterhielt und es mit seiner Genehmigung der Beschlüsse der Nationalversammlung nicht ernstlich meinte. Namentlich ergibt sich dieß aus einem im letztgenannten Werke ab-

aber dieß ließ sich entschuldigen durch die Kränkungen, die er täglich erfuhr, und durch das dem Menschen natürliche Verlangen, zu behaupten, was man besitzt. Auch waren in der gegen ihn gerichteten Anklage die Thatsachen, Zeitbestimmungen und Personen so durch einander gemischt und die Klagpunkte so wenig erwiesen und doch so zuversichtlich aufgestellt, daß es deutlich ist, man verlangte weniger nach Rechtsgründen als nach seinem Tode, und stellte den Proceß bloß an, um den Schein eines rechtlichen Verfahrens zu beobachten.

Nach Ablesung der Anklage wiederholte der Präsident die einzelnen Punkte und fragte bei jedem derselben den König: „Was haben Sie hierauf zu antworten?" Ludwig XVI. beantwortete diese Fragen im Bewußtsein guter Absichten, ohne leidenschaftliche Aufwallung, mit klarer Besonnenheit und fester Stimme. Nur einmal, als der Präsident bemerkte: „Sie ließen am 10. August das Blut der Franzosen vergießen," erwiderte er mit dem Ausdrucke des bittersten Unwillens: „Nein, mein Herr, nicht ich ließ es vergießen!" Am Schlusse dieses Verhörs verlangte er eine Abschrift der Anklage, die Mittheilung der dazu gehörigen Schriften und einen Beistand zu seiner Vertheidigung, ferner Papier, Tinte und Federn, um selbst an seiner Vertheidigung arbeiten zu können. Ehe noch von dem Convente in dieß Verlangen gewilliget

wurde,

gedruckten Schreiben, das Ludwig XVI. unter dem 5. Dec. 1790. an die auswärtigen Monarchen richtete.

wurde, was erst nach einem wilden Streite geschah, wurde ihm von dem Präsidenten erlaubt, sich wegzubegeben. Er wurde hierauf nach zweistündigem Verhöre in ein Nebenzimmer geführt, dann auf eben die Art, wie man ihn herbeigeholt hatte, in sein Gefängniß zurückgebracht. Um halb sieben Uhr kam er daselbst an und wollte sogleich in das Zimmer seiner Gemahlin gehen. Aber das wurde ihm verwehrt, denn der Bürgerrath hatte in seiner Abwesenheit verordnet, daß er während seines Processes von seiner Gemahlin getrennt bleiben sollte. Nur seine Kinder sollten, so oft er sie verlangte, zu ihm gelassen werden.

Am andern Tage (dem 12. Dec.), als ihm von Seiten des National-Convents gemeldet worden war, er könne sich rechtlichen Beistand wählen, berief er die Rechtsgelehrten Target und Tronchet zu sich. Letztrer folgte dem Rufe; erstrer lehnte ihn ab. Dagegen erbot sich Malesherbes, einst Ludwigs Minister und von ihm in Ungnade entlassen, unaufgefordert zu seinem Beistand. „Ich wurde," schrieb der redliche Greis an den Präsidenten des Convents, „zweimal in den Staatsrath „dessen, der mein Herr war, berufen, zu einer Zeit, wo „mein Amt der Gegenstand des Ehrgeizes Aller war; „jetzt fühle ich mich demselben zum Dienste verpflichtet, „zu einer Zeit, da Viele diesen Dienst für gefährlich hal„ten." Sein Gesuch wurde genehmigt *). Auch gestattete der

*) Lamoignon de Malesherbes, dessen Seelenadel sich in seinem langen Leben ungetrübt abspiegelt, war der Sohn des Kanz-

der National-Convent (17. Dec.), als Tronchet und Malesherbes darum baten, daß ihnen der jüngere Rechtsgelehrte Deséze, der schon den General Besenval eben so einsichtsvoll als freimüthig vertheidiget hatte, als dritter Anwalt beigegeben wurde.

Wäh-

lers Lamoignon de Blancmenil, geboren den 16. Dec. 1721. Unter Ludwig XV. wurde er erst Parlamentsrath, dann (1750) Präsident des Obersteuergerichts. Als solcher widerstrebte er der damals mächtigen Pompadour, die ihn nöthigen wollte, den Censor eines gegen sie gerichteten Buches zu nennen. Auch widersetzte er sich der willkürlichen Aufhebung der Parlamente (Jan. 1771) und wurde deshalb auf sein Landgut verbannt (Apr. 1771). Ludwig XVI. rief ihn bei Wiederherstellung der Parlamente (Nov. 1774) zurück und ernannte ihn (1775) zum Minister des königlichen Hauses und der Provinzen. Jetzt arbeitete er gemeinschaftlich mit Turgot an der Abstellung vieler Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, und war der erste Beamte, der auf Wiederherstellung der Volksrechte und Ständeversammlungen drang. Aber er wurde, zugleich mit Turgot, durch den damaligen Premierminister Maurepas gestürzt (1776). Im Jahre 1787 wurde er auf Empfehlung des Grafen von Brienne zum zweiten Male in den königlichen Rath gerufen; sah sich aber nach dessen Verabschiedung genöthigt, seinen Abschied zu nehmen (1788). Von nun an lebte er in Zurückgezogenheit auf seinem Landgute, bis er als Vertheidiger des Königs auftrat. Nach der Hinrichtung desselben kehrte er mit zerrissenem Herzen auf sein Landgut zurück, und nach wenigen Monaten wurde er nebst seiner Tochter und seinem Schwiegersohn als Gefangener nach Paris geschleppt und unter dem Vorwande, „sich gegen die Freiheit und Sicherheit des französischen Volkes verschworen zu haben," am 22. Apr. 1794 hingerichtet. — Zwei große Wahrheiten hatte er schon vor dem Ausbruch der Revolution dem König Ludwig XVI. ans Herz gelegt, nämlich: „Gerechtigkeit ist die wahre Wohlthätigkeit der Könige," und „ohne Preßfreiheit kann es keine vollkommene Volksvertretung geben." — Ausführlich ist sein Leben geschildert in den Zeitgenossen. Leipzig 1820, Th. V, I, S. 75—131.

Während nun diese drei unter vielen Schwierigkeiten, die die langsame und unvollständige Mittheilung der Acten ihnen verursachte, und bei enger Beschränkung der Zeit, — denn der 26. Dec. war zum zweiten und letzten Verhör bestimmt, — eifrigst an der Vertheidigung des Königs arbeiteten, beeiferten sich die Jacobiner, dieselbe nutzlos zu machen. Das würdevolle Benehmen des Königs bei seinem Verhöre hatte das Mitleiden mit ihm aufgeregt, und zahlreiche Eingaben, die für ihn bei dem Convente eingingen, bezeugten das Verlangen Vieler, ihn gerettet zu sehen. Um so thätiger waren daher die Jacobiner, den Pöbel zu seinem Untergange zu entflammen. Sie ließen daher überall Schmähschriften gegen ihn verbreiten, stellten die, welche am 10. Aug. von den Vertheidigern der Tuilerien verwundet und getödtet worden waren, als Opfer der Tyrannei und als Gegenstände des öffentlichen Mitleids dar, und forderten das Volk auf, es möchte, wenn der Convent länger zauderte, das Richteramt übernehmen und dann nicht nur den König, sondern auch alle Conventsglieder, die für ihn stimmen würden, umbringen. Durch solche Ränke wurden Viele von denen, welche für die Rettung des Königs gesinnt waren, zurückgescheucht.

Am 26. Dec. wurde der König auf eben die Art, wie am 11. Dec., nur daß dießmal seine drei Sachwalter ihn begleiteten, zum zweiten Male vor die Schranken des National-Convents gebracht. Daselbst begann der Präsident: „Ludwig, der National-Convent hat beschlossen,

Sie

Sie heute zum letzten Male zu vernehmen." „Mein Sachwalter," antwortete der König, indem er auf Deséze hindeutete, „wird Ihnen meine Vertheidigung vorlesen." Darauf trug Deséze eine meisterhafte Rede vor, in welcher er, mit eindringlicher Kraft und doch mit kluger Schonung der herrschenden Ideen, das Unstatthafte, Ungerechte und Unzulässige in dem Verfahren gegen den König zeigte. Er schloß mit folgenden Worten, die zur Charakteristik Ludwigs und des gegen ihn gerichteten Verfahrens geeignet sind: „Höret, Franzosen, was jetzt schon „die Geschichte dem Urtheile der Nachwelt zurufet. Lud„wig bestieg in seinem zwanzigsten Jahre den Thron und „schon in seinem zwanzigsten Jahre gab er auf dem Thron „ein Muster der Sittenreinheit. Er brachte auf denselben „keine einzige strafbare Schwäche, keine einzige verderb„liche Leidenschaft. Er war sparsam, gerecht, ernst; er „bewies sich immer als den warmen Freund des Volkes. „Das Volk verlangte die Abschaffung einer drückenden „Auflage: er schaffte sie ab; das Volk verlangte die Auf„hebung der Leibeigenschaft: er fing damit an, sie in seinen „Krongütern aufzuheben; das Volk verlangte Verbesse„rungen in der peinlichen Gesetzgebung, um das Schicksal „der Angeklagten zu erleichtern: er machte diese Verbes„serung; das Volk verlangte, daß Tausende von Fran„zosen, welche durch ein hartes Herkommen von den „Bürgerrechten ausgeschlossen waren, diese Rechte erhal„ten sollten: er setzte sie durch seine Gesetze in den Genuß „derselben; das Volk wollte die Freiheit: er gab sie ihm

„und kam ihm mit Aufopferungen entgegen. Dennoch „verlangt man jetzt im Namen eben dieses Volkes ... „Bürger, ich vollende nicht. Ich bleibe schweigend vor „der Geschichte stehen. Bedenket, daß die Geschichte einst „euern Ausspruch richten, und daß ihr Urtheil das Urtheil „aller Jahrhunderte sein wird." — Darauf sprach der König selbst mit sichtbarer Rührung einige Worte. Er versicherte, daß sein Sachwalter die reine Wahrheit geredet hätte, und fügte hinzu: „Daß mein Betragen öffentlich untersucht würde, hat mir nie Furcht gemacht; „aber es zerreißt mir das Herz, daß man mich in der Anklagsacte beschuldigt, ich hätte das Blut des Volkes „vergießen wollen und sei der Urheber des Unglücks vom „10. August. Ich hatte gehofft, daß die vielen Beweise, „die ich zu allen Zeiten von meiner Liebe für das Volk „und von meiner Denkungsart gegeben habe, mich auf „immer gegen diesen Vorwurf sichern würden." Als er dieß unter Thränen geredet hatte, wurde er mit seinen Sachwaltern in ein Nebenzimmer und aus demselben in sein Gefängniß zurückgebracht.

Mit starrem Schweigen hatte die Versammlung den König und dessen Vertheidiger gehört, ohne Mißbilligung und Rührung zu äussern, und es war nun ihre Pflicht, das Vorgetragene zu prüfen und das wahr Befundene zu beherzigen. Aber dieß kam den wüthigen Jacobinern nicht in den Sinn; ihnen lag es nur daran, die Hinrichtung sobald als möglich zu bewirken. Doch die eindringliche Vertheidigung und die würdevolle Haltung des tief

gebe-

gedemüthigten Königs war nicht ohne Einwirkung auf den National-Convent geblieben und das Gefühl für Recht und Menschlichkeit war nicht durchaus in ihm erstorben. Viele Mitglieder, besonders Girondisten, widersetzten sich daher dem Streben der Jacobiner und es erhob sich zwischen beiden Parteien ein wilder Streit, der viele Sitzungen hindurch fortdauerte und einige Male in pöbelhaftes Handgemenge überging. Die Girondisten verlangten, um den König zu retten und doch die Volksgunst nicht zu verlieren, das Volk in seinen Urversammlungen müsse über das Schicksal des Königs entscheiden. Die Hinrichtung des Königs, setzten sie hinzu, werde ganz Europa gegen Frankreich aufreizen; es sei genug, den König während des Kriegs in fester Verwahrung zu halten und nach dem Kriege für immer aus Frankreich zu verbannen. Doch die Jacobiner beharrten mit furchtbarer Festigkeit bei ihrem Entschlusse, und da sie ihr System des Schreckens anwendeten, die Girondisten als geheime Königsfreunde und Volksverräther verdächtigten, Alle, die gegen des Königs Hinrichtung stimmen würden, mit dem Tode bedroheten und selbst den Versammlungssaal des Convents mit Bewaffneten ihres Anhangs umringten: so rissen sie endlich die Mehrzahl der Girondisten, denen Volksgunst und Leben mehr galt als Recht und Menschlichkeit, mit sich fort und erwirkten, was sie beschlossen hatten *).

Am

*) Bailleul, damals Mitglied des National-Convents und nicht für des Königs Tod, sondern für dessen Gefangenschaft stimmend,

Am 15. Jan. 1793 wurde durch 683 Stimmen entschieden, „daß Ludwig Capet einer Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit und der Verletzung der Sicherheit des Staates schuldig sei;“ dann durch 424 Stimmen, „daß eine Berufung an das Volk nicht Statt finden solle;“ hierauf am 16. Jan., daß über die Strafe abgestimmt werden solle, nachdem ausgemacht worden war, daß diese Frage nicht durch zwei Drittel der Stimmen (wie die Constitution bei Criminalfällen verlangte), sondern durch unbedingte Mehrheit der Stimmen, also schon durch Eine Stimme über die Hälfte abgethan sein sollte. Fast vier und zwanzig Stunden lang, vom 16. Jan. Abends halb acht Uhr bis nach sieben Uhr Abends des 17. Jan. dauerte das Abstimmen, da jedes einzelne Mitglied nach namentlicher Aufforderung seine Stimme mündlich abzugeben hatte, und Manche dabei lange

behauptet (in seinen kritischen Untersuchungen über das hinterlassene Werk der Frau von Stael 2c., übersetzt von Lindner. Stuttgart 1819. Th. II, S. 128), daß, im Fall der Beschluß des Convents anders, als die Jacobinerpartei wollte, ausgefallen wäre, alle Gegner derselben beim Verlassen des Sitzungssaales niedergehauen worden wären. „Freilich,“ setzt er hinzu, „soll keine Furcht das Urtheil des redlichen Mannes bestechen; aber es ist leicht, Andern ihre Pflichten vorzuschreiben und nach dem Sturme Ruhe zu zeigen.“ — Auch Schlosser (Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, Th. II, S. 152) bemerkt: „Wer denen, die das Todesurtheil des Königs damals aussprachen, ohne es veranlaßt zu haben, aus ihrer erzwungenen Zustimmung ein schweres Verbrechen macht, der hat vergessen, daß selbst der Mann, auf den Christus seine Kirche wie auf einen Felsen gründete, ihn in ähnlicher Lage dreimal verleugnete.“

lange Reden hielten. Als nun die Stimmen gezählt wurden, ergab sich, daß von 721 anwesenden Conventsgliedern 366 unbedingt für den Tod, 34 bedingungsweise für den Tod, 2 für die Galeerenstrafe und 319 für Gefangenschaft bis zum Frieden und alsdannige Verbannung gestimmt hatten. Entschieden war damit der Tod des Königs, entschieden durch eine Mehrheit von fünf Stimmen.

Vergebens erschienen jetzt seine Vertheidiger vor den Schranken des Convents und überreichten eine von ihm aufgesetzte Berufung an die Nation; vergebens rief Deséze, auf jene geringe Stimmenmehrheit hindeutend: „Bürger, zittert ihr nicht, wenn ihr daran „denket, daß das Wohl der Republik, das Wohl des ganzen großen Reichs, das Wohl von fünf und zwanzig „Millionen Menschen von fünf Stimmen abhangen „soll?" Aehnliches wiederholte Tronchet. Der Greis Malesherbes wollte reden, aber vermochte es nicht vor herzzerreißender Wehmuth. Dagegen drang Robespierre auf das Festhalten des gefaßten Beschlusses; die Mehrzahl trat ihm bei, und der National-Convent endigte Abends 10 Uhr die Sitzung mit dem Beschlusse, „daß Ludwigs Berufung an die Nation nicht anzunehmen sei." Erbittert über diesen Beschluß, trennten sich Kersaint und Manuel, vorher eifrige Revolutionsfreunde, von dem Convente, weil sie, wie sie äusserten, nicht länger zusammensitzen möchten mit Blutmenschen, die durch den von ihnen verbreiteten Schrecken ihrer Meinung über die Meinung rechtschaffener Männer den Sieg verschafften.

Neuer

Neuer Streit erhob sich im National-Convente am 18. und 19. Januar über die Frage, ob die Hinrichtung aufgeschoben werden sollte oder nicht. Erst am 20. Januar früh drei Uhr wurde durch Stimmenmehrheit entschieden, sie solle binnen vier und zwanzig Stunden durch den Ministerrath vollzogen und dieser Beschluß durch eben diesen Ministerrath dem Könige bekannt gemacht werden. —

Schon wußte der König, was über ihn beschlossen worden war. Der biederherzige Malesherbes war am 17. Januar Abends neun Uhr zu ihm geeilt und hatte es ihm unter Weinen und Schluchzen angezeigt. Gelassen hatte ihn der König angehört und selbst ihn getröstet. Gelassen blieb er auch, als am 20. Januar Nachmittags zwei Uhr der Justizminister Garat mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Lebrun und dem Secretaire Grouvelle, begleitet von Abgeordneten des Bürger- und Departementsrathes, zu ihm kam und ihm die Beschlüsse des National-Convents vorlesen ließ. Nur bei der Beschuldigung: „er sei der Verrätherei schuldig," äusserte er Unwillen; aber bei der Erklärung, „er solle den Tod leiden," erhob er mit der Freudigkeit der Unschuld den Blick zum Himmel. Als das Vorlesen geendiget hatte, übergab er dem Justizminister eine Schrift, in welcher er seine letzten Wünsche ausgedrückt hatte. Er verlangte einen Aufschub von drei Tagen, um sich zu seinem Tode vorzubereiten, einen Beichtvater (namentlich den Priester Edgeworth, einen Irländer), um Beistand

zu haben in seinen letzten Stunden, ferner Befreiung von der unaufhörlichen Aufsicht des Bürgerrathes, zeugenlose Unterhaltung mit seiner Familie, endlich, daß der National-Convent seiner Familie erlauben möchte, sich gleich nach seinem Tode frei und auf eine schickliche Weise an denjenigen Ort zu begeben, den sie sich wählen würde, und daß alle diejenigen, die in seinen Diensten wären, der Wohlthätigkeit der Nation empfohlen sein möchten. — Der Justizminister überbrachte dieses Schreiben dem National-Convente, und dieser bewilligte, wie er schon vorher beschlossen hatte, den Umgang mit der Familie und den Beistand eines Geistlichen, verweigerte aber den Aufschub der Hinrichtung und gab auf den letzten Wunsch die ausweichende Antwort: „das französische Volk werde für die Hinterlassenen Sorge tragen."

Mit einer Ruhe und Hoheit der Seele, die seine Feinde hätte rühren müssen, wären sie zarter Empfindungen fähig gewesen, bereitete sich Ludwig auf seinen Tod. Alle Tugenden seines Charakters drängten sich gleichsam in den letzten Augenblicken seines Lebens zusammen und erleuchteten die dunklen Schrecknisse derselben. Abends gegen acht Uhr erschien der Priester Edgeworth. Bei seinem Anblick wurde der König zu Thränen gerührt *). Doch als er eine Zeit lang mit ihm sich unterredet hatte, fühlte

*) Ueber die Zusammenkunft des Königs mit dem Priester Edgeworth von Firmont sehe man des letztern eigne Angaben in dessen Leben, in den Zeitgenossen 1. Bd. 4. Abth. S. 158.

fühlte er sich stark genug, seine Familie zu sprechen. Die Zusammenkunft wurde im Speisesaale veranstaltet. Hinter die Glasthüre desselben, durch welche man alle Bewegungen sehen, aber kein Wort hören konnte, stellten sich die Gemeindebeamten, der Priester Edgeworth und der Kammerdiener Clery, und wurden so Zeugen eines herzerschütternden Auftritts. Der König kam zuerst in den Saal und ließ Wasser für Nothfälle herbeibringen. Bald darauf wurde seine Familie herbeigeführt. Sie stürzte unter Jammergeschrei ihm in die Arme, und von Verzweiflung erfaßt, waren Alle unfähig zu reden. Als sie etwas ruhiger geworden waren, setzten sie sich und sprachen leise mit einander *), bis endlich, fast nach zwei Stunden, der König sich erhob mit der Versicherung: „er

*) In einer Schrift, der Herzogin von Angouleme, der Tochter Ludwigs XVI. zugeschrieben, — „die Gefangenschaft Ludwigs XVI. und seiner Familie im Tempel. Aus dem geheimen Tagebuche einer erlauchten Mitgefangenen; erschienen zu Paris am 21. Jan. 1817, ins Deutsche übersetzt, Berlin 1817 — wird S. 40. berichtet: „der König habe bei dieser Unterredung den Verlauf seines Prozesses erzählt, die Bösewichter, die ihn verurtheilt hatten, entschuldigt, und bemerkt, daß er sich der Berufung auf die Urversammlungen widersetzt habe, weil sie ganz Frankreich hätte in Aufruhr bringen müssen; endlich habe er dem Sohne fromme Lehren gegeben, ihm empfohlen, den Mördern zu verzeihen, und Segenswünsche über ihn und die Tochter ausgesprochen ꝛc." — Sicher konnte nur die Herzogin von Angouleme über diese letzte Unterredung ihres Vaters Bericht erstatten; aber sehr unsicher ist die Aechtheit dieser ihr zugeschriebenen Schrift, da sie vieles enthält, was jene in ihrer Lage nicht wissen konnte, und von dem, was sie wissen mußte, vieles sehr unbestimmt und unbefriedigend behandelt.

„er wolle sie am andern Morgen um acht Uhr noch einmal sehen." Unter den schmerzvollsten Umarmungen schieden sie *). Der König kam erschüttert und erschöpft in sein Zimmer zurück, und Edgeworth bewog ihn, sich einige Stunden niederzulegen. Gestärkt durch einen ruhigen Schlaf, stand er um fünf Uhr des Morgens auf, kleidete sich an, hörte die Messe, die Edgeworth las, und empfing aus dessen Händen das heilige Abendmahl. Dann übertrug er dem treuen Clery seine letzten Aufträge an seine Familie, die er nicht wiedersehen mochte, um sich und ihr den Schmerz des letzten Abschieds zu ersparen. Als die Gemeindebeamten um acht Uhr zu seiner Abholung erschienen, empfing er sie ohne Zagen und übergab ihnen sein Testament, das er am 25. Dec., dem Tage vor seinem zweiten Verhöre, eigenhändig aufgesetzt hatte.

Um neun Uhr bestieg er den Wagen, der ihn zur Hinrichtung abführte. Der Priester Edgeworth setzte sich neben ihn, zwei Gensdarms-Offiziere ihm gegenüber. Eine Stunde ging hin, ehe er zum Hinrichtungsplatz (vormals Platz Ludwig XV. genannt, in der Nähe der Tuilerien) gelangte. Der Weg dahin war zu beiden Seiten mit dichten Soldatenreihen besetzt; düstres Schweigen herrschte; auch der König war still; er las in einem Brevier die Gebete der Sterbenden. Als beim Blutgerüste, um welches Kanonen und viele Tausende Bewaffneter gestellt waren, der Wagen hielt, verließ er ihn mit festem

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVI.

festem Tritte. Drei Scharfrichter sprangen herbei, um ihm den Rock auszuziehen. Dieß erschütterte ihn; doch bald ließ er sich von ihnen entkleiden und half selbst mit. Hartnäckiger war sein Widerstand, als die Scharfrichter ihm die Hände auf dem Rücken binden wollten; doch ließ er auch dieß geschehen, da sein Beichtvater ihn erinnerte, daß auch der Erlöser der Menschen die Arme sich habe binden lassen. Auf dem Blutgerüste wollte er vortreten, um eine Anrede an das Volk zu halten; aber die Scharfrichter bedeuteten ihn, daß dieß nicht geschehen dürfe, und er ließ sich an die Stelle führen, wo man ihn festband. Jetzt rief er laut: „Volk, ich sterbe unschuldig!" In diesem Augenblicke ließ der Bürgergeneral Santerre die Trommeln rühren. Da wendete er sich zu den Scharfrichtern und sprach: „Meine Herren, ich bin unschuldig „an dem, wessen man mich beschuldigt; ich wünsche, daß „mein Tod das Wohl der Franzosen befördern möge." Das waren seine letzten Worte *). Denn jetzt zogen ihn die Scharfrichter auf ein von Santerre gegebenes Zeichen zur Guillotine, legten ihn auf das Bret und ließen das Beil fallen. Es war einige Minuten nach zehn Uhr. — Das abgeschlagene Haupt wurde dem versammelten Volke ge-

*) Die letzten Worte des Königs, wie alle Vorfälle auf dem Blutgerüste sind verschiedentlich angegeben worden. Die hier befindliche Angabe ist aus dem Berichte genommen, den der Scharfrichter Samson unter dem 23. Febr. 1793 in mehreren französischen Zeitungen abgestattet hat. S. Girtanners hist. Nachrichten Th. XI, S. 601.

gezeigt. Jetzt erhoben die Sansculotte's das Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Republik!" Einige stürzten herbei, um ihre Schnupftücher in das Blut des Königs zu tauchen; Andre umtanzten das Blutgerüste. Die, welche das ungerechte Verfahren verabscheuten, hielt der Schrecken gefesselt; niemand wagte es, eine Thräne zu vergießen, oder Unwillen zu äussern. — Wenige Augenblicke nachher wurde der Leichnam auf dem Magdalenen-Kirchhofe begraben, wobei, um die Verwesung zu beschleunigen, eine Menge Kalk in das Grab geworfen wurde.

In Ludwigs XVI. Schicksale wiederholt sich gleichsam das Schicksal Karl I. *). Wie jener wurde auch dieser ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung; wie jener unterlag auch dieser seinen Unterthanen; wie jener verlor auch dieser durch die Hände der Ungerechten Herrschaft und Leben. Aber beide waren auch nicht ohne Schuld an ihrem Schicksale! Denn obschon sie viele Tugenden des häuslichen Lebens in sich vereinigten, so fehlte es ihnen doch an wahrer Regentenkraft; sie verkannten die Bedeutung des Sturmes, als er sich gegen sie erhob, reizten durch ihre Schwächen ihre Feinde zu fortgesetzten Angriffen, und versäumten es zu rechter Zeit und mit durchgreifender Festigkeit Gewaltmittel anzuwenden.

*) Das Schicksal des brittischen Königs Karls I. ist bereits in diesem historischen Bildersaale Th. V, 1, S. 102 ff. u. S. 420 ff. geschildert worden.

den. Schuldfreier und sittlich höher als Karl erscheint Ludwig; denn Karl rief, bei seinem Hange zum Despotismus und Katholicismus, durch ein gesetzwidriges und oft grausames Verfahren den Sturm hervor, der ihn niederschmetterte; Ludwig aber, sanft und wohlwollend, gerieth, da er einen Sturm abwenden wollte, in das Toben desselben. Dagegen zeigte sich Karl kräftiger als Ludwig. Denn wiewohl auch Karl anfänglich in Nachgiebigkeit Schutz suchte, so griff er doch späterhin zu kühnen Maßregeln, um seine königliche Würde aufrecht zu erhalten, und behauptete solche auch da, als er von seinen Unterthanen vor Gericht gezogen wurde; Ludwig aber, nur zum Dulden, nicht zum Handeln muthig, wagte nie einen offnen, entschlossenen Widerstand. Schwankend zwischen den Forderungen, die an ihn ergingen, und dem Herkommen, in dem er aufgewachsen war, und durch entgegengesetzte Rathschläge bald hierhin, bald dorthin gerissen, gab er sich einem unzuverlässigen und zweideutigen Betragen hin, und zog sich dadurch eben so wohl den Haß der Aristokraten als den Haß der Demokraten zu, so daß jene mit der Thronentsetzung ihn bedrohten, die diese an ihm vollzogen. Hätte er mit Güte und Wohlwollen auch Kraft und Weisheit in sich vereinigt, so würde er sich haben behaupten können; und wäre er im offnen, mannhaften Kampfe untergegangen, so würde nicht bloß Mitleiden, sondern auch Bewunderung sein Grab umkränzen.

VIII.
Die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette.

Von dem Lebensende Ludwigs XVI. wenden wir uns zu dem Lebensende seiner Gemahlin Marie Antoinette, das jenem, wie ein Verbrechen dem andern, folgte und, wie jenes, die Theilnahme jedes menschlichfühlenden Herzens in Anspruch nimmt.

Vergebens hatte Ludwig XVI. in seinen letzten Stunden den National-Convent gebeten, seiner Familie zu erlauben, sich gleich nach seinem Tode ungehindert an den Ort zu begeben, den sie sich wählen würde: sie mußte im Gefängnisse bleiben; ihre Beschränkungen und Bedrängnisse wurden nicht gemindert, sondern vermehrt; Mißtrauen, tückische Schadenfreude und gefühllose Härte machte ihr Leben zu einem Gewebe von Schrecknissen, Widerwärtigkeiten und Abhärmungen. Auch der letzte Trost, den sie noch hatte, der Trost des Zusammenlebens und Zusammenleidens, wurde ihr entzogen. Am 3. Juli 1793 ließ der National-Convent den Dauphin aus den Armen der Mutter wegreißen und nach einem abgelegenen Theile des Tempels abführen, wo er, unter Aufsicht des Schusters Simon gestellt, geistig und körperlich so verwahrloset wurde, daß er schon im zwölften Jahre seines Lebens starb (am 8. Juni 1795.). Einen Monat nach seiner Abführung wurde die Königin von ihrer Tochter und Schwägerin getrennt. Am 2. Aug. früh um zwei

Uhr

Uhr drangen Beamte des Gemeinderaths in ihr Zimmer und zwangen sie, sich anzukleiden und ihnen in die Conciergerie zu folgen. Alle ihre Kleidungsstücke wurden durchsucht und ihr nichts als ein Schnupftuch und ein Riechfläschchen gelassen.

Hiermit ward das über sie beschlossene Verfahren angedeutet und eingeleitet. Denn in der Conciergerie, einem neben dem Justizpalaste befindlichen Gefängnisse, wurden die zur Hinrichtung bestimmten Verhafteten aufbewahrt, und das Einkerkern der Königin in dieß Gefängniß erfolgte auf den Beschluß des Convents (vom 1. Aug.), „daß Marie Antoinette, Ludwig Capets Witwe, vor das Revolutionsgericht gestellt und von demselben gerichtet werden sollte." Weder erwiesene Vergehungen noch dringende Besorgnisse trieben zu diesem Verfahren: wie hätte auch jetzt die mißtrauisch bewachte Königin in ihrer Verlassenheit der Republik gefährlich werden können? Aber man haßte sie seit dem Ausbruche der Revolution eben so sehr, als man sie vorher geehrt hatte; der Gedanke war aufgekommen, daß sie noch weit schuldiger sei als ihr Gemahl, da sie ihn zu allem, was ihm als Verbrechen angerechnet worden war, verleitet habe; auch behauptete man, daß sie eine geheime Regierung unterhalten habe und als Oestreicherin den französischen Staat fortwährend an Oestreich verrathe. Vorzüglich aber lag es den damaligen Gewalthabern daran, durch ein großes Beispiel Schrecken zu verbreiten, um durch Schrecken die Schreckensregierung zu befestigen. Gleichwohl

wohl dauerte es noch über zwei Monate, ehe man zum Prozesse der Königin schritt: sei es, weil man ihr die Qual der Ungewißheit und Gefangenschaft verlängern wollte, oder weil Eile nicht nöthig schien und das Revolutionsgericht mit weit dringendern Geschäften überhäuft war. Erst am 15. Oct. wurde die Königin vor dieses Gericht geführt.

Sie war zeither in einem engen Kerker eingeschlossen gewesen, ohne alle Auszeichnung vor andern Gefangenen, auf das Nothdürftigste beschränkt und auf das Strengste bewacht. Jetzt erschien sie seit dem 10. Aug. 1792 zum ersten Male wieder vor den Augen des Volkes; aber wie ganz anders, als vormals! Nicht mehr erkannte man in ihr die schöne Frau und die glanzvolle Königin. Ihr Haar war gebleicht, ihr Auge eingefallen; kein Putz schmückte sie; sie trug ein einfaches schwarzes Trauerkleid, das sie seit dem Tode ihres Gemahls angelegt hatte. Doch mit ruhiger und fester Haltung erschien sie und behielt diese Haltung während des langen Vorstandes, der bis tief in die Nacht dauerte. Ein Lehnstuhl wurde ihr eingeräumt, aber keine Erquickung ihr gereicht.

Als sie erschienen war, trat der öffentliche Ankläger Fouquier mit einer Anklagsacte auf, in welcher sie beschuldiget wurde, „seit ihrem Eintritte in Frankreich die Geißel und der Blutigel der Franzosen gewesen zu sein, und namentlich durch Mißbrauch ihres Einflusses auf ihren Gemahl, durch Verrätherei gegen den Staat und durch Verschwendung des öffentlichen Schatzes zur Befrie-

bigung

digung verbrecherischer Gelüste und Ränke sich vergangen zu haben; ja selbst als Gefangene im Tempel habe sie nie aufgehört, Verbindungen nach Aussen zu unterhalten und zuletzt noch ihren Sohn als König behandelt." Nach Ablesung dieser Anklage wurde zum Zeugenverhör geschritten; denn auch bei diesem Gericht sollte der Schein der Gesetzlichkeit nicht fehlen. Ein und vierzig Zeugen, theils Conventsdeputirte, theils Gemeinoeglieder, theils Dienstboten, ja auch mehrere Verhaftete wurden vorgerufen und über einzelne Punkte vernommen. Doch nur Gerüchte und Meinungen, oder flüchtig aufgefaßte Wahrnehmungen, keineswegs aber erwiesene Thatsachen konnten von diesen Zeugen aufgestellt werden; mehrere erklärten, daß sie gegen die Angeklagte nichts vorzubringen hätten; einige Verhaftete schienen bloß hervorgerufen, damit sie selbst der Verurtheilung anheim fielen.

Mit Besonnenheit, Ruhe und Festigkeit antwortete die Königin auf alle an sie gerichtete Fragen; nur einmal gerieth sie in lebhafte Bewegung. Der abscheuliche Hébert, einst betrügerischer Thürsteher bei einem Theater, durch die Revolution zum Mitgliede des Gemeinderaths erhoben, zeither einer der Aufseher der königlichen Familie im Tempel und als solcher deren Peiniger, ein schmutziger, ehrloser, boshafter Mensch, hatte als Zeuge unter anderen Beschuldigungen auch die erhoben: „die Königin habe ihren Sohn zur unnatürlichen Wollust verleitet, wahrscheinlich um ihn als einen körperlich und geistig Geschwächten desto sicherer beherrschen zu können, wenn er

dereinst

dereinst zum Thron gelangen sollte." Aufgefordert vom Präsidenten auf diese Beschuldigung zu antworten, äusserte die Königin den Abscheu, der sittliche Wesen bei dem Ansinnen des Unnatürlichen und Schändlichen durchdringt. „Die Natur," rief sie, „sträubt sich, auf eine solche Beschuldigung zu antworten. Ich berufe mich auf das Herz aller hier anwesenden Mütter." Diese würdevolle Antwort erregte eine Bewegung des Mitleids und Unwillens, die der Angeklagten hätte günstig sein können, weshalb selbst Robespierre jene Beschuldigung als störend und widersinnig betrachtete.

Nach Abhörung der Zeugen wiederholte der öffentliche Ankläger die oben schon bemerkten Beschuldigungen, worauf die vom Gerichte ernannten Vertheidiger, Chauveau Lagarde und Tronson Ducoudray, auftraten und in kurzen Worten für die Angeklagte um Gnade fleheten. Aber für diese gab es bei Richtern, die ihren Tod beschlossen hatten, keine Gnade, und aller Eindruck, den das Flehen der Vertheidiger machen konnte, mußte verschwinden, als der Präsident, ehe er die Geschwornen zum Abstimmen aufforderte, die Anklage und Verurtheilung der Königin als einen Triumph der Gleichheit schilderte, ferner erklärte, daß es bei diesem Prozeß nicht auf einzelne Thatsachen oder Vergehungen ankomme, sondern auf das ganze politische Leben der Königin, und dann die Leiden ausmalte, die seit dem Ausbruch der Revolution durch die Königin, wie er sagte, über Frankreich gekommen wären. Was darauf erfolgen mußte, erfolgte. Die

Ge=

Geschwornen sprachen das „schuldig" aus und verurtheilten damit die Königin zum Tode.

Nach Beendigung ihrer Vertheidigung aus dem Sitzungssaale geführt, wurde sie jetzt wieder in denselben zurückgebracht, um das ausgesprochene Todesurtheil zu vernehmen. Ruhig hörte sie dasselbe an, und als der Präsident sie fragte, ob sie gegen dasselbe etwas einzuwenden hätte, schüttelte sie mit dem Kopfe, ohne ein Wort an ihre Richter oder an das anwesende Volk zu richten. Sie wurde darauf, am 16. Oct. früh gegen halb fünf Uhr, in die Conciergerie zurückgeführt, um bald nachher auf dem Revolutionsplatze, wo das Haupt ihres Gemahls gefallen war, unter der Guillotine zu sterben.

Erst in ihrem Gefängniß machte sich ihr gepreßtes Herz durch Thränenströme Luft. Jetzt, da sie vom Leben scheiden sollte, mochte der Umsturz ihres Glückes lebendig vor ihre Seele treten: wie sie einst als Tochter der Marie Theresie, als Schwester des Kaisers Joseph und als Gemahlin eines mächtigen Herrschers in der Fülle alles Erdenglücks gelebt hatte, wo Liebe und Verehrung ihr entgegen kam, jeder ihrer Wünsche Befriedigung fand, ihre Winke als Befehle galten; und wie sie jetzt zu tiefem Jammer hinabgeschleudert, losgerissen von allem Glanze, eingeschlossen in ein Gefängniß, fern von den Ihrigen, in der Gewalt von Menschen, die ihrer Qualen sich freuten, zum Tode auf dem Blutgerüste bestimmt sei. Fürwahr ihr Herz mußte brechen bei solchen Erinnerungen; und obschon sie einst eitel, leichtsinnig und herrschbegierig das

Leben

Leben und die Weltlust geliebt hatte, so konnte doch jetzt der Tod ihr nicht schrecklich erscheinen. Denn nachdem sie alles verloren hatte, woran vorher ihr Herz hing, und jeder Hoffnungsstrahl ihr untergegangen war, mußte sie in dem Tode das Ziel ihrer Leiden erblicken. Nur wenn sie zurückdachte an ihre Kinder und ihre Schwägerin, mit denen sie seit den Tagen ihres Unglücks aufs innigste verbunden war, und dann auf die Verlassenheit und Bangigkeit hinblickte, in der sie sich befanden, konnte vielleicht bittere Wehmuth sie ergreifen. Doch sie blieb gefaßt. Mit der Schmerzlosigkeit oder Stumpfsinnigkeit, die das Uebermaß langdauernder Leiden zu erzeugen pflegt, ging sie ihrem Tode entgegen.

Um sieben Uhr kam ein beeidigter Priester in weltlicher Kleidung zu ihr, um sie zum Tode vorzubereiten; sie erklärte ihm, daß sie wohl Fehler, aber keine Verbrechen zu bereuen hätte. Sein Beistand war ihr zuwider. Um eilf Uhr wurde sie zur Hinrichtung abgeführt. In einem Morgenkleide von weißem Piqué, das man ihr statt ihres schwarzen Trauerkleides aufgenöthigt hatte, mit rückwärts gebundenen Händen wurde sie auf einen Karren gesetzt und neben sie der ihr verhaßte Priester. Man wollte sie von anderen Verurtheilten nicht unterscheiden; doch hatte man von der Conciergerie bis zum Hinrichtungsplatze Truppen und Kanonen aufgestellt und ließ sie durch zahlreiche Haufen von Gensdarmen zu Fuß und zu Pferde begleiten. Gleichgiltig sah sie auf die Bewaffneten, gleichgiltig auf das Volk, das im wahnsinnigen

Tau=

Taumel rief: „Es lebe die Republik! nieder mit der Tyrannei!" Weniges sprach sie mit dem Priester, und nur als sie der Tuilerien ansichtig wurde, gerieth sie in sichtbare Bewegung. Ohne Zagen bestieg sie das Blutgerüste und gab den Scharfrichtern sich hin. Kein Wort, kein Schrei des Schmerzes wurde von ihr vernommen. Ein Viertel nach 12 Uhr fiel ihr Haupt. Der Scharfrichter zeigte es dem Volke, worauf dieses abermals schrie: „Es lebe die Republik! nieder mit der Tyrannei!" — Auf solche Art starb Marie Antoinette am 16. Oct. 1793, neun Monate nach dem Tode ihres Gemahls, im acht und dreißigsten Jahre ihres Alters, zwar nicht ohne Schuld, aber doch ein Opfer der Wildheit und Ungerechtigkeit ihrer Gegner zu nennen.

Sieben Monate nachher mußte ihre Schwägerin, die Schwester Ludwigs XVI., Madame Elisabeth (geb. 3. Mai 1764) gleiches Schicksal erdulden. Daß sie, seit dem Ausbruch der Revolution die beständige Gefährtin des Königs und der Königin, alle Trübsale, Wünsche und Bestrebungen mit beiden getheilt und noch im Gefängniß einen Briefwechsel mit den ausgewanderten Prinzen unterhalten hatte, das war das Einzige, was ihr zum Vorwurfe gemacht werden konnte. Denn übrigens war ihr Leben ein Musterbild der Frömmigkeit und Gutmüthigkeit, und nicht bloß in den Tagen des Unglücks, sondern schon in früheren Jahren, als sie noch im Glanze der Jugend und in der Fülle des Glücks an einem verführerischen Hofe lebte. Im Gefängniß des Tempelthurms stand sie

ihrem

ihrem Bruder, ihrer Schwägerin und deren Kindern mit Rath und That bei, und als erst ihr Bruder, dann ihr Neffe, dann ihre Schwägerin ihr entrissen wurde, und sie nun mit ihrer Nichte allein war, wurde sie dieser eine zweite Mutter. Doch nicht lange sollte sie dieß bleiben. Am 9. Mai 1794 wurde sie aus dem Tempel in die Conciergerie abgeführt und am andern Tage (10. Mai) vor das Revolutionsgericht geführt, verurtheilt und hingerichtet. — Von allen Gliedern der königlichen Familie, die am 13. Aug. 1792 in den Tempel gebracht worden waren, überlebte bloß die Tochter des Königs, Therese (geb. 19. Dec. 1778, seit dem 10. Juni 1799 vermählt mit dem Herzoge von Angouleme), die Zeit der Schreckensregierung. Nach dem Umsturz derselben wurde sie, auf eine mit dem östreichischen Hofe angeknüpfte Unterhandlung, am 19. Dec. 1795 aus ihrer Gefangenschaft erlöset, dann in zahlreicher Begleitung nach Basel gebracht und daselbst (am 26. Dec.) gegen gefangene Deputirte und Soldaten der französischen Republik ausgewechselt.

IX.

Die Schreckensmänner Marat, Danton, Robespierre.

Bei dem Umsturz des Königthums und der Errichtung der Republik in Frankreich ragten als Parteihäupter Marat, Danton und Robespierre hervor, schreckliche

liche Menschen, deren Namen die schrecklichsten Gräuel der Revolution bezeichnen. Wohl hatte jeder von ihnen sein eigenthümliches Gepräge, namentlich zeigte sich in Marat das Abscheuliche des Pöbelwesens, in Danton das Wilde der Volkskraft, in Robespierre das Tigerartige der Schreckensherrschaft; aber von allen Dreien gilt es, daß sie Begriffsmenschen waren, denen ihre übertriebenen und beschränkten Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit oder Staatswohl mehr galten, als Recht und Menschlichkeit, Blutmenschen, die jeden Widerstand gegen ihre Begriffe durch Vernichtung ihrer Gegner zu vernichten suchten, Frevler gegen die Menschheit, nicht bloß weil durch sie Menschenblut in Strömen floß, sondern auch weil sie die Freiheit niederdrückten, unter dem Vorwande sie zu erheben, und das vernunftmäßige Streben nach Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft in schlimmen Verruf brachten. — Wir würden Bedenken tragen, von solchen Männern ausführlich zu reden, hätten sie nicht eine Zeitlang die öffentliche Meinung und durch sie die Volksbewegungen geleitet, und wäre es nicht wichtig, an ihrem Streben und Wirken den Geist zu bezeichnen, der in den wildesten Zeiten der Revolution in Frankreich obwaltete.

Jean Paul Marat, geboren 1744 zu Baudry, einem Flecken im Fürstenthume Neufchatel, war eines der Ungeheuer, die von den Stürmen der Revolution hervorgetrieben wurden. Klein und häßlich von Gestalt, roh

und gemein in seinem Betragen, kreischend und frech in seinen Reden, ohne Muth und Geschick die Waffen zu führen und einen Aufstand zu leiten, erregte er, wie jener Thersites der Griechen, mit dem man ihn vergleichen konnte, bald Lachen, bald Abscheu. Selbst für die wildesten Revolutionsmänner hatte er etwas Abstoßendes. Barbaroux hielt ihn für verrückt, Jean Debry nannte ihn einen Menschenfresser, Louvet und Guadet scheuten sich, seinen Namen zu nennen, Danton erklärte öffentlich, daß er ihn nicht leiden könne, und Robespierre schämte sich zu gestehen, daß er ihn der pariser Wahlversammlung empfohlen habe. Gleichwohl gelangte er zu Ansehen und Einfluß, leitete eine Zeitlang die öffentliche Meinung, ward der Abgott des Pöbels, erhielt von den Jacobinern den Namen „des Erhabendenkenden, der mit bewundernswerther Einsicht die Gebrechen des Staates schon in der Ferne entdecke,“ und es gab eine Zeit, die Zeit des Kampfes der Jacobiner und Girondisten (Sept. 1792 — Juni 1793), in welcher er als Parteihaupt erschien, oder eine revolutionaire Schaar nach ihm „Maratisten“ genannt wurde. — Wie gelangte er zu solchem Ansehn und Einfluß? Wir wollen diese Frage in einer kurzen Schilderung seines Lebens zu beantworten suchen.

Er hatte Medicin und Physik studirt und in früheren Jahren mehrere dahin einschlagende Werke herausgegeben, die nicht ohne Beifall aufgenommen wurden *).

Als

*) Ein Verzeichniß derselben findet man in der Biographie Universelle, à Paris 1820. Tom. XXVI. p. 558.

Als die Revolution ausbrach, lebte er zu Paris als Arzt der Leibgarde des Grafen von Artois. Hatte er vorher ein unbemerktes Leben geführt, so trat er nun als ein wüthiger Demagoge hervor. Durch heftige Reden in der Section St. André, in der er wohnte, zog er die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich, noch mehr aber durch eine Zeitschrift, die er seit dem Sept. 1789, erst unter dem Titel Publiciste Parisien, dann unter dem Titel Ami du peuple, herausgab. In derselben erhob er, unter dem Vorwande Volksrechte zu vertreten und das Bestehen der Freiheit zu sichern, die frechsten Schmähungen und Anklagen gegen reiche, angesehene und verdienstvolle Männer, z. B. Lafayette, Bailly, Mirabeau. Noch galten im ersten Jahre der Revolution dergleichen Schmähungen als abscheulich, und Marat sollte deshalb am 22. Jan. 1790 verhaftet werden, aber der Ausschuß des Cordeliersdistricts, in welchem er wohnte, nahm sich seiner an und schützte ihn, selbst gegen das Verlangen der Nationalversammlung.

Nun setzte er seine Zeitschrift in heftigerm Tone fort, drang auf Vernichtung des Königreichs und aller, die der Freiheit entgegen wären. Dem Volke, das gern das Große niederreißt, gefielen seine Aufforderungen, und da er selbst kein Emporstreben zu Macht und Reichthum blicken ließ, vielmehr dem Pöbel sich gleichstellte (selbst in schmuziger Kleidung und struppigem Haar), gegen alles Hohe und Angesehene Schmähungen ausstieß, überall umherschlich, um Gerüchte und durch sie Stoff zum Ankla-

 gen

gen einzusammeln, und gewöhnlich die Sprache niedriger Vertraulichkeit redete: so erschien er dem Volke als ein Volksfreund in Wort und That. Männer wie Mirabeau, Lafayette ꝛc. ließen ihn die Verachtung, die er verdiente, fühlen; aber dieß reizte seine Galle gegen sie, und er fand Schutz bei denen, die durch ihn auf den Pöbel einwirken wollten. Er wurde daher durch Danton Mitglied des Clubbs der Cordeliers und der Jacobiner, am 10. Aug. 1792 Mitglied des Bürgerrathes, und wenige Wochen nachher Mitglied des National-Convents, der am 21. Sept. 1792 eröffnet wurde. Gleich darauf erhob sich der Parteikampf der Girondisten und Jacobiner, der ihn auf den Höhepunkt seines Ansehens und Einflusses brachte. Als Mitglied des Bürgerrathes hatte er den Pöbel zur Plünderung der Bäcker und Getraidehändler und zu den Septembermorden aufgefordert, und in seiner Zeitschrift angerathen, man solle die Aristokraten und verdorbenen Deputirten vernichten und zur Vollziehung dieser Vernichtung einen Dictator ernennen. Die Girondisten bezeigten daher im National-Convente (25. Sept. 1792) Verachtung und Abscheu gegen ihn; ja es ward vorgeschlagen, die Rednerbühne jedesmal zu reinigen, wenn er auf derselben geredet hatte. Er dagegen erklärte, ohne sich durch das Toben der Girondisten irre machen zu lassen: „Ich bin es, der auf den Gedanken gefallen „ist, einen Dictator vorzuschlagen. Dieser Gedanke gehört mir zu. Die Zeit erfordert einen Oberaufseher, „der ohne Ansehn der Person das Beil der Gerechtigkeit

„auf den Nacken aller Verbrecher fallen läßt. Dieß ist „meine Meinung, und wenn ihr euch nicht zu der Höhe der„selben erheben könnt, so ist der Schade auf eurer Seite!" Die Girondisten forderten, er solle in den Anklagestand versetzt werden; aber sie konnten, bei dem Widerstand der Jacobiner, mit dieser Forderung nicht durchdringen. Darauf trat er abermals auf, zog eine Pistole hervor, hielt deren Mündung vor seine Stirn und rief: „Nun, Bürger, sage ich euch, ich würde mir, wäre eure Wuth so weit gegangen, einen Anklagebeschluß gegen mich zu fassen, vor euern Augen den Kopf zerschmettert haben." — Bald darauf (24. Oct.) erhoben sich neue Klagen gegen ihn. Ein Abgeordneter erklärte: „er habe ihn sagen hören, es müßten noch 270,000 Köpfe springen, ehe die Ruhe wieder hergestellt sein würde." Mit gräßlicher Frechheit erwiederte Marat: „Freilich habe ich das gesagt. Ich wiederhole, es ist meine Meinung. Ist es ein Verbrechen, so bringt mich um." Hier machte er eine Pause, und als der Convent vor Entsetzen verstummte, fuhr er fort: „Ja, das ist meine Meinung, und Meinungen müs„sen frei sein. Ich sagte, eher habt ihr weder Frieden „noch Ruhe, ehe ihr nicht den Unterdrückern des Volkes „die Köpfe werdet abgeschlagen haben. Sehr bescheiden „nahm ich an, es wären ihrer nur 270,000! Und darum „will man mich anklagen? Sind das Verbrechen, so „schneidet mir den Hals ab." Seine Parteigänger zollten ihm rauschenden Beifall und behaupteten noch späterhin zu seiner Entschuldigung: „er halte nicht für nöthig,

daß

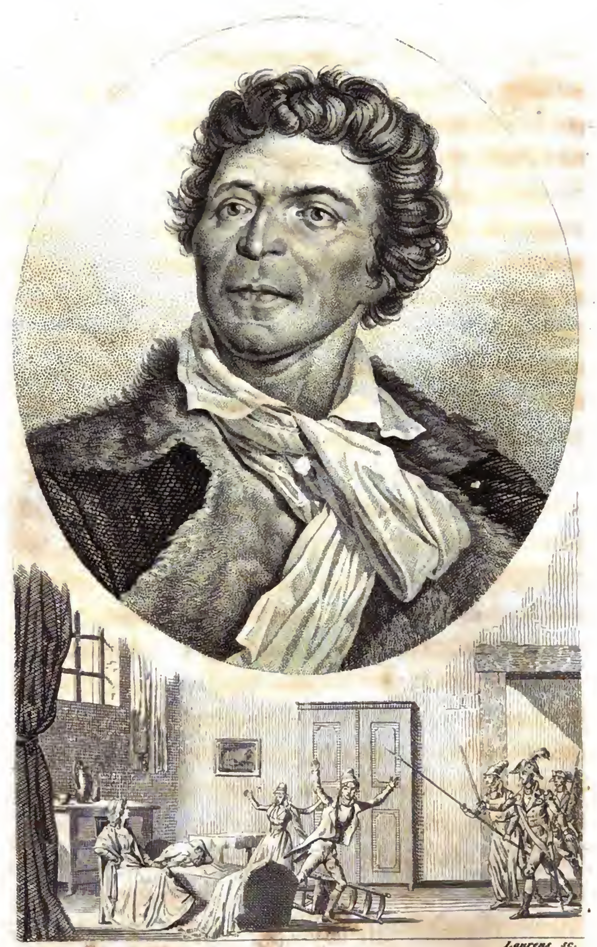
daß alles geschehe, was er vorschlage, er verlange das Höchste, um das Niedrigste zu erlangen; er selbst habe geäussert: ehe soll meine Hand verdorren als schreiben, wenn ich glauben könnte, daß das Volk alles thäte, was ich ihm rathe." Doch mußte er eine Zeitlang sich verstecken. Aber auch in seinem Versteck setzte er seine, zum Blutvergießen aufregende Zeitschrift fort, und (nach dem 5. Nov.) wieder im Convent erscheinend, betrieb er die Hinrichtung des Königs.

Erst am 13. Apr. 1793 gelang es den Girondisten, mit dem Antrage auf Verhaftung und Anklage Marats durchzudringen. Aber auch jetzt wußte er sich der drohenden Gefahr zu entziehen, bis er des Beistandes seiner Freunde gewiß, freiwillig im Gefängnisse (23. Apr.), dann vor dem Revolutionsgericht erschien (24. Apr.). Dieses, aus Jacobinern bestehend, hörte mehr auf die Beschuldigungen, die er gegen seine Feinde vorbrachte, als auf die, die seine Feinde gegen ihn erhoben. Er wurde daher frei gesprochen und als ein unschuldig Verklagter, und preiswürdiger Vaterlandsfreund, zum Hohn der Girondisten, unter den ausschweifendsten Gunstbezeigungen des Pöbels in den Convent zurückgeführt. Jetzt von Rachgier und Blutdurst getrieben, drang er auf Vernichtung der Girondisten und beschleunigte dieselbe durch Aufregung des Volksaufstandes vom 31. Mai und 2. Juni. Doch nicht lange konnte er sich dieses Sieges erfreuen. Schon einen Monat nachher (am 13. Juli 1793) wurde er von Charlotte Corday getödtet, während er von einer ekelhaf-

ten

das
habe
ben,
was
ver=
zum
dem
die

sten,
ats
pro=
iner
ann
eses,
ldi=
auf
her
is=
en,
Pó=
zier
der
ung
noch
hon
von
af=
ten



Laurens sc.

Jean Paul Marat.

ten Krankheit ergriffen, im Bade sitzend, beschäftigt war, Anklagen gegen Andere aufzusetzen *). Damals galt er dem Volke als ein Märtyrer der Freiheit und Vaterlandsliebe: ihm ward daher (15. Juli) ein feierliches Leichenbegängniß veranstaltet, sein Körper ins Pantheon gebracht, sein Herz in dem Clubbe der Cordeliers und sein Brustbild im Convent und anderwärts aufgestellt. Aber nur so lange, als noch die Schreckensregierung in voller Kraft bestand, bestand der Wahn, der ihm Verehrung zollte. Als jene verschwand, verschwand auch dieser, und Marats Andenken wurde nun ebenso beschimpft und verhöhnt, als es vorher erhoben und vergöttert worden war.

Nicht so verwerflich als Marat, und weit gerader und kräftiger als Robespierre, war Danton, gewöhnlich „der Mirabeau des Pöbels" genannt, weil er eben so den Pöbel aufzuregen vermochte, wie Mirabeau den dritten Stand, und überhaupt in Rücksicht seines Aeussern und Innern, seiner Leidenschaften und Sitten mit diesem „Herkules der Revolution" große Aehnlichkeit hatte.

Schon sein Aeusseres mußte Eindruck auf das Volk machen; denn er hatte einen riesenmäßigen Körper, kräftige, doch wilde Gesichtszüge, kleine blitzende Augen, eine feste Haltung und eine volltönende und lautschallende Stimme. Und diesem Aeussern entsprach das Innere.

Geist,

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVII.

Geist, Muth, Thatkraft war ihm eigen und zugleich die wildeste Leidenschaftlichkeit, wenn er aufbrauste, und wiederum Fröhlichkeit, Gutmüthigkeit, Fahrlässigkeit und Genußsucht, wenn er seine Zwecke erreicht hatte. Hiermit verband er eine seltene Rednerkraft. Zwar fehlte es ihm an Umfang und Tiefe der Kenntnisse, auch hielt er nicht, wie Robespierre, künstlich ausgearbeitete und durch glänzende Ausdrücke und Wendungen schimmernde Reden: er scheute die Mühe des Schreibens und Nachdenkens; aber er verstand es besser als irgend Einer, aus dem Stegreif zu reden; sein heller Blick fand leicht das Zweckdienliche, seine Heftigkeit führte ihm überraschende Einfälle und Bilder zu, und seine donnernde Stimme, wie sein kühner Muth, hatte etwas Erschütterndes: er konnte daher seine Zuhörer mit sich fortreißen, Zaghafte ermuthigen, Gleichgiltige anfeuern, Träge in Thätigkeit setzen. Haß, Neid, Herrschsucht waren ihm fremd: ihm wars um Freiheit zu thun, die er als Volksglück betrachtete. Denn wenn er auch anfangs aus unlautern Gründen, im Gefühl seiner Kraft und um sein Glück zu machen, der Revolution beitrat, so ergriff ihn doch bald ein Eifer für Freiheit, der in seinem heftigen Gemüthe zur Leidenschaft entbrannte und darum gegen die Forderungen des Rechtes und der Menschlichkeit ihn verhärtete oder verblendete. Freiheit, glaubte er, könne nur in und mit der Republik bestehen, die Republik aber nur durch Vernichtung jedes Widerstandes emporgebracht werden. Solche Vernichtung hielt er für gerecht, so lange sie sich als Noth-

wen-

wendigkeit ihm darstellte. „Wenn Schuldige (d. i. Freiheitsfeinde) da sind," rief er einst *), „so mögen sie fallen, und wären sie meine besten Freunde." Aber für ungerecht und verwerflich hielt er solche Vernichtungen, sobald sie ihm als unnöthig oder überflüssig erschienen. Bei solchen Eigenschaften war er fähig, in den Augenblicken der Gefahren kühn hervorzutreten, und wiederum vom Kampfe abzulassen und seiner Genußliebe zu fröhnen, wenn die Gefahren zerstreut waren; fähig, die abscheulichsten Auftritte und Verbrechen zu veranlassen und wiederum einzulenken auf die Wege der Mäßigung und bürgerlichen Ordnung.

Nur Weniges ist uns von seinen Lebensumständen bekannt; aber auch dieß Wenige kann zur Bestätigung dieser Schilderung dienen.

George Jacques Danton, geboren am 28. Oct. 1759 zu Arcis sur Aube, hatte die Rechte studirt, und war, als die Revolution ausbrach, Advocat beim königlichen Staatsrathe. Aber ohne Einkünfte und Ansehn hatte er damals, wie Madame Roland schreibt **), mehr Schulden als Rechtssachen und bedurfte der Unterstützung seines Schwiegervaters. Erst das Aufkommen der Revolution brachte ihn empor. Mirabeau, heißt es, ermunterte ihn, die Revolution zu fördern, da er in ihm den Mann erkannte, der das Volk gegen den Hof aufzuhetzen

*) Thiers III, 120.

**) Zeitgenossen. Neue Reihe 1821. Num. IV, S. 72.

hetzen vermochte. Auch soll der Herzog von Orleans ihn hierzu aufgefordert und mit Geld unterstützt haben. Als Revolutionsmann fing er seine Laufbahn damit an, daß er auf öffentlichen Plätzen bald mit Heftigkeit, bald mit Spaßhaftigkeit über die Begebenheiten des Tages zu dem Volke redete und dasselbe zur Erkämpfung der Freiheit aufregte. Er wurde mit Beifall gehört und gewann bald solchen Anhang, daß er mit Hilfe des Volkes jenen Marat, mit dem er damals verbunden war, weil dessen Zeitschrift seinen Zwecken diente, den Nachstellungen der Polizei entzog (22. Jan. 1790), dann sich selbst gegen den Verhaftsbefehl schützte, den das Chatelet gegen ihn, als einen Aufwiegler des Volkes, erlassen hatte (im März 1790). Bei der Eintheilung der Hauptstadt in 48 Sectionen wurde er zum Vorsteher der Section der Franziscaner (Cordeliers) ernannt, die durch ihn ein Sammelplatz der überspanntesten Menschen wurde. Um diese fester zu vereinen, stiftete er den Clubb der Cordeliers, der auf Errichtung der Republik hinarbeitete, dann dem Jacobinerclubbe, dem er anfangs voraneilte, eine Zeitlang sich anschloß. Als Vorsteher der Section der Cordeliers erschien er am 10. Nov. 1790 mit dem Maire Bailly vor den Schranken der Nationalversammlung, um auf Entfernung der Minister des Königs anzutragen. Damals galt er der Nationalversammlung als ein wilder, aber unbedeutender Schreier. Anders aber wurde es im folgenden Jahre bei der Flucht des Königs. Schon als der König die zweideutige Reise nach St. Cloud antreten

wollte

wollte (18. Apr. 1791), trieb er das Volk zur Verhinderung derselben; dann, als der König entflohen war (21. Juni), beschuldigte er im Jacobinerclubb den General Lafayette, in dessen Beisein, der geheimen Theilnahme an dieser Flucht; und als der König von Varennes zurückgebracht worden war, betrieb er den Volksaufstand (16. u. 17. Juli), der die Nationalversammlung zwingen sollte, den König zu verurtheilen und abzusetzen. Dieser Aufstand wurde durch Lafayette und Bailly unterdrückt, und Danton nebst Andern, die das Volk aufgewiegelt hatten, zum Verhaft verurtheilt. Aber das Volk, von den Jacobinern geleitet, nahm sich seiner an. Der Häscher, der ihn gefangen nehmen sollte, wurde festgehalten, als hätte derselbe die Volkssouverainetät verletzt, und Danton zum Substituten des Gemeindeanwalts ernannt.

Um diese Zeit suchte der Hof ihn für sich zu gewinnen. Unter dem Vorwande einer Entschädigung für seine ehemalige Stelle als Advocat beim Staatsrath ließ Ludwig XVI. ihm beträchtliche Summen auszahlen. Er nahm das Geld, weil er Geld brauchte; aber er ließ sich nicht erkaufen. Vielmehr fuhr er fort, die Menge gegen den Hof aufzuhetzen und auf Errichtung der Republik hinzuarbeiten. Besonders geschäftig hierzu war er am 10. August. Er leitete die Begebenheiten dieses Tages ein, trieb den Pöbel und die nach Paris gekommenen Marseiller gegen die Tuilerien und entschied durch seine Kühnheit den Sieg des Volkes und mithin den Umsturz

des

des Königthums. Ihn selbst führte dieser Tag zur Höhe seines Ansehens. Er ward Mitglied des pariser Bürgerrathes, gleich darauf Mitglied des einstweiligen Vollziehungsrathes, in welchem er das Ministerium der Justiz erhielt, und hiermit der mächtigste Mann in Paris. Denn mittelst seiner Kühnheit im Vollziehungsrathe wie im Bürgerrathe vorherrschend, konnte er leicht, was er wollte, durchsetzen. Große Gefahren bedrohten damals die Sache der Revolution: von Aussen her nahten Preußen und Oestreicher, im Innern waren die Anhänger des Königthums zu fürchten, und man wußte nicht, wie man sich am sichersten gegen diese und jene vertheidigen sollte. Da rieth Danton Paris nicht aufzugeben, da Frankreich in Paris sei, die Volkskraft gegen den äussern Feind an den Gränzen zu richten, und im Innern die Royalisten in Schrecken zu setzen. Seine um ihn versammelten Freunde, die den Sinn dieser Worte verstanden, schwiegen aus Bestürzung. Er aber wiederholte mit jener Entschlossenheit, die nichts scheut und alles wagt: „Ja, in Schrecken muß man sie setzen!" Dann: „Was ist nöthig, sie zu besiegen, sie zu Boden zu werfen? Kühnheit, „und wieder Kühnheit und immer Kühnheit." Auf diese Weise trieb er zu den schauderhaften Septembermorden (2.—7. Sept. 1792), die er auch ausserhalb der Hauptstadt entzündete. Hierdurch hat er sein Andenken so gebrandmarkt, daß er in der Reihe der ärgsten Blutmenschen erscheint. Doch gerade bei dem Unmenschlichen, was er veranlaßte, zeigte sich's, daß auch menschliches Gefühl in

ihm

ihm obwaltete. Ehe er zu dem Sturme des 10. Aug. schritt, mit dem lauterklärten Entschlusse: „das französische Volk müsse siegen oder er sterben," eilte er auf Augenblicke nach Arcis sur Aube, um noch einmal seine Familie zu sehen und zu umarmen; während er die Septembermorde gegen Verdächtige richtete, rettete er viele Einzelne, die seinen Beistand ansprachen; und nie, selbst nicht in seinen letzten Stunden, hat er eine Unruhe oder Reue über diese Schrecklichkeiten geäussert; nicht, weil sein Gemüth zum Bösen verhärtet war, sondern weil er die Ueberzeugung hegte, der Nothwendigkeit gedient, das Glück künftiger Geschlechter begründet und darum recht gehandelt zu haben.

Von der pariser Gemeinde zum Deputirten gewählt, trat er am 21. Sept. 1792 von dem Ministerium der Justiz zum National-Convent über. Auch in diesem zeigte er sich anfangs sehr thätig und einflußreich. Er kämpfte gegen die Girondisten (namentlich gegen Roland) und unterdrückte deren Antrag auf Bestrafung der Septembermorde; er nahm sich Robespierre's an, als dieser des Strebens nach der Dictatur beschuldigt wurde, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich zu vertheidigen; er beförderte den Prozeß des Königs und stimmte für dessen Tod, weil er denselben als eine Sicherung der Freiheit betrachtete. Nicht lange nachher (im Jan. 1793) wurde er nach Belgien geschickt, um das Betragen der Armeen zu beobachten und die Verfassung des Landes umzuändern. Dort unterschlug er öffentliche Gelder, wenigstens

wurde

wurde ihm dieß nach seiner Rückkehr von Marat und Andern vorgeworfen; und wohl nicht mit Unrecht! Denn schon als Justizminister war er mit den ihm anvertrauten Geldern nicht gewissenhaft umgegangen, und Geld schätzte er, nicht aus Geiz, der war ihm fremd, aber aus Genußgier, der er durch dasselbe Befriedigung verschaffte.

Bei den Gefahren, die im Frühling und Sommer des Jahres 1793 Frankreich bedrohten, erkannte er, daß nur Einheit und Kräftigkeit der Regierung die neue Republik schützen und erhalten könnte. Hierzu, meinte er, müsse abermals, doch auf andre Weise als im September 1792, durch den Schrecken gewirkt werden. Er bestand daher auf Einführung des Revolutionsgerichts, der Revolutionsheere und der Revolutionsausschüsse. Aus eben diesem Grunde drang er auch auf Vernichtung der Girondisten, wiewohl ungern, weil ihm dieselbe als eine Auflösung der Unverletzlichkeit der Conventsglieder bedenklich schien. Neue Gefahren folgten dem Sturze der Girondisten. Da feuerte er den Convent zu kühner Entschlossenheit an, und wirkte dazu mit, daß die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten dem Wohlfahrtsausschusse zugewendet, und so die Schreckensregierung vollendet wurde. Er selbst war anfangs Mitglied des Wohlfahrtsausschusses.

Doch im Herbste des Jahres 1793, als die früheren Gefahren zerstreut, und der Zweck der Schreckensregierung erreicht schien, zeigte er sich wie umgewandelt. Statt, wie vorher, zum Umstürzen und Vernichten auf-

zufordern, redete er nun der Mäßigung und Menschlichkeit das Wort; statt, wie vorher, unter dem Pöbel zu leben, umgab er sich nur mit Männern, die die Revolutionsgräuel verabscheuten; statt, wie vorher, an den öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen, zog er sich nun von ihnen zurück. Häufig begab er sich auf sein Landgut zu seiner Familie nach Arcis sur Aube, wo er auch seine Freunde um sich versammelte; selten erschien er im Jacobinerclubbe, noch seltener im National-Convent, oder wenn er hier oder dort erschien, gab er sein Mißfallen an den Vorfällen des Tages zu erkennen, und bald wußte man von ihm, daß er das Aufhören der Schrekkensregierung, und die Wiederherstellung der Unabhängigkeit und Würde des schmählich niedergedrückten National-Convents wünsche. Auch war er gegen den von Chaumette und Hébert erhobenen Atheismus, und unterstützte Robespierre'n bei Unterdrückung der Ueberspannten. Was ihn zu dieser Sinnesänderung trieb, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Theils die Ermattung, die ausserordentlichen Anstrengungen folgt, theils das Streben, in Ruhe zu genießen, was er unter Unruhen zusammengebracht hatte, vielleicht auch der Unwille über seine Entfernung von der Regierung, und über die Hinrichtung der von ihm vertheidigten Girondisten konnten ihn zu derselben hinführen. Doch mehr als alles dieses scheint ihn die Ueberzeugung, daß die Anwendung des Schreckens, da, wo sie nicht nothwendig sei, als unnütz und ungerecht entfernt werden müsse, zur Mäßigung oder Menschlich-

keit

keit umgestimmt zu haben. Dafür sprechen seine damals oft wiederholten Aeusserungen: „Man müsse die Freiheit nicht verhaßt machen," und „ich will lieber guillotinirt werden, als selbst guillotiniren;" ferner die Angriffe, die er durch seinen Freund Camille Desmoulins in dessen Zeitschrift „der alte Cordelier" gegen die Schreckensregierung erheben ließ. Doch auch er mußte erfahren, daß es leichter ist, einen Brand zu entzünden als zu löschen, und daß selbst der, der das Toben der Revolution hervorgerufen hat, von ihren Wogen verschlungen wird, sobald er sich ihnen entgegenstellt.

Sein Zurücktreten gab das Signal zu seinem Sturze. Da er nicht mehr unter dem Volke und nur selten unter den Jacobinern erschien, wurde er jenem entbehrlich und diesen verdächtig. Die Jacobiner fingen an, in ihren Versammlungen seine Trägheit und Genußgier zu tadeln, sprachen von seinen Erpressungen und Unterschleifen, beschuldigten ihn sogar der Verbindungen mit den Ausgewanderten und Fremden. Auf Betrieb seiner Freunde, gegen welche die ersten Angriffe gerichtet wurden, kam er im Dec. 1793 nach Paris zurück, und vertheidigte sich im Jacobinerclubbe. Aber er konnte den Eindruck, den sein Zurücktreten gemacht hatte, nicht überwältigen, noch weniger das vorige Ansehn wieder erlangen: die Zeit der Gefahr, in der sich sein Muth geltend machen konnte, war vorüber, und der Wohlfahrtsausschuß, dem er als ein gefährlicher Tadler der bestehenden Regierung galt, war ihm feind. Nur Robespierre

schwankte

schwankte eine Zeitlang in dem Benehmen gegen ihn, vielleicht weniger aus Schonung früherer Verbindungen, als aus kluger Berechnung: er mußte es bedenklich finden, einen Danton, diesen Mann des Volks und Vorfechter der Revolution, niederzuschmettern; wer sollte feststehen, wenn auch dieser gestürzt würde? Doch gedrängt von seinen Amtsgenossen im Wohlfahrtsausschusse und wohl eben so sehr von dem ihm eignen Neid und Argwohn, erhob er sich allmählich über alle Bedenklichkeiten und schritt nach Vernichtung der Ueberspannten zur Vernichtung Danton's und der Freunde desselben. Eine Unterredung, die Danton noch im März 1794 mit ihm hatte, führte keine Ausgleichung herbei; vielmehr trennten sich beide erbitterter, als sie zusammengekommen waren.

Jetzt rieth man Danton'n, auf seine Sicherheit bedacht zu sein; aber worauf sollte er sich stützen? Der Pöbel war nicht mehr in seiner Hand; der Jacobinerclubb, so wie der Wohlfahrtsausschuß, war ihm entgegen, und der National-Convent, der ihm und seinen Bestrebungen wohlwollte, war zu schwach, um ihn gegen den Wohlfahrtsausschuß zu schützen. Sollte er fliehen? Wohin? Welches Land würde diesen blutbefleckten Revolutionsmann aufgenommen haben? Und er liebte sein Vaterland: „Nimmt man es," rief er, als man ihm Flucht zum Rettungsmittel empfahl, „nimmt man es unter den Schuhsohlen mit sich?" Endlich wähnte er auch, man würde es nicht wagen, Hand an ihn zu legen;

 ja

ja er wähnte dieß noch, als ihm am 30. März gemeldet wurde, daß der Wohlfahrtsausschuß seine Verhaftung beschlossen habe. Aber bald mußte er seinen Irrthum erkennen! Als Robespierre und die übrigen Mitglieder des Ausschusses überzeugt waren, daß Danton mit Erfolg keinen Widerstand leisten konnte, ließen sie ihn in der Nacht vom 30. zum 31. März 1794 von Bewaffneten überfallen und in das Gefängniß Luxemburg führen, in welches auch seine Freunde kamen.

Seine Verhaftung erregte Erstaunen und Bestürzung, nicht sowohl unter dem Volke, als im Convent. Hier trug sein Freund Legendre darauf an (31. März): Danton, der einst der Freiheit die wichtigsten Dienste geleistet habe, müsse das Recht haben, sich im Convente gegen die Vorwürfe der Vaterlandsverrätherei zu vertheidigen. Aber dem eingeschüchterten Convente fehlte es an Muth, diesen Antrag gegen den Willen der Ausschüsse zu unterstützen. Robespierre erhob sich gegen Legendre und brachte ihn zum Schweigen, und als St. Just einen eben so giftigen als lügenhaften Bericht gegen Danton und dessen Freunde vorgetragen hatte, mußte der Convent, aus Furcht vor dem Wohlfahrtsausschusse, die geschehenen Verhaftungen gutheißen und den Beschluß fassen, daß Danton und seine Freunde als Verschworene gegen die Republik vor das Revolutionsgericht gestellt werden sollten.

Dagegen blieb Danton bis zu seinen letzten Augenblicken sich gleich in der Furchtlosigkeit und Charakterkraft,

kraft, die ihn merkwürdig gemacht hatte. Wohl mochte es ihn schmerzen, sich von Gegnern, über die er sich erhaben dünkte, überrascht und gefangen zu sehen, und man hörte ihn im Gefängnisse ausrufen: „Im vorigen „Jahre errichtete ich das Revolutionsgericht! Möge es „mir Gott und die Menschheit vergeben! Das wollte „ich nicht, daß es eine Geißel der Menschen werden „sollte;" — aber er versank darum nicht in Kleinmuth und Verzweiflung. Im Gefühle seiner Kraft stärkte sich seine Kraft. Dieß zeigte sich besonders bei seinem Vorstande vor dem Revolutionsgerichte am 1., 2. und 3. Apr. Als ihn der Vorsitzende, Dumas, gewohntermaßen nach Namen, Alter und Wohnort fragte, erwiederte er kalt und stolz: „Ich bin Danton, hinlänglich bekannt in der „Revolution, bin 34 Jahre alt. Meine Wohnung wird „bald das Nichts sein, und mein Name in dem Pantheon „der Geschichte leben." Man warf ihm vor, er sei ein verdorbener Republikaner, der, um das Königthum wieder herzustellen, mit den Feinden der Freiheit Gemeinschaft mache. Er aber wies diesen Vorwurf als eine schnöde Verleumdung zurück und vertheidigte sich nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger, forderte die Ausschüsse herbei, ihm Rede zu stehen und erinnerte an seine Verdienste um die Revolution. Das anwesende Volk bewies ihm Theilnahme, die Richter geriethen in Verlegenheit und der Vorsitzende griff zur Klingel, um ihn zur Ruhe zu verweisen. Er aber rief mit der Donnerstimme, die ihm eigen war: „Die Stimme eines Mannes, der

„mit seinem Leben seine Ehre zu vertheidigen hat, muß „die Töne deiner Klingel besiegen!" Erschöpfung nöthigte ihn aufzuhören *). Doch wiederholte er dasselbe bei einem zweiten und dritten Vorstande. Jetzt schien es dem Wohlfahrtsausschusse nöthig, dem Convente den Befehl abzupressen, daß er verurtheilt werden sollte, ohne sich weiter verantworten zu dürfen. St. Just hatte diesen Befehl erwirkt, unter dem Vorgeben, Danton sinne noch im Gefängniß auf Aufruhr und verletze die dem Gerichte gebührende Achtung, ja er treibe mit seinen Genossen die Unverschämtheit so weit, daß er den Richtern Brodkugeln an den Kopf werfe. So wurde am 4. Apr. Danton mit den Uebrigen ausser Verantwortung und Erörterung gestellt und zum Tode verurtheilt.

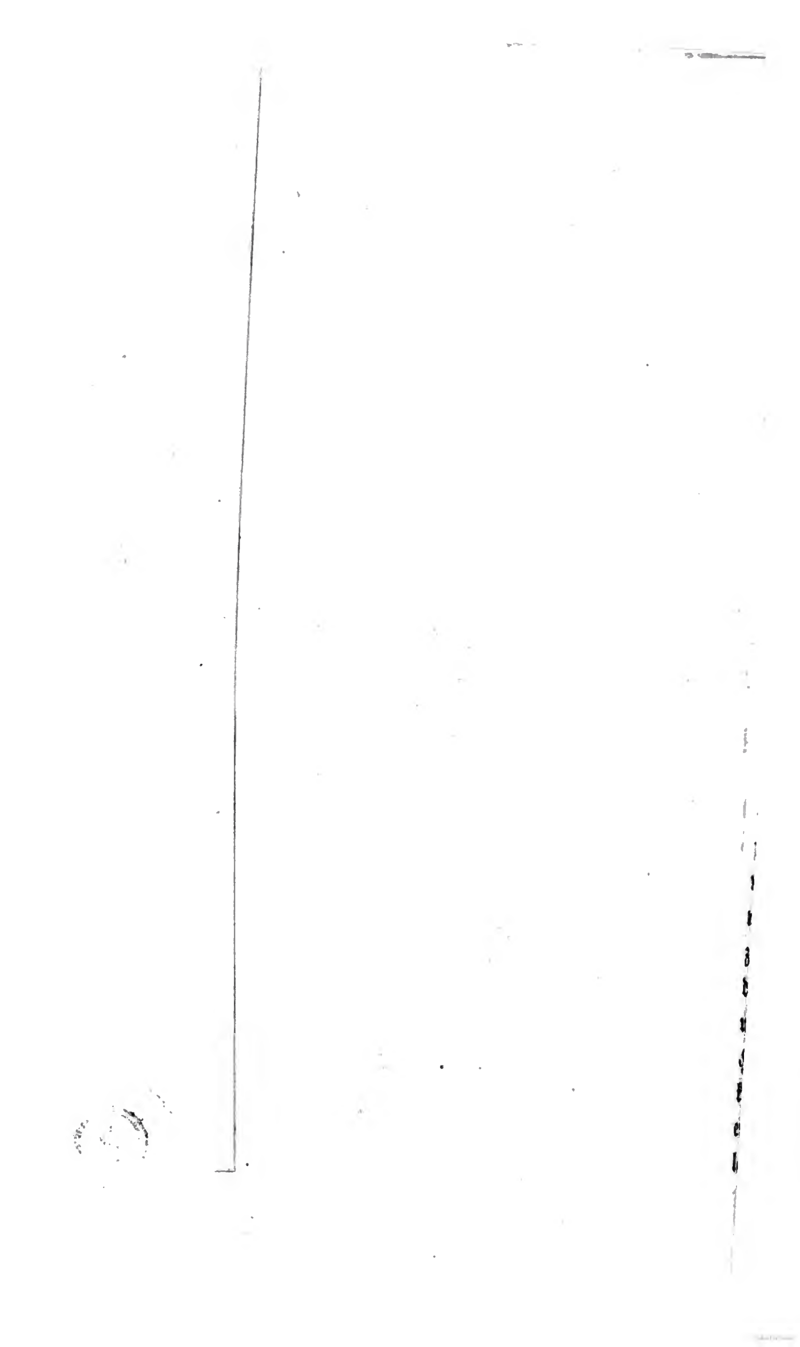
Mit ungebeugtem Muthe erlitt er am 5. Apr. den Tod, als ein Mann, dem das Leben zuwider und das Sterben erwünscht ist. Auf dem Wege zum Blutgerüste schaute er mit stolzem Blicke auf die Schreier, die den Karren, auf dem er saß, umgaben, und rief ihnen zu: „Schweig', undankbares Volk! du siehst hier einen wahrhaften Republikaner." Am Fuße des Blutgerüstes sprach er, für den Augenblick wehmüthig: „O meine Geliebte, mein Weib, ich werde dich also nicht wiedersehen?" Doch gleich darauf rief er, diese Wehmuth niederkämpfend: „Danton, keine Schwäche!" Ruhig sah er vierzehn Andre vor seinen Augen sterben. „Sie schlafen," rief er bei

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXVIII.



gez. u. gest. v. F. Rosmäsler.

George Jacques Danton.



bei ihrem Anblick, „den Schlaf der Gerechten!" Endlich, als ihn die Reihe traf, sagte er zum Scharfrichter: „Zeige meinen Kopf dem Volke, er verdient es." Sein Wunsch wurde erfüllt.

Theilnahme erweckt er, wie jeder that- und willenskräftige Mensch, er mag seine Kraft zu edlen oder unedlen Zwecken hinwenden, Theilnahme erweckt er besonders durch seinen Antheil an dem Fortgange der Revolution; aber auf Achtung kann er keinen Anspruch machen, da er nur die Energie der Leidenschaften, nicht die des sittlichen Gefühles, noch weniger die des religiösen Glaubens hatte und darum der abscheulichsten Missethaten fähig war.

Maximilian Robespierre, geboren zu Arras im Jahre 1759, war der Sohn eines Advocaten, der, durch Lüderlichkeit in Verruf und Armuth versunken, aus Frankreich floh und nach langem Umherirren in München starb. Auch seine Mutter, die Tochter eines Brauers, verlor er frühzeitig: sie starb ihm, als er neun Jahre alt war. Ihm war also nicht beschieden, was schon Viele zu Liebe und Wohlwollen führte, am Herzen der Eltern die sanfteren Gefühle in sich zu entwickeln. Des armen und verwaisten Knaben nahm sich der Bischof zu Arras, Herr von Conzie, an. Erst machte er ihn zum Chorknaben in der Cathedrale zu Arras (wodurch er ihm den ersten Unterricht zuführte), dann, da er glückliche Anlagen bei ihm bemerkte, verschaffte er ihm eine Freistelle

im

im Collége St. Louis zu Paris. Hier widmete sich Robespierre (1770—1778) mit großem Eifer den Studien, machte anerkannte Fortschritte, empfahl sich durch Sittlichkeit, gab aber auch Neigung zur Unabhängigkeit und Verschlossenheit zu erkennen. Nachdem er (1778) das Rechtsstudium vollendet hatte, kehrte er von Paris nach Arras zurück, trat daselbst als Advocat auf und machte sich geltend. Er gewann (1783) einen Prozeß gegen den Schöppen zu St. Omer, der sich der Aufstellung eines Blitzableiters widersetzt hatte, erhielt für seine Beantwortung der Preisfrage „über das Verwerfliche der Schmach, die die Todesstrafe eines Verbrechers auf dessen Familie bringt," eine ansehnliche Belohnung, und erlangte durch die Freimüthigkeit, mit welcher er willkürliche Bedrückungen und andre Mißbräuche in der Verwaltung, besonders das Verfahren mit den Lettres de cachet bestritt, Ansehn und Beifall. Er wurde daher im Jahr 1789 zum Präsidenten der Akademie zu Arras, dann zum Abgeordneten des dritten Standes der Provinz Artois ernannt. So kam er zur Ständeversammlung, die am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnet wurde.

Erfüllt mit Ideen über Freiheit und Gleichheit, die er aus Rousseau's Schriften aufgefaßt hatte, trat er in dieselbe ein; aber er machte sich anfangs in ihr nicht bemerkbar, sei es aus Mißtrauen zu seinen Kräften, oder aus Schlauheit, um zu beobachten, welche Partei er zu nehmen hätte. Nur in Kaffeehäusern, wo viele Neu-

gierige und Neuerungssüchtige sich zu versammeln pflegten, sprach er für Freiheit und Gleichheit. Erst, als mit der Einnahme der Bastille ein großer Sieg errungen war, und nun die, die den Thron angriffen, einen mächtigen Rückhalt hatten, trat er in der Nationalversammlung als Redner auf, zur Vertheidigung der Volksrechte und des pariser Aufstandes. Auch wurde er Mitglied des Jacobinerclubbs (der damals Clubb de Bretagne hieß) und Mitarbeiter an Tageblättern. Die Gewandtheit und Beharrlichkeit, mit der er in Rede und Schrift das Volk gegen den Thron vertheidigte und aufhetzte, machte ihn beim Volke beliebt; aber in der Nationalversammlung galt er noch wenig. Wie oft er auch das Wort nahm, und wie viele revolutionäre Anträge er auch vorbrachte; er konnte in den Jahren 1789 und 1790 nur selten seine Meinung durchsetzen: Mirabeau verdunkelte und verspottete ihn. Erst als dieser gestorben war (2. Apr. 1791), gelang es ihm, sich hervorzudrängen, und wie im Jacobinerclubbe, so in der Nationalversammlung, einer der Wortführer zu werden. Bei der Flucht des Königs (21. Juni 1791) hielt er die heftigsten Reden gegen den König und zur Abschaffung des Königthums; und als er mit ihnen nicht durchdrang, war er einer von denen, welche den pariser Pöbel zum Aufstand am 16. und 17. Juli anregten. Schon hierbei zeigte es sich, zu welchem Ansehn er emporgekommen war. Am Tage dieses Aufstandes trug der Pöbel sein Brustbild nach dem Marsfelde, und stellte es auf den Altar des Vaterlandes mit

der

der Unterschrift: „Derjenige, welcher sich um das Vaterland verdient gemacht hat.“ Einige Monate nachher, als die erste Nationalversammlung auseinander ging (30. Sept.), wurde er nebst Petion von dem Pöbel mit Jubelgeschrei empfangen, sein Haupt mit Eichenlaub umwunden, und der Name „des Unbestechlichen“ ihm beigelegt. Ausgeschlossen war er von der zweiten Nationalversammlung durch das von ihm selbst empfohlene Gesetz vom 16. Mai 1791, das Wiedererwählung der vorigen Deputirten verbot. Doch blieb er in Paris als öffentlicher Ankläger beim Criminalgericht des Departements der Seine und als Mitglied des Jacobinerclubbs und fand dadurch Gelegenheit, die Revolution und sein Emporkommen zu fördern. Durch die Jacobiner kam er am 10. Aug. 1792 in den neuen Bürgerrath, der die Pöbelherrschaft emporbrachte, ward Vorsitzender in demselben und widersetzte sich als solcher der Nationalversammlung, da diese (am 30. Aug.) die Auflösung des neuen Bürgerrathes beschlossen hatte. Nicht lange nachher wurde er Mitglied des National-Convents, der am 21. Sept. 1792 eröffnet wurde.

Jetzt schon stand er in solchem Ansehn, war von einem so großen Anhang umgeben, und sprach so gebieterisch, daß er am 25. Sept. mitten in dem National-Convent von einem Mitgliede desselben, Rebequi, des Strebens nach der Dictatur beschuldigt wurde. Die Girondisten, vor allen Brissot, nahmen diese Beschuldigung beifällig auf, und er gerieth in eine Bestürzung, die

die ihn ausser Stand setzte, sich zu vertheidigen. Erst, nachdem Danton sich seiner angenommen, und er Zeit gehabt hatte, sich zu erholen, suchte er mit dem ihm eignen Wortschwalle den Eindruck zu verlöschen, den die gegen ihn erhobene Beschuldigung erregt hatte. Vergebens! Neue Ankläger (Barbaroux und Panis) traten gegen ihn auf. Jetzt stand ihm Marat bei, der durch seine Unverschämtheit die Aufmerksamkeit des Convents auf andre Gegenstände hinleitete. Einen Monat nachher, am 29. Oct., wiederholte sich die vorige Anklage, als dem National-Convent in einem Berichte Roland's angezeigt wurde: „es gehe das Gerücht, Robespierre sei am tauglichsten, während der jetzigen Bedrängnisse an der Spitze des Staates zu stehen." Louvet, der als Ankläger erschien, nannte ihn „den übermüthigen Günstling des Pöbels, der durch abscheuliche Verleumdungen die wahren Freiheitsfreunde in der zweiten Nationalversammlung in Gefahr gesetzt habe. Abermals gerieth Robespierre in Schrecken und Muthlosigkeit. Doch seine Anhänger erhoben für ihn ein tobendes Geschrei, und er erhielt es, daß ihm zu seiner Vertheidigung eine Frist von acht Tagen bewilligt wurde. Hiermit gewann er Zeit, eine künstliche Rede auszuarbeiten, in welcher er seine Freiheitsliebe und seine Verdienste um die Revolution herausstrich und Vorwurf und Verdacht auf seine Gegner hinlenkte. Am 5. Nov. hielt er diese Rede im National-Convent, die solchen Beifall fand, daß der Convent, auf Barras Antrag, zur Tagesordnung

nung fortschritt, und damit die wider ihn erhobene Anklage niederschlug.

Wie immer die Ueberwältigung einer Gegenpartei die Macht und den Einfluß des Ueberwältigers vermehrt, so wurde auch Robespierre jetzt mächtiger und einflußreicher, als vorher. Er erschien als ein schuldlos Verleumdeter; fester und inniger drängte sich um ihn eine Partei, die seinen Zwecken diente, und erreichbar wurden ihm die Mittel, durch die er sich behaupten und erheben konnte.

Während sich nun die Aufmerksamkeit des Convents und Volks erst auf die Hinrichtung des Königs, dann auf den Sturz der Girondisten hinwendete, erhielt er Gelegenheit, durch den hervorstechenden Antheil, den er an diesen Begebenheiten nahm, den Ruf seiner Vaterlands- und Freiheitsliebe zu vermehren, und als ein Führer der öffentlichen Angelegenheiten zu erscheinen. So geschah es, daß er am 27. Juli 1793 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde. Hiermit gelangte er zum Gipfel seiner Höhe. Denn da der Wohlfahrtsausschuß seit Einführung der Schreckensregierung alle Staatsmacht in sich vereinigte, und da er seine Gegner im Jacobinerclubbe, Bürgerrathe und National-Convente, erst die Hébertisten, dann die Dantonisten, zu stürzen verstand, und durch seinen Ruf des Patriotismus und der Uneigennützigkeit über seine Amtsgenossen im Wohlfahrtsausschusse ein Uebergewicht behauptete: so wurde er (vom Apr. — Juli 1794) wirklich, doch ohne es zu heißen, der Dictator

Frank-

Frankreichs. Ueber Alles wurde er zu Rathe gezogen, bei allen wichtigen Anlässen nahm er das Wort, seine Anträge wurden Gesetze, was er wollte, geschah; Frankreich beugte sich vor ihm. Keiner der Könige Frankreichs hat willkürlicher geherrscht, als er, und keinem der Könige Frankreichs, auch nicht Ludwig XIV., sind ausschweifendere Huldigungen dargebracht worden, als ihm.

Zu solcher Höhe und Macht gelangte er keineswegs durch ausgezeichnete Naturgaben. Ein empfehlendes Aeussere war ihm versagt: er war klein und schmächtig von Gestalt, hatte ein von Pockennarben bezeichnetes Gesicht, eine gallige Farbe, düstre Züge, eine schreiende Stimme; Vertrauen Erweckendes lag nicht in seinen Blicken, Gebieterisches nicht in seiner Haltung; ja es fehlte ihm sogar an Muth: plötzliche Angriffe brachten ihn ausser Fassung, und an gefahrvollen Tagen zog er sich feig zurück, bis die Gefahr überwältigt war. Auch seine Geistesfähigkeiten und Kenntnisse waren nicht ausgezeichnet. Er schuf nicht Ideen, sondern spann die weiter fort, die er von Andern auffaßte. Vorzüglich waren es Rousseau's Schriften, die er zu Leitsternen für sein politisches Leben wählte. Nur als Redner zeichnete er sich aus; doch erst späterhin: anfangs war sein Vortrag kalt, schwerfällig, schwülstig, seine Stimme und Aussprache unangenehm; aber nach und nach, bei fast täglichen Kämpfen und Anstrengungen, lernte er kräftig, glänzend, einnehmend, selbst aus dem Stegreife leicht und ergreifend sprechen, und zeigte einen Muth im Reden,

der ihm beim Handeln fehlte. Doch auch in seinen letzten Zeiten hatten seine Reden mehr Heftigkeit als Wärme, mehr Gemeinplätze als genaue, auf Gründe gestützte Erörterungen. Der Grund seines Emporkommens ist also nicht in seinen Talenten zu suchen, sondern in äussern Umständen und in seiner Geschicklichkeit, diese zu benutzen.

In ruhigen Zeiten bürgerlicher Ordnung finden selbst reichbegabte Menschen, gehören sie zu den niedern Ständen, selten Gelegenheit, sich hervorzuthun, oder hoch emporzusteigen, geschweige Menschen von beschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen. Anders aber ist es in den stürmischen Zeiten einer Volksrevolution, die alle früheren Verhältnisse umkehren. In solchen Zeiten ziehen gerade die, die am lautesten, überspanntesten und hartnäckigsten für Volksrechte reden, alle Unterschiede der Geburt, des Ranges, des Reichthums und selbst des Talents rastlos bestreiten, Klagen gegen frühere Einrichtungen und Verleumdungen gegen Hochgestellte erheben, am meisten die Aufmerksamkeit auf sich, werden vom Volke mehr als die Gemäßigten und Weisen gepriesen und erhoben, und können, wenn sie den Ruf der Vaterlandsliebe oder der Uneigennützigkeit zu gewinnen wissen, durch den Beifall des Volkes leicht zu einer Beherrschung des Volkes gelangen. Dieß gilt von Marat, von Danton, und noch mehr von Robespierre. Wäre das französische Staatswesen in dem früheren Gleise fortgegangen, so würde er wahrscheinlich, was er früherhin war, Advocat geblieben sein und höchstens nur in einem

klei-

kleinen Kreise sich bemerklich gemacht haben. Aber die Revolution öffnete ihm die Bahn, sich hervorzuthun. Und besser als Andre wußte er zu nützen, was sie ihm bot, und die rechten Mittel zur Erreichung seiner Absichten zu ergreifen. Denn indem er die Ideen, von denen die Revolution ausgegangen war und zu denen sie hinführte, lebhaft vertheidigte und weiter fortspann, zog er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; indem er an die kühnverwegene Partei der Jacobiner sich anschloß, Begeisterung für ihr Streben in sich hegte und bei Andern entzündete, durch sein Reden ihr Handeln leitete und durch sie seine Gegner niederschmetterte, ward er gleichsam auf ihren Schultern emporgetragen; indem er ferner den wildesten Leidenschaften und Ausschweifungen des Pöbels das Wort redete und die treueste Sorge für dasselbe äusserte, machte er den Pöbel, wie die Jacobiner, zum Stützpunkte seines Emporkommens und Herrschens; indem er viertens bei den einmal vorgetragenen Lehren fest beharrte, seinen Patriotismus hervorhob, in seinem Privatleben sich selbst von allem Vorwurf rein erhielt, mäßig, thätig, ernst, rein in seinen Sitten und unbestechlich war, — Geld hatte keine Macht über ihn, und noch als Gebieter Frankreichs wohnte er in dem Hause und speiste er an dem Tische des Schreiners Dupleix: — so schritt er allen andern Revolutionsmännern, die der Zweideutigkeit, der Habgier und Genußsucht sich schuldig machten, in der Volksgunst voran; und indem er endlich, auf Jacobiner und Pöbel gestützt, durch Verdächtig-

machung

machung und Unterdrückung derer, die seinem Ehrgeiz im Wege standen, oder seinen Argwohn, Neid und Haß gereizt hatten, Schrecken um sich verbreitete, wurde er der erste Mann der Republik, der Dictator Frankreichs.

Schwer ist es, über ihn zu urtheilen. Seine letzten Absichten und Entwürfe sind mit ihm untergegangen, er wurde unverhört und unvertheidigt bloß auf Beschuldigungen hingerichtet; nach seinem Tode wurden von den Schreckensmännern, die ihn überlebten, alle Gräuel der Schreckensregierung ihm aufgebürdet; und er selbst, verschlossen und zurückhaltend, äusserte verschiedenartige Eigenschaften, Schwärmerei und Gefühllosigkeit, Tugendglanz und Heimtücke, Freiheitsdrang und Herrschsucht. Einen Tugendhaften mögen wir ihn nicht nennen, wie Manche gethan haben; denn das, was er als Tugend an sich rühmte, und von Andern forderte, beschränkte sich auf Vaterlandsliebe, Unbestechlichkeit und Sittenstrenge, und in seinem öffentlichen Leben zeigt sich fast überall Eitelkeit, Argwohn, Neid, Haß, Gefühllosigkeit. Kann aber in einem Herzen, das mit solchen Fehlern überfüllt ist, wahre Tugend wohnen? Doch eben so wenig mögen wir ihn unbedingt einen Heuchler nennen. Heuchelei lag nur in der Art, wie er seine Ideen geltend machte, nicht aber in diesen selbst. Mit dem Beginnen der Revolution hatten die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Volksherrschaft in seinem Innern Wurzel gefaßt, dann, nach Errichtung der Republik, die Ideen von Tugend und Schrecken, als der

Stütze

Stütze der Republik *), und hierzu hatte sich, als er, vielleicht wider sein Erwarten, an die Spitze der Republik gelangt war, der Glaube gesellt, daß es seine Bestimmung sei, jene Ideen zur Wirklichkeit zu bringen, und Führer des französischen Volks zu werden. Daher kam es vielleicht, daß er, wie Frau von Staël und Bailleul (ihr hierin beistimmend) bemerken, etwas Geheimnißvolles in seinem Wesen hatte, und daß er von seinen Umgebungen sich auch darin unterschied, daß er zu einer Zeit, wo Schmutz und Nachlässigkeit im Anzug (was man damals Sansculottismus nannte) zum Aeussern eines Revolutionsmannes gehörte, stets sauber gekleidet und in gelocktem und gepudertem Haarputz erschien. Aber da ihm der Muth fehlte, wie Danton kühn hervorzutreten; so suchte er durch tiegerartige Arglist seine Absichten zu erreichen. Mißtrauisch belauerte er die, mit denen er umging, hinterlistig brachte er die in üblen Ruf, die er stürzen wollte, und heimtückisch verschrie er die als Schuldige, die er haßte, oder fürchtete. Niemand war vor ihm sicher; Menschenleben achtete er nicht; er opferte es

*) Am deutlichsten trug er seine politischen Meinungen vor in der Rede, die er am 25. Dec. 1793, zur Vertheidigung des Wohlfahrtsausschusses, über die Grundlagen einer revolutionären Regierung hielt (vollständig steht diese Rede in Girtanner's hist. Nachrichten ꝛc. Th. XV, S. 118—153). Hier stellte er den Satz auf, „daß nur Tugend und Schrecken die Stützen der revolutionären Regierung sein könnten: Tugend, weil ohne sie der Schrecken verderblich; Schrecken, weil ohne ihn die Tugend ohnmächtig sei."

es seinen Leidenschaften, während er sich das Ansehn gab, als handle er nur im Auftrage und für das Beßte des Volkes.

Man kann ihn mit Ezelin von Romano vergleichen, der eine Zeitlang (1228—1259) in den östlichen Marken Oberitaliens, wie er in Frankreich, tyrannisirte *). Freilich fehlte es ihm gänzlich an der Kraft und Entschlossenheit, die Ezelin in vollem Maße besaß; aber ähnlich sind sich beide darin, daß sie durch ihre Begriffe von Recht und Tugend zu den schrecklichsten Unthaten fortgerissen wurden. Beide waren eigentlich nicht bösartig, nicht menschenfeindlich; sie wurden es erst bei der leidenschaftlichen Wuth, ihren Einbildungen Geltung zu verschaffen und bei dem Widerstande, der dieser Wuth entgegentrat. Beide hielten sich für berechtigt, Rache zu üben für die Sünden der Menschen; beide hatten zuletzt kein Mittel, sich festzustellen, als den Schrecken, und wurden dadurch zu solchen furchtbaren Gewaltthätigkeiten fortgerissen, daß noch jetzt ihre Namen mit Grausen genannt werden.

X.

Der Sturz Robespierre's.

Die Herrschaft Robespierre's war, wie das Toben eines Ungewitters, von kurzer Dauer. Nur ein Jahr

*) Man sehe die Schilderung Ezelin's von Romano in Leo's Geschichte Italiens Th. II, S. 236, 278 und 372 ff.

Jahr lang (vom Juli 1793 bis zum 27. Juli 1794) stand er als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses an der Spitze Frankreichs, und nur vier Monate lang blieb er der Ueberwältiger aller Parteien (31. März bis 27. Juli 1794). Dieß schnelle Vorübergehen seiner Herrschaft war überhaupt durch die Natur derselben bedingt. Denn wie wenig eine Herrschaft, die bloß aufs Schwert gebaut ist, lange bestehen kann, so noch weniger die Herrschaft, die auf Ueberspannung beruht. Keine Ueberspannung kann dauerhaft sein; in ihrem eignen Feuer muß sie sich verzehren; der Schrecken, den sie anfangs erregt, verwandelt sich in Abscheu, und dieser Abscheu führt zum Vernichtungskampfe. Auch bleiben Ehrsüchtige, die zusammen Macht an sich gebracht haben, nie lange mit einander in Frieden; sie entzweien sich wie Räuber, die vereinigt einen Raubmord zu Stande gebracht haben. Besonders aber ward Robespierre's Sturz durch den Sturz Danton's, wie dieser sterbend verkündigt hatte, herbeigezogen. Denn durch das Verfahren gegen Danton, einst den Führer der Revolution, zuletzt den Vertreter der Mäßigung, fühlte sich die Zahl feuriger Revolutionsmänner und die noch größere Menge derer, die nach Mäßigung verlangten, verletzt und bedroht. Seine Hinrichtung erzeugte daher Spaltungen unter den Jacobinern, trieb zu neuen Hinrichtungen, vermehrte dadurch den Unwillen gegen die bestehende Herrschaft und machte den Pöbel gegen seine Götzen gleichgiltig. Aber auch in Robespierre selbst lag ein Grund sei-

nes Sturzes. Seine Kräfte waren der Höhe, zu welcher er durch den Gang der Ereignisse gelangt war, nicht gewachsen. Er war Redner, war Sophist, war Fanatiker und unsträflich in seinem Privatleben; aber er war weder Held noch Staatsmann. Nur so lange Andre ihn stützten, und blinde Unterwerfung ihm entgegen kam, konnte er sich behaupten; aber sobald er auf eignen Füßen stehen, und mit fester Entschlossenheit losgebrochenen Stürmen entgegentreten sollte, mußte er bei seiner Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit unterliegen.

Voll Mißtrauen und Furcht ahnete er die Nähe seines Sturzes, und voll Eitelkeit und Herrschlust glaubte er, sich gegen denselben sichern zu können. Er traf dazu, besonders seit Danton's Hinrichtung, viele Vorkehrungen. Er suchte den Bürgerrath und die Sectionen zu Paris immer mehr an sich zu ketten, indem er jenem und diesen Menschen seiner Partei vorsetzte; er führte (16. April) eine von seinen Befehlen abhängige Polizei ein, durch die er jeden, der ihm verdächtig schien, mit Aufpassern umgab; er eiferte für den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, theils weil er in ihm einen Zusammenhalt der bürgerlichen Gesellschaft erkannte, theils weil er durch ihn die Mehrzahl der Franzosen, die den Atheismus verabscheute, für sich zu gewinnen hoffte.

Aber weit entfernt, daß diese Vorkehrungen seine Herrschaft befestigten, so dienten sie nur dazu, seinen Fall zu beschleunigen. Indem er den Glauben an Gott und Unsterblichkeit durch den National-Convent beschlie-

ßen

ßen ließ (7. Mai), machte er sich bei Vielen lächerlich, und galt Andern als ein Heuchler; indem er Hinrichtungen auf Hinrichtungen häufte, vermehrte er nicht den Schrecken, sondern den Abscheu gegen die Schreckensregierung, die jetzt, nach wiederholten Siegen der französischen Heere, ihre Bestimmung erreicht zu haben schien; indem er alle, die ihm verdächtig schienen, mit Aufpassern umringte, und selbst seine Amtsgenossen durch ein hochmüthiges und herrschsüchtiges Benehmen verletzte, wendete er seine zeitherigen Freunde von sich ab, und schuf sich Feinde gerade in den Kreisen, von denen die revolutionären Bewegungen ausgingen. Im Jacobinerclubbe waren Fouché, Merlin rc. gegen ihn, im National-Convente Tallien, ferner Fréron, Bourdon, Legendre, Barras rc., im Sicherheitsausschusse Amar, Vadier, Vouland rc., im Wohlfahrtsausschusse Collot d'Herbois, Carnot, Billaud Varennes und Barrère. Letztere fingen damit an, daß sie, um allen Abscheu, den die Schreckensregierung erregte, von sich auf ihn zu wenden, ihn als das Haupt derselben darstellten, oder als den Einzigen, der alles anordne, und mithin alles zu verantworten habe. Aber noch fehlte es seinen Gegnern an einem Vereinigungspunkte, so wie an einem Vorwande, gegen ihn loszustürmen, bis folgende Vorgänge Veranlassung hierzu darboten.

Am 8. Juni wurde, wie der National-Convent auf Robespierre's Betrieb beschlossen hatte (7. Mai), das

Fest des höchsten Wesens gefeiert; aber auf eine Weise, die mehr die Sinne, als das Herz ergriff, mehr einem Theaterspiel, als einer Volksandacht glich. Im Garten der Tuilerien war eine Bühne für den National-Convent errichtet; an beiden Seiten derselben standen Gruppen von Frauen und Mädchen, Greisen und Jünglingen, und vor derselben die Bilder der Gottlosigkeit, der Zwietracht, der Selbstsucht und der Einfalt. Als das Volk sich versammelt hatte, erschien der Convent, und an der Spitze desselben Robespierre, um dieses Festes willen zum Convents-Präsidenten ernannt. Er war festlicher geschmückt, als seine Amtsgenossen, trug ein dunkelblaues Kleid, einen Federbusch auf dem Haupte, einen Blumenstraus an der Brust, und einen Straus von Früchten und Aehren in der Hand. Freude strahlte auf seinem sonst düsteren Gesichte. Als der Convent Platz genommen hatte, ertönte Musik, und als diese schwieg, bestieg er den Rednerstuhl, und sprach über die Verehrung des höchsten Wesens als den Zweck dieses Festes, ergriff dann eine Fackel und zündete die erwähnten Bilder an. Aus der Asche derselben stieg theatermäßig ein Bild der Weisheit hervor, worauf er eine zweite Rede hielt über die Vernichtung der gegen den Bestand der Republik gerichteten Laster. Ein Gesang zur Ehre der Gottheit endigte diesen Theil des Festes. Nun begab sich Robespierre, an der Spitze eines prunkenden Zuges, mit dem versammelten Volke auf das Marsfeld. Hier hatte man, statt des Altars des Vaterlandes, der zur Feier

des

des Bundesfestes im Jahr 1790 daselbst errichtet worden war, einen großen Berg aufgeführt, und auf dem Gipfel desselben einen Freiheitsbaum. Den Freiheitsbaum umringten die Mitglieder des National-Convents, und den Berg auf der einen Seite Greise und Jünglinge, auf der andern Frauen und Mädchen. Diese Gruppen erhoben einen Wechselgesang, der die Verpflichtung, das höchste Wesen zu ehren und das Vaterland zu vertheidigen, ausdrückte und mit dem Gelübde, dieser Verpflichtung nachzukommen, endigte. Der Donner der Kanonen gab das Zeichen zum Aufbruch, worauf der Convent in seinen Sitzungssaal zog; das Volk aber zu öffentlichen Spielen in dem Garten der Tuilerien sich hinwendete.

Mit Freude und Entzücken hatte Robespierre dieses Fest begonnen, aber mit Aerger und Ingrimm dasselbe beschlossen. Denn während es die Höhe, zu welcher er emporgestiegen war, recht anschaulich machte und seiner Eitelkeit die Befriedigung gewährte, daß seinen Ideen vom französischen Volke gehuldigt wurde, trieb es zugleich den Haß seiner Feinde zu lauten, ihn tief verletzenden Aeusserungen. Spott und Hohn sprachen sich aus, als er bei dem Zuge nach dem Marsfelde stolz seinen Amtsgenossen voranschritt; einige nannten ihn einen Zwingherrn, der seinen Brutus finden werde, und Bourdon von der Oise sagte so laut, daß er es hören konnte: „Der tarpejische Felsen ist nahe beim Capitol."

Voll Aerger und Ingrimm begab er sich am folgenden Tage (9. Juni) in den Wohlfahrtsausschuß, um denselben

selben zur Vertilgung seiner Feinde aufzureizen. Aber er fand statt des Entgegenkommens, auf das er gerechnet hatte, ein kaltes Ausweichen und ein unerwartetes Bekritteln des gestrigen Festes. Billaud Varennes und Collot d'Herbois bemerkten: „dasselbe habe Mißvergnügen erregt, die Ideen über Gott und Unsterblichkeit, so wie die religiösen Aufzüge könnten als eine Annäherung zum alten Aberglauben, als ein Rückwärtsgehen der Revolution gelten." Hierdurch zu neuem Aerger gereizt, beeilte sich Robespierre, am nächsten Tage (10. Juni) dem Convent durch Couthon ein Gesetz vorzuschlagen, das den Begriff der Strafbarkeit ins Schrankenlose ausdehnte und das Revolutionsgericht nicht nur der wenigen Rechtsformen, an die es bisher noch geknüpft war, entband, sondern auch ermächtigte, nur auf Todesstrafe zu erkennen und keinen Angeklagten ohne Genehmigung des Wohlfahrtsausschusses freizusprechen. Klar war es mehreren Conventsgliedern, daß sie durch dieses Blutgesetz persönlich bedroht wurden. Sie erhoben sich daher gegen dasselbe und verlangten Vertagung zur Besprechung und Abstimmung. Doch Robespierre schlug diesen Widerspruch, der jetzt zum ersten Male, seitdem die Schreckensregierung bestand, im Convente laut geworden war, mit Drohworten nieder und bewirkte, daß das vorgeschlagene Gesetz noch in dieser Sitzung angenommen wurde. In der folgenden Sitzung (11. Juni) wiederholten die bedrohten Conventsglieder den vorigen Widerspruch, deuteten auf die durch Zwangherrschaft unterdrückte

drückte Freiheit hin und verlangten, daß den Deputirten das Recht verbleiben sollte, nur nach einem Anklagebeschluß des Convents vor das Revolutionsgericht gestellt zu werden. Dieß und Aehnliches brachten sie noch am 12. Juni vor; Robespierre aber siegte auch dießmal über sie. Er kam am 12. Juni in den Convent, erklärte sich mit gebietendem Tone gegen den erhobenen Widerspruch und brachte die eingeschüchterte Versammlung dahin, daß das Blutgesetz ohne alle Aenderung blieb.

Auf's neue hatte er also über seine Feinde gesiegt; aber klar war es dabei geworden, daß die Lage der Dinge nicht bleiben konnte, wie sie war. Zu laut und zu heftig war er mit seinen Gegnern zusammengerathen, als daß er nicht von ihnen, sie nicht von ihm Alles zu fürchten hatten. Beide Parteien rüsteten sich daher zu gegenseitiger Vernichtung. Während das Revolutionsgericht zufolge des neuen Blutgesetzes Hinrichtungen auf Hinrichtungen häufte, dachte Robespierre darauf, seine Gegner demselben zu überliefern und hierzu, unter Vorspiegelung einer neuen Verschwörung gegen die Republik, den Jacobinerclubb und Wohlfahrtsausschuß zu gewinnen. Dagegen säumten auch seine Gegner nicht, an seinem Untergange zu arbeiten. Sie traten enger zusammen, verständigten sich unter einander, verminderten die bewaffnete Macht in Paris, bemächtigten sich der Geschäfte und suchten Robespierre'n zu verdächtigen, indem sie bald von seiner Zwingherrschaft redeten, bald an den Hochmuth erinnerten, den er am Feste des 8. Juni bewirsen hatte, bald

bald ihn als Theilnehmer an der lächerlichen Schwärmerei eines alten Weibes, Katharine Théot, darstellten. Zu Statten kamen ihnen die Spaltungen im Wohlfahrtsausschusse, die ihn an einem unverzüglichen Verfahren gegen sie hinderten und zu verkehrten Maßregeln hintrieben. Denn als er im Wohlfahrtsausschuß auf die Hinrichtungen seiner Gegner im Sicherheits-Ausschuß und National-Convent antrug, verweigerten Billaud Varennes, Collot d'Herbois, und Barrère ihre Zustimmung, da sie, eifersüchtig und mißtrauisch gegen Robespierre, Couthon und St. Just, fürchteten, diese Triumvirn möchten zuletzt auch ihnen den Untergang bereiten. Aus Aerger über diesen Widerstand zog sich Robespierre von den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses zurück, ohne darum die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten aufzugeben, und erschien nur selten im Convent. Desto unablässiger wohnte er den Sitzungen der Jacobiner bei, um seine Macht durch ihren Beistand zu sichern, wie er sie durch ihren Beistand erlangt hatte. Und fortwährend genoß er bei ihnen großes Ansehen, als Rathgeber, Wegweiser und Wortführer. Bereitwillig nahmen sie daher seine Klagen über verdorbene Conventsglieder auf und stießen, wie er es verlangte, seine Feinde aus ihrer Mitte.

Länger als einen Monat standen die Parteien einander gegenüber, jede an dem Untergange der andern arbeitend und jede wiederum den eigenen Untergang fürchtend. Robespierre scheute die Zahl und die Keckheit

heit seiner Feinde, ihre Stellung als Volksrepräsentanten, ihren Ruf als Vertreter der Freiheit und Gleichheit, und bei seinem Mangel an Muth fiel es ihm schwer, sich zu einem Kampfe auf Tod und Leben zu entschließen. Dagegen fürchteten seine Feinde die Gewaltmittel, die ihm zu Gebote standen; denn zugethan war ihm der Jacobinerclubb, der Gemeinderath, das Revolutionsgericht, die niedere Volksklasse und die bewaffnete Macht zu Paris, die der wilde, ihm treuergebene Henriot befehligte. Auch hatten sie kein festes Vertrauen zu einander, und besorgten (namentlich die in den Ausschüssen), daß sie mit seiner Vernichtung ihr eigenes Reich zerstören würden. Endlich schien es ihnen vortheilhafter, den Angriff abzuwarten, als anzufangen, weil sie nur als Angegriffene, nicht als Angreifende den Beistand des Volkes anrufen und erwarten konnten.

Was sie wünschten, geschah! Getrieben von Rachsucht und Argwohn entschloß sich Robespierre, seine Gegner anzugreifen, aber anders als seine Freunde verlangten. Diese forderten ihn auf, jene durch einen Gewaltstreich zu unterdrücken, so wie am 10. Aug. Ludwig XVI. und am 31. Mai und 2. Juni die Girondisten unterdrückt worden waren. Der wilde Henriot versprach, noch entschlossener zu sein als am 2. Juni, und der kräftige St. Just rief ihm zu: „Wage, das ist das Geheimniß der Revolution!" Doch er zog es vor, nach seiner gewöhnlichen Taktik zu handeln. Zufolge derselben sollten zuerst die Jacobiner dem Convente eine Aufforderung

rung zur Beseitigung neuer Gefahren der Republik zukommen lassen; dann wollte er selbst in einer donnernden Rede diese Aufforderung erörtern und Klage gegen seine Feinde erheben, und zuletzt sollte St. Just mit einem Berichte über die neuen Parteiungen das Angefangene vollenden. Erst wenn dieß alles den Convent nicht bewegen könnte, gegen sich selbst zu wüthen, oder den Untergang mehrerer seiner Mitglieder zu beschließen, erst dann schien es ihm Zeit, einen Volksaufstand zu erheben. Das war sein Plan! Aber er hatte ausser Berechnung gelassen, was geschehen sollte, wenn mitten in der Ausführung desselben seine Feinde sich gegen ihn erheben würden; und so überraschte ihn der Sturm, dem er unterliegen sollte.

Nachdem die Jacobiner die erwähnte Eingabe am 25. Juli (7. Thermidor) übergeben hatten, aber ohne Erfolg; trat Robespierre am 26. Juli im Convent auf, unter dem Vorwande, Maßregeln zur Wiederherstellung des Ansehens des Convents und zur Vertheidigung der Republik vorzuschlagen. In einer künstlich gewundenen Rede voll giftiger Seitenblicke auf seine Feinde, sprach er von Verleumdungen, die ihn verfolgten, von Verderbnissen der Regierung, von Herabwürdigung des Convents, von neuen die Freiheit bedrohenden Verschwörungen, und verlangte, man solle die Verräther bestrafen, die Ausschüsse reinigen und erneuern und die oberste Leitung der Republik dem Convent zurückstellen, der nicht bestimmt sei, beherrscht zu werden, sondern die zu beherrschen, denen er sein Zutrauen geschenkt habe.

Nur

Nur wenige seiner Feinde hatte er namhaft gemacht; aber indem er sie im Allgemeinen bezeichnete, gefährdete er die Sicherheit eines Jeden, der nicht zu seiner Partei gehörte.

Schweigend hatte man ihn angehört und schweigend verharrte man, als er geendigt hatte: die Furcht vor ihm fesselte noch eine Zeitlang den Ingrimm. Erst als einer seiner Feinde, unter dem Scheine ihm zu schmeicheln, in der That aber um dem niedergehaltenen Ingrimm Luft zu machen, Druck und Versendung dieser Rede verlangt hatte und ein Zwiespalt hierüber entstanden war, brachen die von ihm Bedrohten mit Klagen und Vorwürfen gegen ihn hervor. Vadier, dann Cambon griffen einzelne Theile der Rede, die sich auf sie bezogen, an; letzterer beschuldigte Robespierre geradezu: er habe die Macht und das Ansehen des Convents gelähmt, und Billaud Varennes erklärte, der Augenblick sei erschienen, wo die Wahrheit an den Tag kommen könne, und darum müsse Robespierre's Rede beiden Ausschüssen zur Prüfung übergeben werden. Vergebens suchte sich Robespierre zu vertheidigen; immer heftigere Angriffe folgten, bis endlich dieser Wortwechsel damit schloß, daß der Convent den anfangs gefaßten Beschluß, Robespierre's Rede drucken und versenden zu lassen, zurücknahm und, selbige den Ausschüssen zur Prüfung zu übergeben, verordnete.

Zum ersten Male sah jetzt Robespierre die Kraft seiner Beredsamkeit sinken, zum ersten Male sich über-

überstimmt und öffentlich angegriffen. Nicht Beifall, wie sonst, war ihm entgegengekommen, sondern Unwille und Ingrimm; nicht Fügsamkeit in seinen Willen hatte er gefunden, sondern Widerstand und Angriff, und indem der Convent beschloß, seine Rede den Ausschüssen zur Prüfung zu übergeben, sah er sich durch die, die er angeklagt und bedroht hatte, einer öffentlichen Anklage bloßgestellt. Tief entrüstet über diese Vereitelung seiner Erwartungen, verließ er den Convent und eilte zu den Jacobinern, um in ihrer Mitte Beistand zur Einschüchterung und Unterwerfung des Convents zu finden.

Und er fand, was er suchte. Mit Freuden empfingen sie ihn, mit rauschendem Beifall hörten sie seine im Convent gehaltene Rede, und die Aeusserungen seines Vertrauens zu ihnen; mit wetteifernder Theilnahme sprachen sie ihm Muth ein, und seine näheren Freunde, ein Henriot, Dumas, Payan, Cofinhal, erklärten, sie wollten wie am 31. Mai und 2. Juni gegen den Convent und die Aristokraten verfahren. Er bestärkte sie in diesem Vorhaben, und man fing damit an, daß man alle Abgeordnete, welche im Convent gegen ihn gestimmt hatten, aus dem Jacobinerclubbe stieß. Aber als nun Payan den Vorschlag aufbrachte, beide Ausschüsse, mithin Robespierre's vornehmste Widersacher, sogleich zu überfallen und zu vernichten, widersetzte er sich diesem Vorschlage, nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Zaghaftigkeit; und man trennte sich mit der Verabredung, es sollten am folgenden Tage St. Just und Robes-

pierre noch einmal den Convent durch Reden einschüchtern. und, wo dieß abermals vergeblich wäre, sollte der Gemeinderath die Sectionen zu Gewaltthätigkeiten gegen den Convent auffordern. Es sollten daher am Morgen des 27. Juli die Jacobiner in ihrem Clubbe, der Maire und die Gemeindebeamten auf dem Stadthause sich einfinden und, wenn es nöthig wäre, die Sectionen zu den Waffen rufen. Auch sollten die Zöglinge der Kriegsschule, die seit dem 1. Juni 1794 in der Ebene von Sablons errichtet war, durch ihren Anführer Labreteche, einen Parteigänger Robespierre's, zum Beistand des Letztern herbeigezogen werden.

Nicht unbekannt blieben den Bedrohten diese Verabredungen: ausgeschickte Horcher hatten sie ihnen mitgetheilt. Sie traten daher enger zusammen; bisher Getrennte vereinigten sich; die Mitglieder der Ausschüsse schlossen sich an den Convent an: sie fühlten insgesammt, daß sie untergehen müßten, sobald sie sich, ihrem Feinde gegenüber, schwach oder getheilt zeigten.

Mit dem 27. Juli (9. Thermidor) brach der Tag der Entscheidung an. Gegen Mittag erschien St. Just im National-Convent und bestieg die Rednerbühne, um, wie er sagte, einen Bericht des Wohlfahrtsausschusses vorzulesen. Ihm gegenüber setzten sich Robespierre, dessen Bruder, Lebas und Couthon. St. Just begann, als sei er vom Wohlfahrtsausschusse dazu beauftragt, mit Andeutung einer Anklage. Aber kaum hat er begonnen, als Tallien mit lautem Tadel ihn unterbricht,

bricht, worauf Billaud Varennes von den Mordplanen der Jacobiner redet und gegen St. Just bemerkt, daß derselbe keinen Auftrag vom Wohlfahrtsausschuß zu einer Anklage habe. Vergebens sucht Lebas ihn zu unterbrechen; Lebas wird zur Ordnung verwiesen und Billaud Varennes richtet Anklage und Schmähung gegen Robespierre.

Bis dahin hatte dieser geschwiegen, gleichsam als verachtete er dieses Toben; aber länger konnte er nicht an sich halten. Er stürzt zum Rednerstuhl und verlangt das Wort. Aber es erschallt das Geschrei: „Weg mit dem Tyrannen!" Und Tallien wird gehört, der jetzt mit dem Dolche in der Hand den Convent auffordert, die Sitzung nicht zu unterbrechen, Robespierre in den Anklagestand zu versetzen und den Anführer der bewaffneten Macht, Henriot, verhaften zu lassen. Billaud Varennes fügt hinzu, auch Dumas und Boulanger müßten verhaftet werden. Noch ehe darüber abgestimmt wird, erschien Barrère im Namen des Wohlfahrtsausschusses, um den Convent auf einige Sicherheitsmaßregeln aufmerksam zu machen. Aber bald erneuert sich der Sturm. Vadier tritt mit neuen Klagen gegen Robespierre hervor, Tallien dringt auf Entscheidung und es erhebt sich das Geschrei: „Verhaftung und Anklage!" Vergeblich sucht sich Robespierre Gehör zu verschaffen. Er geht hin und her, sieht nach allen Seiten, ruft zu den Zuhörern auf den Gallerien und erwartet von Aussen her Beistand. Nirgends findet er,

was

was er erwartet. Endlich sinkt er erschöpft auf seinem Platze nieder; seine Augen blitzen Rache, sein Mund schäumt, aber seine Stimme ist erloschen. Da ruft Garnier ihm zu: „Das ist Danton's Blut, was deine Stimme erstickt!" — „Abgestimmt!" „abgestimmt!" schrieen Andre, und Robespierre's Verhaftung wird unter gräßlichem Lärm beschlossen. Der jüngere Robespierre verlangte gleiches Loos mit seinem Bruder zu theilen; eben so Lebas. Was sie verlangten, geschah. Auch über St. Just und Couthon wurde Verhaftung beschlossen. Einige Augenblicke zögerten diese fünf, ihre Plätze zu verlassen. Aber auf Befehl des Präsidenten des Convents, Thuriot, wurden sie vor die Schranken gebracht, dort den Gensdarmen überliefert und nach verschiedenen Gefängnissen abgeführt. — Nach dieser sturmvollen Bewegung trennte sich der Convent (Nachmittags 5 Uhr), um sich auf einige Stunden zu erholen.

Um diese Zeit trat die drohendste Gefahr für die Feinde Robespierre's ein. Schon als der Sturm im Convente begann, hatte der Gemeinderath, verbunden mit den Jacobinern, Vorkehrungen zu einem Aufstand getroffen und die Pariser Gemeinde zur Unterstützung aufgefordert. Jetzt, als er von den geschehenen Verhaftungen hörte, erklärte er Aufstand gegen die Unterdrükker des Volkes (d. i. gegen den Convent), ließ die Sturmglocke ziehen und die Barrieren schließen und forderte die Sectionen auf, ihre Bataillone und Kanoniere vor das Stadthaus rücken zu lassen. Zugleich übertrug er einem

Aus-

Ausschuß von zwölf Mitgliedern, unter denen sich Payan und Cofinhal befanden, den Aufstand zu leiten, und übersendete den Vorstehern der Gefängnisse den Befehl, die Verhafteten nicht aufzunehmen. Ganz Paris gerieth dadurch in die sturmvollste Bewegung, und Robespierre wurde sammt den Mitverhafteten in den bestimmten Gefängnissen nicht aufgenommen, sondern auf das Stadthaus gebracht, wo Jubelgeschrei und die Schwüre treuer Anhänglichkeit ihm entgegenschallten. Jetzt noch war es an der Zeit, daß er sich retten und behaupten konnte. Er mußte den Augenblick ergreifen und sich an die Spitze der bewaffneten Macht stellen, die vor dem Stadthause sich gesammelt hatte, mit ihr gegen den Convent ziehen, den Sitzungssaal versperren, und die Conventsglieder vernichten oder sie nöthigen, sich für ihn zu erklären. Aber dazu fehlte es ihm an Muth und Geschick: er verstand nicht zu reiten, noch weniger einen Kampf mit den Waffen zu bestehen, geschweige eine bewaffnete Macht anzuführen. Statt mit Nachdruck zu handeln, brachte er die Zeit auf dem Stadthause mit Berathschlagungen hin, die zu keinem Ziele führten. Auch seinem Anhange fehlte es an Entschlossenheit. Nur einer aus demselben that sich durch unverzagtes Handeln hervor. Das war der wilde Henriot, der schon in den Nachmittagsstunden durch die Straßen der Stadt gesprengt war und Fußtruppen und Kanoniere zusammengetrieben hatte. In Anklagestand versetzt und deshalb von Gensdarmen festgenommen und nach dem Sicherheitsausschuß gebracht, war

er

er bald darauf durch Cofinhal und dessen Bewaffnete wieder in Freiheit gesetzt worden, und zog nun Abends mit den Kanonieren und deren Geschütz in die Höfe der Tuilerien, um den gesammten Convent zu vernichten.

Dieser hatte sich um 7 Uhr wieder versammelt. Er war voll Schrecken über das, was sich eben ereignet hatte; doch behielt er Muth in den gefährlichsten Augenblicken, und rettete dadurch sich und Paris von einem furchtbaren Blutvergießen. Als ihm gemeldet wurde, daß Henriot mit den Kanonieren die Höfe der Tuilerien besetzt und das Geschütz gegen den Convent gerichtet habe, sammelte er sich unerschrocken auf seinen Sitzen, und erklärte „den Räuber Henriot ausser dem Gesetze." Einige Conventsglieder machten die ausgesprochene Erklärung sogleich in den Höfen der Tuilerien bekannt und riefen den Kanonieren zu: „Wollt ihr Euch und Euer Vaterland entehren? Dieser Räuber (auf Henriot deutend) ist ausser dem Gesetze!" Dieß wirkte. Die Kanoniere weigerten sich auf den Convent zu feuern, und Henriot, von den Seinigen verlassen, eilte nach dem Stadthause, um neuen Beistand zu suchen. Jetzt kam es dem Convent darauf an, das Volk von dem Bürgerrath und Jacobinerclubb ab- und auf seine Seite hinzuziehen. Er erklärte daher die eben Verhafteten, alle Deputirten, die sich dem Conventsbeschlusse entzögen, und alle in Aufstand begriffene Gemeindebeamten ausser dem Gesetze, und schickte Abgeordnete an die Sectionen, um ihnen die ausgesprochene Aechtung bekannt zu machen und sie aufzufordern, ihre Bataillone dem Convente zur Un-

 ter-

terstützung zuzusenden. Zugleich ernannte er den Deputirten Barras, der schon bei den Schreckensauftritten zu Marseille und Toulon sich ausgezeichnet hatte, zum Oberanführer der für den Convent bewaffneten Macht und gab ihm sechs Deputirte (unter ihnen Leonhard Bourdon) zu Unterbefehlshabern.

Diese Maßregeln entschieden. Der erwachte Abscheu gegen das blutige Verfahren der Schreckensregierung, die Achtung für das Gesetz, als dessen Verkündiger der Convent galt, und der kühne Muth, den die abgesendeten Deputirten bewiesen, wendete die Sectionen dem Convente zu. Sie ließen demselben durch Abgeordnete treue Ergebenheit zuschwören, ihre Bataillone sammelten sich in den Höfen der Tuilerien, und bald sah sich Barras von einer starken Macht umgeben. Diese Macht richtete der Convent gegen das Stadthaus. Dort war der Hauptsitz des Widerstandes, dort hatten sich die Geächteten versammelt, dort standen noch viele bewaffnete Bürgerhaufen, die in ihren Entschließungen schwankten. Schon waren zwei abgesendete Deputirten aus der Kriegsschule von Sablons zurückgekommen mit der Erklärung, daß die Zöglinge derselben dem Convente sich unterworfen hätten; schon war der Deputirte Legendre mit Bewaffneten in den Jacobinerclubb gedrungen und hatte die Jacobiner vertrieben und ihren Sitzungssaal verschlossen: gelang es nun, auch das Stadthaus zu überwältigen, so war der Kampf zu Ende gebracht. Tallien (jetzt Präsident des Convents) trieb daher die um den

Con=





Maximilian Robespierre.

Convent versammelte Macht, gegen das Stadthaus zu ziehen. Gegen Mitternacht rückte sie unter Leonhard Bourdon gegen dasselbe. Die bewaffneten Bürgerhaufen, die es umgaben, lösten sich auf, als sie die ausgesprochene Achtserklärung vernahmen und die anrückenden Conventstruppen erblickten. So bemächtigten sich diese ohne Schwertstreich des Greveplatzes, umringten darauf das Stadthaus, besetzten dessen Ausgänge, und drangen in dasselbe ein.

Jetzt gerathen die Geächteten in Verzweiflung. Wüthig ergreift Cofinhal den wilden Henriot, den er als den Urheber ihrer Niederlage betrachtet, und wirft ihn zum Fenster hinaus; andere suchen sich selbst das Leben zu nehmen, um es nicht unter dem Hohngelächter ihrer Feinde zu verlieren. Lebas tödtet sich durch einen Pistolenschuß, Couthon sucht sich durch Messerstiche zu tödten, Robespierre drückt eine Pistole gegen sich ab, verwundet sich aber nur die Kinnlade, sein Bruder stürzt sich zum Fenster hinaus und zerschmetterte sich durch diesen Sturz die Beine *). Nur St. Just erwartet, seinem kalten Charakter getreu, ruhig das Kommende. Da dringen die Conventstruppen, ohne Widerstand zu finden, in den Saal des Stadthauses, bemächtigen sich aller Geächteten und lassen sie, die Verwundeten auf Trag-

bah-

*) Hierher gehört das Kupfer Taf. XXXIX. — In dem Berichte, den Leonhard Bourdon im Convent abstattete, heißt es: „Wir fanden Robespierre und Couthon jeden mit einem Dolche bewaffnet, den der Gensdarm aus den Händen gewunden hat.“ Dagegen berichtete Barrère: „Robespierre habe sich selbst verwundet.“

bahren, nach den Tuilerien zu dem Convente hinschaffen. Es war früh Morgens um 3 Uhr, als dieses geschah.

Mit Freuden vernahm der Convent die Nachricht von der Ueberwältigung des Stadthauses und der Gefangennehmung der Geächteten; aber er wollte die letztern nicht vor sich lassen, sondern beschloß, daß sie sobald als möglich hingerichtet werden sollten. Robespierre wurde daher in einen Saal des Wohlfahrtsausschusses gebracht, dort auf einen Tisch hingelegt und seinen Schmerzen, so wie den Verwünschungen derer, die sich zu ihm drängten, preisgegeben, bis endlich ein Wundarzt kam, ihn zu verbinden. Dabei zeigte er die größte Unempfindlichkeit. Nach zwei Stunden brachte man ihn in die Conciergerie, dann (um Mittag den 28. Juli) vor das Revolutionsgericht und von diesem, nach Anerkennung seiner Person, zur Guillotine. Er bot einen schreckhaften Anblick dar; sein Gesicht war durch seine Verwundung entstellt, und erstarrende Verzweiflung zeigte sich in seinem Wesen. Nur einmal, als ihm vor der Guillotine der Verband abgerissen wurde, hörte man von ihm einen Schrei des Schmerzes! Mit ihm wurden zwanzig seiner Genossen hingerichtet, und am folgenden Tage (29. Juli) neun und sechzig andre, meist geächtete Mitglieder des Bürgerrathes. Laut jubelte das Volk über diese Hinrichtungen: es sah in ihnen den Ausgang der zum Abscheu gewordenen Schreckensregierung.

Das war das Ende des Mannes, der, ohne große Talente zu besitzen, durch die Macht der Meinungen und

Er=

Ereignisse emporgehoben, eine Zeitlang Frankreich beherrschte, vom Volke verehrt, von Vielen geschmeichelt, von Mehreren verabscheut. Mag auch der Drang seiner Lage und das Gewirre seiner Begriffe, nicht Blutgier oder eigentliche Bosheit ihn zum Blutvergießen verleitet haben; mag auch späterhin, als er emporgehoben und niedergestürzt war, viel Böses, was seiner ganzen Partei angehörte, ihm allein zugeschrieben worden sein: gewiß ist es doch, er erscheint als ein schrecklicher Mensch, weil er seine Begriffe höher achtete, als Recht und Menschlichkeit, und mit seinem Fanatismus tiegerartige Arglist verband. Sein Sturz kann daher als eine Sühnung vieles unschuldig vergossenen Blutes, als ein Urtheilsspruch der ewigen Gerechtigkeit angesehen werden. Doch fiel er nicht durch den Muth der Rechtschaffenen, sondern durch die Rache ihm ähnlich gesinnter Menschen, nicht, weil seine Gegner das Wüthen der Schreckensregierung verabscheuten, sondern weil er ihrem Leben Gefahr drohte. Jener Billaud Varennes, Tallien, Collot d'Herbois, Amar, die am meisten zu seinem Sturze beigetragen hatten, waren vielleicht noch mehr Blutmenschen zu nennen als er. Drum trug auch sein Tod nicht gleich die Früchte, die Viele von demselben erwarteten. Das Getriebe einer wilden Leidenschaftlichkeit dauerte fort; die Sieger suchten an des Besiegten Stelle zu kommen, und noch lange hin wurde Frankreichs Boden mit Frankreichs Blute getränkt.

XI.

XI.

C a r n o t.

Wie das Entstehen der französischen Revolution nicht einzelnen Männern, sondern dem Entwickelungsgange Frankreichs zuzuschreiben ist, eben so auch die Rettung und Erhebung Frankreichs in den ersten Jahren des Revolutionskriegs; aber wie einzelne Männer auf den Ausbruch und Umschwung der Revolution, so haben auch auf die ersten Siege der französischen Republik einzelne Männer wesentlichen Einfluß gehabt. Dieß gilt vornehmlich von Carnot, dessen Leben und Wirken hier kürzlich geschildert werden soll.

Lazare Nicolaus Marguérite Carnot, eines angesehenen, aber unbemittelten Advocaten Sohn, geboren am 13. Mai 1753 zu Nolai im Departement der Goldhügel (dem ehemaligen Herzogthum Burgund), fand frühzeitig Gelegenheit, sein seltenes Talent für Mathematik und militärische Wissenschaften aufzubilden. Nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater und in Erziehungsanstalten zu Autun erhalten hatte, kam er (1769), sechzehn Jahre alt, in die Militärschule zu Paris, wo er durch rastlosen Fleiß sich auszeichnete, dann (1771) nach Mezières, wo er unter Leitung des berühmten Mathematikers Gaspard Monge *) der höhern Mathematik sich widmete, dann (1773) nach Calais, wo ihn militärische und

*) Man sehe das Leben Gaspard Monge's in den Zeitgenossen. Leipz. 1820. Th. V, 1, S. 181.

und hydraulische Arbeiten beschäftigten. Doch nicht bloß Mathematik und Tactik, sondern auch die schöne Literatur alter und neuer Zeiten zog ihn an, und wie glücklich er dadurch seinen Geschmack bildete, bezeugten späterhin seine Gedichte, Reden und wissenschaftlichen Werke.

Schon hatte er sich als Schriftsteller, vorzüglich durch seine Lobrede auf den Marschall Vauban, die von der Akademie zu Dijon (1784) den Preis erhielt, rühmlichst bekannt gemacht, als das Beginnen der Revolution ihn ergriff und ihn zu einer Stellung und Wirksamkeit hinführte, die den Umfang seiner Talente anschaulich und den Ruhm seines Namens unsterblich machte.

Mit Freude und Hoffnung ergriff er die Sache der Revolution: er sah in ihr eine glückliche Umbildung Frankreichs, eine Verwirklichung der Ideen, die er beim Studium alter und neuer Schriftsteller über Volksfreiheit und Staatswohlfahrt aufgefaßt hatte. Bald fand er auch Gelegenheit, sie mit der ganzen Kraft seines Geistes zu unterstützen. Er wurde im Jahr 1791, damals Hauptmann bei dem Ingenieurcorps zu Calais, von dem Departement dieses Namens zum Deputirten bei der zweiten oder gesetzgebenden Nationalversammlung ernannt. In derselben durch Geist, Kenntnisse und Thätigkeit sich auszeichnend, wurde er zu mehrern geheimen Berathschlagungen gezogen, und mit Beaufsichtigungen und Sendungen beauftragt, bei denen er eben so viel Geschicklichkeit als Festigkeit und Milde zeigte.

Die

Die eigentliche Aufgabe der zweiten Nationalversammlung war, die neue Constitution durchzuführen; er aber theilte mit der Mehrzahl der Abgeordneten die Vorstellung, daß diese Constitution unhaltbar und ungenügend sei, und daß volle Freiheit nur in und mit einer Republik bestehen könne *). Er war daher thätig für die Aufstellung der Republik, ohne doch der Gesellschaft der wildstürmenden Jacobiner beizutreten. Mitten in dem Sturme der Zeit wich er nur selten von der Bahn der Mäßigung und Besonnenheit. Wie hätte er sonst leisten können, was er leistete?

Nach dem Sturze des Königthums am 10. Aug. 1792 begab er sich im Namen und Auftrage der Nationalversammlung zur Rheinarmee und bewirkte, daß sie sich für die Republik erklärte und der Nationalversammlung Treue und Gehorsam schwor. Dann, bei der Auflösung der zweiten Nationalversammlung (Sept. 1792) zum Mitgliede des National-Convents ernannt, reisete er im Auftrage desselben zur pyrenäischen Armee, verpflichtete sie für die Republik und gründete durch verständige Anordnungen ihre Siege über Spanien. Von dieser Sendung zurückgekehrt, drang er (12. Jan. 1793) im Convente auf Anlegung neuer Straßen und Kanäle zur Be-

*) Nicht glaubhaft ist es, daß Carnot, wie Körte (Leben Carnots. Leipzig 1820, S. 29) behauptet, der neuen Constitution fest zugethan war, da er, was auch Körte zugesteht, gewöhnlich auf der Seite des Berges (d. i. der Jacobiner oder der Gegner der neuen Constitution) stimmte.

Beförderung des Ackerbaus und Verkehrs im Innern, auf Verbesserung des Unterrichts und auf Befestigung der Eintracht; aber bei dem damaligen Fanatismus des Convents und dessen Verlangen nach Hinrichtung des entthronten Königs verhallten seine Vorstellungen; ja er selbst wurde von diesem Fanatismus fortgerissen und sprach, als ihn bei der Frage über Hinrichtung des Königs die Stimmenreihe traf, am 17. Jan. Folgendes: „Meiner Meinung nach fordern Gerechtigkeit und Politik „den Tod Ludwigs. Gern gestehe ich, daß niemals eine „Pflicht mir drückender geworden ist, als diese; doch „glaube ich, daß Ihr, sowohl um ein Beispiel der Gerechtigkeit zu geben, als um zu beweisen, daß Ihr die „Ehrgeizigen nicht fürchtet, den Tyrannen mit dem Tode „bestrafen müßt *)."

Einige Monate nach dem Tode des Königs, als Dumouriez den Jacobinern verdächtig geworden war, wurde er zu dessen Armee gesendet. Er traf bei derselben ein, als Dumouriez bereits entflohen war (4. Apr. 1793), und hielt die feldherrnlose Nordarmee in Ordnung und Gehorsam. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn das Vertrauen seiner Mitdeputirten zum Wohlfahrtsausschusse (13. Aug.), der damals die allgewaltige Regierung Frankreichs, bekannt unter dem Namen der Schreckensregierung, ausmachte. Mit dieser Ernennung begann die

*) Girtanner, histor. Nachrichten über die französ. Revolution. Th. XI, S. 241.

die mühevollste, aber auch die glanzvollste Periode seines Lebens.

Die junge Republik schwebte in den größten Gefahren. Im Innern tobten Parteiungen und Bürgerkriege, von Aussen drohete eine furchtbare Coalition; zehn europäische Mächte hatten sich gegen die französische Republik erhoben; statt der Siege und Eroberungen am Schlusse des Jahres 1792 waren seit dem Frühlinge 1793 Niederlagen und Verluste eingetreten; ganz Frankreich schien der Unterdrückung und Zerstückelung geweiht. Nur eine Dictatur, wie die der Schreckensregierung, konnte Frankreich retten, und sie rettete es bei dem Fanatismus, der das französische Volk ergriffen hatte, vornehmlich durch Carnot.

Als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses erhielt er die ausschließliche Leitung der militärischen Angelegenheiten. Er konnte unbedingt über alle Kampfmittel gebieten; alle Generale mußten seinen Anordnungen folgen; selbst die Abgeordneten des Convents, die jedem Heere beigegeben waren, durften in denselben nichts ändern. So mit einer Macht bekleidet, die vor ihm kein Kriegsminister oder Connetable hatte, wurde er bei der Kraft und Thätigkeit, die ihm eigen war, der Schöpfer der neuen Kriegskunst, die von Napoleon weiter geführt wurde. Der Krieg wurde aus einer Sache der stehenden Heere zu einer Sache der Nation, da die Levée en masse, oder die (am 16. Aug. 1793) anbefohlene Erhebung des Volkes, die Pflicht der Vaterlandsverthei-

digung

digung auf alle Klassen der Staatsbürger ausdehnte. Die dadurch gewonnenen Massen wurden mit Geist und Nachdruck geleitet, Begeisterung fürs Vaterland in ihnen genährt, ohne Rücksicht auf Geburt und Dienstalter Männer von anerkannter Geschicklichkeit zu Feldherren ernannt, Heere und deren Generale durch Briefwechsel und Conventsdeputirte in genauer Aufsicht gehalten und Schlachtplane ihnen vorgezeichnet, die der Taktik einen neuen Umschwung gaben. Man sollte, verlangte Carnot, den Kampfplatz über große Landstriche verbreiten, große Massen schnell über Flüsse und Berge bringen, mit ihnen den Feind nicht gerade auf dem Punkte, auf dem er vorgedrungen war, angreifen, sondern auch anderwärts, besonders auf den Flügeln, diese Angriffe ohne Rücksicht auf Menschenverlust fort und fort, bis sie ihr Ziel erreicht hätten, erneuern, dadurch den Feind erschöpfen, umzingeln, von seinen Verbindungen abschneiden, und so in die Nothwendigkeit versetzen, entweder sich zurückzuziehen oder bleibend den Untergang zu erwarten. Diesen Plan brachte er zuerst bei der, unter Jourdan stehenden Nordarmee zur Ausführung. Er selbst begab sich zu ihr, um Maubeuge durch eine Schlacht zu retten. Während dieser Schlacht, die bei Wattigny am 15. u. 16. Oct. 1793 geliefert wurde, sah er den General Gratien feig zurückweichen. Sogleich setzte er, als Regierungsbevollmächtigter, ihn ab, stellte sich selbst an die Spitze und führte durch Rath und That den Sieg herbei, durch welchen Maubeuge gerettet, und Belgien wiederum von den Fran-

zosen

zosen besetzt wurde. Gleich darauf kehrte er nach Paris zurück und leitete in dem Büreau für militärische Angelegenheiten, das er daselbst gegründet hatte, den Fortgang des Krieges mit einem, das Ganze und seine Theile überschauenden Blicke. Er hatte dabei unsäglich viel zu thun. Vierzehn Heere standen zu gleicher Zeit unter ihm; ihre Stellungen und Unternehmungen wurden von ihm vorgezeichnet; aus den geschicktesten Artillerieofficieren, die er an sich zu ziehen wußte, bildete er Generalstäbe; mit den Anführern stand er unmittelbar in Briefwechsel, so wie wiederum mit dem Convente, dem er über die Kriegsereignisse Bericht zu erstatten hatte; täglich mußte er sechzehn bis achtzehn Stunden arbeiten, um gleichsam der General aller Generale, der Heerführer aller Heere zu sein. Aber er hatte auch die Freude, daß ein glorreicher Erfolg seine Arbeiten krönte. Schon der Feldzug vom Jahre 1793, aber noch mehr der Feldzug 1794, der ganz sein Werk war, fiel glücklich für Frankreich aus. Die Heere, die er schuf und leitete, siegten, die Gefahren, in denen Frankreich geschwebt hatte, wurden überwältigt, die Republik erhob sich über die, welche ihr den Untergang geschworen hatten, der Ruhm der französischen Waffen und mit ihnen sein Ruhm verbreitete sich durch Europa.

Aber während er durch sein Walten in das schauerliche Dunkel der Schreckensregierung einen Lichtglanz brachte, ließ er viel Widriges geschehen, und hatte selbst viel Widriges zu dulden. Die ganze Kraft und Thätig-

keit

keit seines Geistes auf das Kriegswesen richtend, blieb er fern von dem Parteigewühle; aber um die Leitung der Heere und aller militärischen Angelegenheiten ganz in seine Hände zu bekommen, ließ er die andern Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses gewähren und gab zu den Blutbefehlen, die von ihnen, namentlich von Robespierre, ausgingen, wenn auch nicht seine Stimme, doch seine Unterschrift, so daß er dadurch das schreckliche Verfahren der Schreckensregierung förderte, statt es zu hindern, oder es bekräftigte, statt es zu bekämpfen. Er selbst suchte sich deshalb am 23. März 1795 damit zu vertheidigen, daß die Menge von Gegenständen, über die der Wohlfahrtsausschuß zu entscheiden hätte, collegialisch nicht hätte behandelt werden können, und daß es ihm bei seinen vielen Arbeiten nicht möglich gewesen wäre, alle ihm zur Unterschrift vorgelegten Befehle (deren täglich auf vier- bis fünfhundert ausgefertigt wurden) durchzulesen *); doch diese Vertheidigung kann ihn nur entschuldigen, nicht rechtfertigen. Die Unterschrift eines Ministers oder Regierungsmitgliedes gilt als Billigung oder Vertretung des Unterschriebenen, und mit der Gewissenhaftigkeit eines gerechten und menschenfreundlichen Mannes verträgt es sich nicht, seinen Namen blindlings zu unterschreiben, besonders da, wo es auf Menschenleben ankommt. Wenn Robespierre aus Eifersucht, wie

Tis-

*) Aus Carnot's Rede am 23. März 1795, s. Girtanner's hist. Nachr. Th. XVII, S. 38.

Tissot schreibt*), sich immer hartnäckig weigerte, die von Carnot ausgefertigten Kriegsbefehle zu unterzeichnen; so hätte Carnot aus Rechtssinn sich immer weigern sollen, zu den von Robespierre erlassenen Blutbefehlen seine Unterschrift zu geben. Wohl mag er dieß, wie erzählt wird, mitunter gethan und dem Wüthrich manches Opfer entzogen haben; aber gewiß ist es übertrieben, wenn seine Freunde oder Lobredner behaupten **), „daß er mehr Menschen vom Blutgerüste befreite, als Robespierre demselben zusendete." Wäre dieß gegründet, so würde er selbst oder die Tagesgeschichte es bemerkt haben. Wahrscheinlich ist es, daß der politische Fanatismus damaliger Zeit oder der düstre Geist der Schreckensregierung auch ihn ergriffen, und die zarteren Empfindungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit in ihm, wenn auch nicht erstickt, doch zurückgedrängt hatte. Denn obschon er die blutigen Gräuel eines Robespierre, St. Just, Couthon rc. nicht theilte, so scheuete er doch damals kein Mittel, das zu seinen Zwecken führen konnte ***), und ermunterte wohl selbst zu Gewaltthaten †).

Gleich=

*) Mémoires historiques et militaires sur Carnot etc. par Tissot à Paris 1824. Deutsch. Leipzig 1824, S. 47.

**) Tissot. S. 49 und 193.

***) Am 21. Febr. 1793 schrieb er an Pichegru (s. Tissot, S. 126): „Halte dir gute Spione, trachte Alles zu erfahren, was bei dem Feinde vorgeht, säe Zwietracht zwischen ihm. Um Tyrannen zu vertilgen, ist jedes Mittel gut."

†) Man sehe seinen Brief an den Blutmenschen Lebon, vom 15. Nov. 1794, den die Biographie des hommes vivants, à Paris 1817. Tom. II, pag. 50 anführt.

Gleichwohl konnte er dem Hasse seiner Amtsgenossen nicht entgehen. Robespierre war gegen ihn aus Eifersucht: seine Eitelkeit und Herrschlust wurde durch Carnots Ruhm und Widerspruch verletzt; auch St. Just war gegen ihn, weil Carnot sich den Erpressungen widersetzte, Personen, denen St. Just wohlwollte, zurückwies und in der Kriegsverwaltung alles allein anordnen wollte. Beide, St. Just und Robespierre, machten ihm daher oft harte Vorwürfe und gingen damit um, ihn aus dem Wohlfahrtsausschusse zu vertreiben und hinrichten zu lassen, sobald er ihnen nicht mehr nöthig sein würde *). Anderseits war auch Carnot gegen beide und besonders gegen Robespierre; er konnte dessen stolzes, herrschsüchtiges und gewaltthätiges Wesen nicht ertragen, und zuwider war es ihm, daß ein Mensch die oberste Gewalt in Händen hatte, über den er sich weit erhaben fühlte **). Er trat daher mit dessen Feinden im Wohlfahrtsausschusse und National-Convente zusammen und förderte dessen Sturz am 27. Juli 1794.

Doch bald nach Robespierre's Untergange richtete sich der Unwille über die Schreckensregierung gegen ihn. Zwar

*) In einem seiner Briefe schreibt Robespierre: „Wir haben Carnot noch für den Krieg nöthig; aber in demselben Augenblicke, wo wir ihn werden entbehren können, wird sein Kopf fallen." s. Carnot's Leben, von Posselt, in dessen Lexikon der französischen Revolution ꝛc. Nürnberg 1802. S. 84.

**) Man sehe die von Schlosser (Gesch. des achtzehnten Jahrhunderts, Th. II, S. 209) angeführte Stelle aus Carnots Vertheidigungsschrift vom 1. Juli 1814.

Zwar blieb er, obschon jetzt die Ausschüsse monatlich zum vierten Theile erneuert werden sollten, noch bis zum März 1795 Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, und wurde auch nachher öfters um Rath gefragt; aber man dehnte die Vorwürfe, die der Schreckensregierung gemacht wurden, auch auf ihn aus, obschon man erkannte, daß er von dem blutigen Verfahren der Schreckensmänner sich entfernt gehalten hatte. Er wurde daher seinen ehemaligen Amtsgenossen Barrère, Billaud Varennes, Collot d'Herbois, die man die großen Verbrecher nannte, nicht gleichgestellt. Bei dem Prozeß, der gegen diese geführt wurde (22. und 23. März 1795), glaubte er es sich und dem Rechte schuldig zu sein, als deren Vertheidiger aufzutreten, und er that dieß auf eine, ihn ehrende Weise. „Ich habe," sprach er, „die Angeklagten zu einer Zeit bekämpft, da alles sich vor ihnen beugte, und will jetzt sie vertheidigen, da alles über sie herfällt, da sie unglücklich sind, da man in Hinsicht ihrer Menschenrechte verletzt, welche verlangen, daß jeder Bürger für unschuldig gehalten werde, bis er gesetzlich für schuldig erklärt worden ist." — Er erklärte darauf (hiermit sich selbst vertheidigend), daß die Unterschriften der Angeklagten unter die ergangenen Blutbefehle nicht gegen sie zeugen könnten, da es unmöglich gewesen wäre, alle die Befehle zu lesen, die den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses täglich zur Unterschrift vorgelegt wurden; daß also jedes dieser Mitglieder eigentlich nur für die Handlungen verantwortlich sein könnte, die wirklich von ihm ausgegangen wären.

End=

Endlich gab er zu beherzigen, daß die Angeklagten im Auftrage des National-Convents und also des Volkes gehandelt hätten, und daß, wenn sie in ihrem Eifer für die Republik vielleicht zu weit gegangen wären, ihr Verfahren durch die Noth und den Drang der Umstände sich entschuldigen lasse *). Er wurde mit Beifall gehört. Gleichwohl wurden die Angeklagten verurtheilt, und er selbst gerieth nach dem Volksaufstand am 20. Mai 1795 in Gefahr, wegen seiner Theilnahme an der Schreckensregierung in Anklagestand zu kommen. Eben sollte im National-Convente hierüber abgestimmt werden, als ein Deputirter, Bourdon von der Oise, rief: „Carnot hat den Sieg organisirt!" Dieser Zuruf wirkte so stark auf die Versammlung, daß alles Verfahren gegen ihn eingestellt wurde **).

Auf solche Weise in Ansehn und Achtung befestigt, wurde er bei der Einführung der neuen Constitution (28. Oct. 1795) von vierzehn Departements zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers ernannt und als solches, da Sieyes die ihm angebotene Stelle ausschlug, zum Mitgliede des Directoriums, das am 5. Nov. feierlichst eingesetzt wurde.

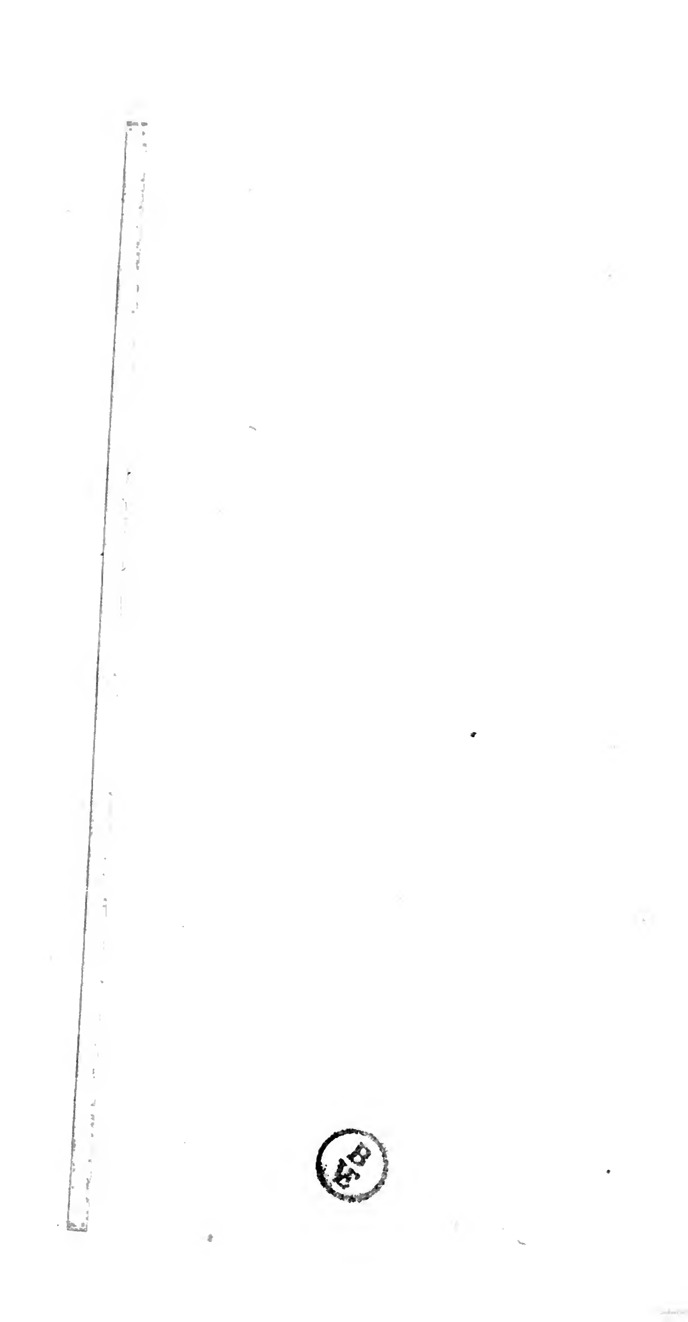
Jetzt wiederum einer der Regenten Frankreichs, war er wiederum für Frankreichs Wohl geschäftig: namentlich half

*) Vollständig steht diese Rede bei Girtanner. Th. XVII, S. 37—46.

**) Posselt's chronol. Register zur französ. Revolution. Th. II, S. 181.

half er jetzt die polytechnische Schule und das Nationalinstitut begründen. Aber die eigentliche Glanzperiode seines Lebens war dahin! Die militärischen Angelegenheiten standen nicht mehr allein unter ihm, sondern zunächst unter einem Kriegsminister; die Heere der Republik zeigten nicht mehr die fügsame Hingebung in den Willen der National-Repräsentation, sondern fingen an, sich ein Stimmrecht über Staatsangelegenheiten anzumaßen, und bald erhob sich, als Anführer der italienischen Armee, Napoleon Bonaparte, der, weit entfernt, sich von dem Directorium leiten zu lassen, dasselbe für seine Plane zu bestimmen wußte*). Auch entzweite sich Carnot mit seinen Collegen, namentlich mit Barras und Rewbel: sie waren seinen Ansichten und Bestrebungen entgegen, und er, im Gefühl seiner Kraft und seiner Verdienste, oft eigensinnig und rechthaberisch, konnte ihre Widersprüche und Anmaßlichkeiten nicht ertragen. Er trat daher den Parteien bei, die sich in beiden Räthen gegen sie gebildet hatten, und zu denen nicht bloß Republikaner, sondern auch Royalisten

*) Carnot schreibt (in seiner Antwort auf Bailleul's Rapport über den 18. Fructidor), „daß nicht Barras, sondern er es gewesen sei, der dem General Bonaparte den Oberbefehl über die italienische Armee und mit demselben die Grundlagen zu seiner Erhebung verschafft habe." Doch ist dieß zu bezweifeln, da Barras schon von Toulon her mit Napoleon bekannt war und am 5. Oct. 1795 zur Bekämpfung der pariser Sectionen sich seiner bedient hatte. — Wie geringschätzig Napoleon über die Instructionen dachte, die ihm das Directorium oder in dessen Namen Carnot zuschickte, ersieht man aus seinen von Montholon niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten, Th. IV, S. 286 ff.





Nicolas Marguerite Carnot.

listen gehörten. Er wollte damit, wie auch Napoleon annimmt *), nichts gegen die Republik anspinnen, sondern mit Hilfe der Royalisten (die bei dem damaligen Hasse gegen die Bourbons ihm unschädlich schienen) jene unterdrücken, die, seiner Meinung nach, der Republik Schande und Haß zuzogen. Aber seine Gegner kamen ihm zuvor, und kaum konnte er ihrer Rache entrinnen. In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1797 (18. Fructidor) brachen Bewaffnete in seine Wohnung im Palaste Luxemburg ein. Doch von Freunden heimlich gewarnt, hatte er für einen Fluchtweg gesorgt. Während die Bewaffneten sein Vorzimmer besetzten und in seinem Schlafgemache ihn suchten, gewann er Zeit, durch den Garten des Luxemburg, zu dessen Thüre er den Schlüssel bei sich trug, zu entrinnen **). Ungefähr drei Stunden irrte er, wie er selbst schreibt, auf Umwegen in der Stadt herum, mitten unter Wachen, die ihm auflauerten, bis es ihm endlich gelang, den ersehnten Zufluchtsort bei einem Freunde zu erreichen. Glücklich entkam er nach siebzehn Tagen aus Paris, dann aus Frankreich nach der Schweiz, wo er im Waadtlande lebte. Aber bald sah er sich bei dem Eindringen der französischen Armeen im Jahre 1798 gefährdet. Er begab sich daher nach Augsburg, und erließ daselbst gegen die Vorwürfe, die ihm von Seiten der Triumvirn (Barras, Rewbel und Lareveillere-Lepeaux) durch

*) Montholon, Denkwürdigkeiten, Th. IV, S. 161

**) Hierher gehört das Kupfer Taf. XL.

durch Bailleul gemacht wurden, eine Vertheidigungsschrift *). In derselben betheuert er mehrmals, mit dem Ton und Nachdruck eines rechtschaffenen Mannes, „sein einziges Vergehen sei, daß er habe Frankreich vor Tyrannen bewahren wollen, ein anderes könne man nicht gegen ihn auffinden."

Als seine Gegner am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) gestürzt worden waren, wurde er von Napoleon, damals Oberconsul, am 26. Dec. 1799 zurückgerufen, zum Musterinspector (Inspecteur aux revues, am 7. Febr. 1800) und zwei Monate nachher (am 2. Apr.) zum Kriegsminister an Berthiers Stelle, da dieser dem Feldzuge von Marengo beiwohnte, ernannt. Nach diesem Feldzuge übernahm Berthier wieder das Kriegsministerium; Carnot aber, unzufrieden mit der neuen Regierung, die seinen Freiheitsideen entgegen war, zog sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Er ging im Oct. 1800 nach St. Omer, wo er seiner Familie und seinen Studien lebte. Doch als ihn der Erhaltungssenat (am 9. März 1802) zum Tribunate berief, nahm er diese Berufung an, weil er durch sie Gelegenheit zu finden meinte, der Unterdrückung der Freiheit zu steuern. Wirklich vertrat er auch die Rechte und Freiheiten des Volks mit dem Ernste und Nachdrucke eines altrömischen Tribuns. Während

*) Sie erschien in französischer Sprache zu Augsburg 1799 (aber mit der Signatur „London") und in deutscher Sprache zu Hamburg. s. Körte, S. 155.

rend Andre aus Feigheit oder Hoffnungslosigkeit schwiegen, hatte er Muth und Geradheit, sich der Einführung des Ordens der Ehrenlegion, der Verlängerung des Consulats auf Lebenszeit und der Aufstellung des Kaiserthums laut zu widersetzen *). Freilich richtete er damit nichts aus: Napoleon setzte seine Absichten durch, lösete das Tribunat auf (1806), und trieb Carnot'n aufs neue in den Privatstand; aber er hatte gethan, was er seiner Pflicht und seinen Grundsätzen schuldig war, und dabei einen nicht minder großen Ruhm erlangt, als damals, da er allein das Kriegswesen leitete. Napoleon selbst konnte Achtung und Vertrauen ihm nicht versagen; er hegte, wie er selbst erklärte **), keinen Argwohn gegen ihn,

*) In seiner Rede (am 1. Mai 1804) gegen die Errichtung des Kaiserthrones, die ein Zeichen seiner Liebe für Freiheit und seiner Achtung für Gesetzlichkeit ist (s. diese Rede vollständig bei Tissot, S. 73—76 und Körte, S. 194—200 und auszugsweise bei Saalfeld, Th. III, 1, S. 136), äussert er unter andern: „Es „war stets mein Grundsatz, mich den bestehenden Gesetzen zu un„terwerfen, selbst wenn ich ihnen nicht beistimmen konnte. Mehr „als einmal bin ich das Opfer dieses Grundsatzes geworden; ich „werde heute nicht anfangen anders zu handeln. So erkläre ich „denn, daß ich, obschon ich den heutigen Vorschlag bekämpfe, doch „der neuen Ordnung der Dinge, sobald sie durch den Willen des „Volkes geheiligt sein wird, mich unterwerfen und der Erste sein „werde, der dem Staatsoberhaupte allen den Gehorsam leistet, den „die constitutionelle Einrichtung begehren wird."

**) Merkwürdig ist Napoleons Urtheil über ihn, das zwar Carnot's Verdienste herabsetzt, aber Carnot's Rechtschaffenheit anerkennt und das Gefühl eigner Größe ausspricht. Er läßt durch Gourgaud (Denkwürdigkeiten Th. III, S. 88) schreiben: „Carnot war ein fleißiger Arbeiter, aufrichtig in dem, was er that, ohne Ränke und leicht zu hintergehen. — Im Wohlfahrtsausschusse

ihn, der sich stets rechtschaffen benahm, und verlieh ihm im Jahre 1809 einen Jahresgehalt von 10,000 Franken, deren er bedurfte; denn nie hatte er, der Uneigennützige, seine hohen Stellen zu seiner Bereicherung gemißbraucht.

Erst im Jahre 1814 trat er wieder hervor, nicht von Ehrgeiz, sondern von Vaterlandsliebe getrieben. Bei den Drangsalen, die damals über Frankreich kamen, bot er dem Kaiser Napoleon seine Dienste (in einem Schreiben vom 24. Jan. 1814) an, und Napoleon ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Festung Antwerpen, die er, jeder Verlockung unzugänglich, vom 2. Febr. bis zum 17. April aufs sorgsamste vertheidigte. Erst, als er von den Vorgängen in Paris und der Rückkehr der Bourbons hinlänglich unterrichtet war, übergab er Antwerpen an die von Ludwig XVIII. bestimmten Commissarien.

Aber den Bourbons konnte er, ein strenger und eifriger Republikaner, nicht gefallen, und er selbst schärfte ihren Unwillen gegen sich, als er in einer Denkschrift

leitete er die militärischen Operationen und war dort nützlich, ohne doch die Lobpreisungen zu verdienen, die man ihm deshalb ertheilt hat. Er hatte keine Kriegserfahrung; seine Ideen über alle Theile der Kriegskunst, selbst über den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze und über die Grundsätze der Befestigung, die er in seiner Jugend studirt hatte, waren falsche. Er hat über diese Gegenstände Werke geschrieben, zu denen sich nur ein Mann bekennen kann, der keine praktische Kenntniß vom Kriege hat. Dagegen zeigte er moralischen Muth." — — „Sein beständig rechtschaffenes Benehmen benahm der Regierung (d. i. Napoleon) allen Argwohn."

schrift an Ludwig XVIII. die Mißgriffe der neuen Regierung aufdeckte und auf die Folgen hinwies, die diese Mißgriffe nach sich ziehen müßten. Er wurde daher von den Bourbons zurückgesetzt und mit düsterm Argwohne umlauert. Dagegen ernannte ihn Napoleon (22. März 1815), gleich nach der Rückkehr aus Elba, zum Minister des Innern und zum Grafen und Pair des Reiches, nicht aus persönlichem Wohlwollen, sondern aus Rücksichten auf die öffentliche Meinung. Carnot, dem Napoleons Regierung heilsamer erschien, als die der Bourbons, und gerechtfertigt durch die Ergebenheit, die der Zurückgekehrte in Frankreich fand, nahm diese Ernennung an und suchte, sich gleich in Gesinnung und That, Freiheit und Recht in Frankreich emporzubringen. Aber er konnte der neuen Stelle nicht froh werden; sie führte ihn zu neuen Anstrengungen und Kümmernissen und zu einem baldigen Ende seiner politischen Laufbahn. Napoleons Niederlage bei Waterloo entschied über sein Loos. Denn als nun Paris von den Verbündeten zum zweiten Male eingenommen und die Herrschaft der Bourbons zum zweiten Male hergestellt wurde, sah er sich genöthigt, Paris (8. Juli 1815), dann (im Oct. 1815) Frankreich selbst zu verlassen, geächtet durch eine Verordnung Ludwigs XVIII. vom 24. Juli. Er ging mit russischen Pässen, die das Wohlwollen des Kaisers Alexander ihm hatte ausfertigen lassen, durch die Niederlande und Deutschland nach Warschau. Doch trotz der ehrenvollen Aufnahme, die er (15. Jan. 1816) zu Warschau fand, gefiel es ihm daselbst

selbst

selbst nicht. Er zog daher, mit Genehmigung der preußischen Regierung, über Berlin nach Magdeburg. Dort verlebte er, ohne Einmischung in politische Vorgänge, unter wissenschaftlichen Beschäftigungen und heitern Lebensgenüssen, geachtet und aufgesucht von Vielen, seinen Lebensabend in erquicklicher Ruhe. Am 2. Aug. 1823 starb er zu Magdeburg im ein und siebzigsten Jahre seines Alters.

Wohl kann man bemerken, daß in seinem politischen Leben manche Fehler und Verirrungen sich zeigen, daß er in Staatssachen nicht immer das Rechte fand, nicht immer das Rechte that, daß an Scharfblick und Herrscherkraft Napoleon ihm überlegen war; aber bemerken muß man auch, daß er in wildbewegten Zeiten und unter Umständen lebte, wo es schwer war, auf gerader Bahn sich zu halten, daß seine Fehler und Verirrungen nie aus Böswilligkeit, sondern aus falschen Ansichten oder aus Nachgiebigkeit gegen Andre hervorgingen, daß sie durch seine Verdienste um Frankreich weit überwogen werden. Und sieht man von der Tiefe seiner Kenntnisse auf die Uneigennützigkeit seines Waltens, auf die Einfachheit seiner Sitten, auf die Unerschütterlichkeit seines Gleichmuths, auf die Innigkeit seiner Liebe zu Freiheit und Vaterland, der er bei allem Wechsel des Glücks bis in den Tod getreu blieb: so glaubt man in ihm einen Republikaner des griechischen oder römischen Alterthums zu erblicken und kann nicht anders als mit Achtung von ihm scheiden.

XII.

Napoleon Bonaparte, oder Andeutungen seines Lebens und Wirkens bis zum Anfang seiner Herrschaft über Frankreich.

Mit dem Gefühle von Beklommenheit, das bei der Schilderung großer und helldunkler Charaktere den Geschichtschreiber ergreift, wenden wir uns zur Schilderung Napoleon's. Denn wie leicht auch eine solche Schilderung erscheinen mag, da der Aufgang und Untergang, die Lichtseiten und Nebelflecke des Napoleon'schen Gestirns noch in unverloschener Erinnerung vor uns stehen, und da bereits von den verschiedensten Seiten her so vieles über ihn geredet und geschrieben worden ist: so ist sie doch eine der schwierigsten Aufgaben. Denn noch steht Napoleon uns zu nahe, als daß alle Punkte seines Lebens volles Licht erhalten könnten; noch sind die Leidenschaften, die sich für und wider ihn erhoben, nicht völlig zum Schweigen gekommen. Ferner, die Nachrichten über ihn sind schwankend: während die Einen, die er durch Freundlichkeit und Güte, oder durch großartige Worte und Thaten bezauberte, ihn unbedingt loben, ja fast vergöttern, beschuldigen ihn die Andern, die durch seine Gewaltthaten litten, oder nur auf die Schattenseiten seines Lebens und Wirkens sehen, der ärgsten Frevel gegen die Menschheit. Ja, er selbst zeigte in seinem Leben und Wirken so viel Bewegliches und Verschiedenartiges, und in den Mittheilungen

lungen über seine Thaten und Bestrebungen, die er zu St. Helena aufstellte, hat er, bei seiner Geneigtheit sich und Andre zu täuschen, Wahres und Falsches, Helles und Dunkles so in einander gemischt, daß man nicht leicht das Richtige und Haltbare auffinden kann. Er gleicht einem Meteore, das mit blendendem Strahlenglanze unerwartet hervortritt und plötzlich verschwindet, so daß selbst die, die es sahen und anstaunten, von dem Glanze und Schrecken desselben ergriffen, ausser Stande sind, es genau aufzufassen und zu beschreiben.

Doch wie schwierig auch die bemeldete Aufgabe ist, so darf der Geschichtschreiber der neuesten Zeiten sich ihrer nicht entziehen. Denn Napoleon steht in dem Mittelpunkte der Begebenheiten, die in den ersten funfzehn Jahren des neunzehnten Jahrhunderts geschahen; von Freunden und Feinden wird er als der größte Mann seiner Zeit anerkannt, seine Thaten erregten bei ihrem Hervortreten das Staunen und Schrecken, die Bewunderung und Verunglimpfung der Zeitgenossen, und ihre Nachwirkungen dauern heute noch fort. — Versuchen wollen wir es also, aus der Masse der Nachrichten von ihm und über ihn dasjenige hervorzuheben, was zur Bezeichnung seiner ersten Schicksale, Bestrebungen und Thaten uns als das Glaubwürdigste erscheint.

Napoleon Bonaparte oder Buonaparte *) ward

*) Napoleon schrieb, wie Las Cases (Tagebuch, Th. I, S. 60) und Bourrienne (Memoiren über Napoleon rc. Leipzig 1829, Th. I, S. 10) melden, in früheren Jahren seinen Familiennamen

ward am 15. Aug. 1769 zu Ajaccio geboren *). Sein Vater Karl Bonaparte (geb. 1748, gest. 1783), ein geachteter, aber unbemittelter Adeliger, Sprößling einer aus dem Toskanischen stammenden Familie, war Mitglied des königlichen Gerichtshofes zu Ajaccio, und seine Mutter Lätitia (geb. 24. Aug. 1750), aus dem adeligen Geschlechte Romalini, wird als eine anmuthige, geistreiche, hochsinnige und unternehmende Frau gerühmt **). Sie gebar ihrem Gemahl dreizehn Kinder ***), von

„Buonaparte;" aber schon während des italienischen Feldzuges (1796) ließ er das u weg, um sich nach der französischen Aussprache zu richten.

*) Manche haben, unter Berufung auf einen Geburtsschein, den er bei seiner ersten Vermählung der pariser Municipalität vorgelegt haben soll, behauptet, er sei den 5. Febr. 1768 geboren, habe aber nachmals den 15. Aug. 1769 als seinen Geburtstag angegeben, theils um für einen gebornen Franzosen zu gelten (da Frankreich erst im Juni 1769 zum Besitz der im J. 1768 von Genua erkauften Insel Corsika gelangte), theils um sein Geburtsfest mit dem Himmelfahrtsfeste der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin Frankreichs, zusammenzustellen (s. Manso's Geschichte des preuß. Staates, Th. II, S. 24); aber hinlänglich wird diese Behauptung widerlegt durch die Zeugnisse, die Bourrienne Th. I, S. 10 und 21 anführt.

**) Napoleon sagt von ihr (bei Las Cases Th. I, S. 67): „Sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, hatte einen großen Charakter, einen hohen, stolzen Sinn;" — und (Las Cases V, 62): „Das Hohe siegte in ihrer Seele stets über das Kleinliche. Der Stolz und ein edler Ehrgeiz waren mächtiger in ihr als die Habsucht." — Hiermit stimmen auch die Memoiren der Herzogin von Abrantes überein (Leipz. 1831, Th. II, 103), wo es (Th. I, S. 34) von ihr heißt: „Sie hat sich in allen Verhältnissen des Lebens über das Geschick erhaben gezeigt."

***) Dieß sagt Napoleon bei Las Cases Th. I, 67; in seinen von Gourgaud niedergeschriebenen Dictaten Th. III, S. 8 redet er nur von acht Kindern seiner Eltern, fünf Söhnen und drei Töchtern.

von denen fünf Söhne und drei Töchter durch Napoleon berühmt wurden. Die Söhne waren Joseph, Napoleon, Lucian, Louis, Jerome; die Töchter Elise (Großherzogin von Toskana), Karoline (Königin von Neapel), Pauline (Fürstin von Borghese).

Große und kräftige Naturen geben das, was in ihnen liegt, oder aus ihnen sich entwickeln soll, schon frühzeitig zu erkennen. So auch Napoleon! Schon in früher Jugend war er, wie er selbst erzählt *), unruhig, gewandt, lebhaft, äußerst schnell; über seine Geschwister und Gespielen behauptete er ein Uebergewicht und auf eine überraschende Weise wußte er seinen Willen durchzusetzen. In seinem zehnten Jahre (1779) kam er, auf Veranstaltung des Grafen von Marboeuf, Gouverneurs von Corsika, in die Militärschule zu Brienne. Hier war er fleißig, in sich gekehrt, ernst, düster, nur für Wenige zugänglich; sein Wesen hatte etwas Sonderbares, aber nichts Liebevolles. Er ging wenig mit seinen Mitschülern um und nahm selten Theil an ihren Spielen, eigentlich nur dann, wenn diese einen militärischen Anstrich hatten; dagegen fand er Vergnügen am Lesen, besonders mathematischer Schriften, die seiner, schon damals hervortre=

*) Las Cases, Th. I, S. 71 ff. So auch Bourrienne, der, ein Jugendgenosse Napoleons, von Napoleons Jugendjahren am umständlichsten handelt (Th. I, S. 13 ff.). Dagegen heißt es in den Memoiren der Herzogin von Abrantes (Th. I, S. 36): „Napoleon machte sich in seiner Kindheit durch keine auffallende Gemüthsart, wie man ihm andichtet, bemerkbar."

tretenden Neigung für Kriegswissenschaften Nahrung ge- ben konnten. In seinem funfzehnten Jahre (1784) kam er durch den Aufseher der französischen Militärschulen, den Ritter Keralio, der seine Anlagen erkannte, auf die hö- here Militärschule zu Paris, wo die großen Eigenschaften seines Geistes sich deutlicher entwickelten. Nur sein Leh- rer in der lateinischen oder deutschen Sprache hatte Ursache über sein Zurückbleiben zu klagen; dagegen hegten seine Lehrer in der Geschichte, Mathematik und freien Ausar- beitungen große Erwartungen von ihm. Damals las er zu seiner Erholung Plutarchs vergleichende Lebensbeschrei- bungen; aber den Künsten, die das Leben schmücken und erheitern, namentlich der Zeichenkunst, Tonkunst, Dicht- kunst, konnte er keinen Geschmack abgewinnen: erst spä- terhin fand er Vergnügen am Ossian. Seinen Vorge- setzten wurde er, wie Bourrienne erzählt, bei seiner Eigen- willigkeit und Unbiegsamkeit bald lästig; sie beförderten daher seine Anstellung. So kam er schon im October des Jahres 1785, nach rühmlichst bestandener Prüfung, als Secondelieutenant in das Artillerieregiment Lafere zu Va- lence. Dort erregte er Aufmerksamkeit durch die Eigen- heiten seines Wesens. Den Frauen gefiel er durch geist- volle Unterhaltung, die Männer zog die Kühnheit seiner Gedanken und seine Gewandtheit im Disputiren an; seine Beantwortung der von Raynal aufgegebenen Preisfrage: „welche Begriffe und Grundsätze muß man den Menschen einschärfen, um sie glücklich zu machen?" erhielt von der Akademie zu Lyon den Preis. In späteren Jahren warf

er diese Jugendarbeit, da Talleyrand sie ihm vorlegte, ins Feuer *).

Als die Revolution ausbrach (1789), befand er sich zu Valence. Sie ergriff ihn und er zog Andre zu ihr hin; aber er freute sich ihrer nicht, wie Andre, als eines Aufschwunges zur weitern Entwickelung der Menschheit (solche Begeisterung war ihm fremd!), sondern als eines Mittels zu seinem Emporkommen. Entsprungen aus dem niedern Adel, der zwar Officier- und Parlamentsstellen, aber keine höhere Anstellung erlangen konnte, sah er durch sie die Schranken niedergerissen, die ihn zurückhalten konnten. Damals sagte er zu seinem Hauptmann: „Die Revolutionszeiten sind gute Zeiten für Militärs, die Verstand und Muth haben **)."

Mit Paoli, dem Freunde seines Vaters, dem Vertheidiger der Selbständigkeit Corsika's ***), begab er sich gegen Ende des Jahres 1790 nach Corsika, wo schon die Parteien der Demokraten und Aristokraten einander gegenüber standen. Er trat auf die Seite der ersteren, wurde Anführer der Nationalgarden zu Ajaccio, konnte aber nichts ausrichten und ward, um sich wegen seines Betragens zu verantworten, zu Ostern 1792 nach Paris gerufen. Dort war er Zeuge der furchtbaren Auftritte am

20. Juni

*) Las Cases Th. I, S. 78.

**) S. Napoleons Leben von Jullian — in den Zeitgenossen. V. Band, 4. Abtheil. S. 4.

***) Napoleons Ansichten über die Licht- und Schattenseiten dieses merkwürdigen Mannes s. in seinen von Montholon nachgeschriebenen Denkwürdigkeiten. Th. IV, S. 29—43.

20. Juni und 10. August. Im September 1792 kam er nach Corsika zurück *). Hier brachte Paoli, der den Fortgang der Revolution und das Verfahren gegen Ludwig XVI. verabscheute und deshalb vor die Schranken des Convents gerufen wurde, die Insel in Aufruhr und führte sie den Engländern zu. Napoleon gerieth deshalb mit ihm in Zwiespalt, vermochte aber nichts gegen ihn. Engländer und Paoli's Anhänger errangen den Sieg über die patriotischen Corsen, überfielen plündernd und verheerend Ajaccio und nöthigten dadurch die Familie Bonaparte, sich nach Frankreich zu flüchten (1793). Sie begab sich erst nach Nizza, dann in die Provence (in die Nähe von Marseille), wo sie eine Zeitlang in dürftigen Umständen lebte. Napoleon selbst war erst bei seinem Regimente, mit dem er zur Einnahme Avignons mitwirkte, dann in Paris, wahrscheinlich um weitere Anstellung zu suchen **).

Von Paris aus wurde er, damals Bataillonschef, durch den Wohlfahrtsausschuß abgesendet, um die Belagerungs-Artillerie vor Toulon, das die Engländer besetzt hatten, zu befehligen. Die Art, wie er dieß that, und

*) Las Cases VII, 80 ff. — Bourrienne (Th. I, S. 29) sagt, daß Napoleon, als er dem Aufstand am 20. Juni von weitem zusah, seinen Ingrimm über die Schwäche und Langmuth Ludwigs XVI. laut ausgesprochen habe. — Zu bemerken ist, daß die Nachrichten über diesen Theil der Lebensgeschichte Napoleons viel Dunkles und Verworrenes haben und nicht leicht in Uebereinstimmung zu bringen sind.

**) Las Cases, I, 81. Gourgaud, III, S. 11.

und das Glück, das er dabei hatte, begründete seinen Ruf. Sobald er im Lager vor Toulon eingetroffen war (12. Sept. 1793), erkannte er mit dem ihm eignen Scharfblicke die Lage der Dinge und baute darauf den zweckdienlichsten Angriffsplan. Die Ausführung desselben kostete ihm anfangs Mühe, da der Eigendünkel der Gewalthaber sich ihm entgegenstellte; aber der Convents-Commissär Gasparin nahm sich seiner an, und bald gewann er so entschiedenen Einfluß auf seine Umgebungen, daß sie sich seinen Rathschlägen hingaben. Am 18. Dec. wurde Toulon durch ihn erobert. Hiermit verbreitete sich sein Name durch Frankreich und Europa, und er erhielt mit dem Titel Brigadegeneral den Oberbefehl über die Artillerie des italienischen Heeres. Auch wurde ihm aufgetragen, die Befestigung der französischen Küsten am mittelländischen Meere zu betreiben *).

Nachdem er in der Provence und auf den hierischen Inseln Küstenbätterien auf eine neue, von ihm ausgedachte Weise hatte anlegen lassen **), traf er (im März 1794) zu Nizza, damals dem Hauptquartier des italienischen Heeres, ein. Der Obergeneral desselben, Dumerbion,

*) Ausführlich schildert Napoleon sein Verfahren bei der Eroberung Toulons in den von Gourgaud niedergeschriebenen Memoiren, Th. I, S. 1—19 und Th. III, S. 1—34. — Las Cases schreibt (Th. I, 83): „Der Kaiser spricht von der Eroberung Toulons nie ohne Wohlgefallen. Sie war der erste gelungene Entwurf; und man weiß wohl, welche angenehme Erinnerungen ein solcher zurückläßt.“

**) Gourgaud I, 20. III, 34.

merdion, war alt und kränklich, und als Oberbefehlshaber der Artillerie hatte er sich um die Stellung des Heeres zu bekümmern. Beides verschaffte ihm Gelegenheit, auf die Unternehmungen Einfluß zu gewinnen und Entwürfe geltend zu machen, durch welche das östreichisch-sardinische Heer genöthigt wurde, sich zurückzuziehen und die obere Alpenkette sammt den Pässen nach Piemont den Franzosen zu überlassen *). Doch die Ueberlegenheit seines Geistes und das Vorherrschende seines Wesens beschämte und ärgerte die Volksrepräsentanten Salicetti, Albitte und Laporte, die sich im Namen des Convents bei dem italienischen Heere befanden, und bald wäre er ein Opfer ihrer Eifersucht geworden. Unter dem Vorwande, daß er zum Anhange des am 17. Juli 1794 gestürzten Robespierre gehöre, da er mit dessen Bruder, Robespierre dem Jüngern, und dessen Freunde Ricord, den früheren Conventsdeputirten bei dem italienischen Heere, in vertraulichem Verkehr gestanden hatte, ließen sie ihn am 6. Aug. als einen Verdächtigen verhaften, um ihn vor die Schranken des Revolutionsgerichts zu bringen. Aber da der nun eintretende Stillstand in den Unternehmungen des italienischen Heeres das Nützliche seiner Wirksamkeit klar machte, und da sein Bruder Joseph auf den Volksrepräsentanten Salicetti, seinen Freund, einwirkte: so wurde er schon am 20. Aug. von eben den Repräsentanten, die ihn hatten verhaften lassen, wieder in Freiheit gesetzt und

*) Gourgaud III, S. 44—49.

und seiner vorigen Thätigkeit zurückgegeben. Aufs neue leitete er nun mit Einsicht und Glück die Unternehmungen des italienischen Heeres, und während des Winters (1794 zu 1795) die Bewaffnung der Küsten *).

Im Mai 1795 verließ er Italien, wo er das Terrain hatte kennen lernen, und ging nach Paris, wo eine anderweitige Anstellung ihm zugedacht war. Aubry, damals Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und in demselben Anordner des Kriegswesens, hatte ihn zum General in der Vendée bestimmt; er aber mochte lieber gegen auswärtige Feinde als gegen Mitbürger Krieg führen. Er weigerte sich daher, diese Anstellung anzunehmen, und reichte, als Aubry seiner Weigerung nicht achtete, sein Gesuch um Entlassung ein. So kam er ausser Dienst und dadurch, da er noch kein eignes Vermögen hatte, in Geldverlegenheiten, so daß er von seinen Freunden Unterstützungen annehmen mußte. Aber nur kurze Zeit dauerte seine Dienstlosigkeit, und völlig unwahrscheinlich ist's, daß er damals ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sei, sich nach Constantinopel zu begeben und der Pforte seine Dienste anzubieten. Als das italienische Heer unter Kellermann im Juni 1795 harte Unfälle erlitt, in Paris aber Pontecoulant an Aubry's Stelle gekommen war, wurde er (im Juli 1795) in den Wohlfahrtsausschuß berufen,

*) Gourgaud I, 32. III, 51 ff. — Diese Begebenheiten, so wie die folgende Dienstlosigkeit Napoleons hat zuerst Schlosser Zur Beurtheilung Napoleons rc. Frankf. 1832, Th. I, S. 29 und 30 ins rechte Licht gestellt.

rufen, um Plane zu neuen Unternehmungen des italienischen Heeres anzugeben. Er that dieß, und der Wohlfahrtsausschuß, der seine Rathschläge preiswürdig fand, nahm ihn als Brigadegeneral der Artillerie (also auch mit der Besoldung eines solchen) bis auf anderweitige Anstellung in das Büreau für militärische Anordnungen.

In dieser Stellung befand er sich, als er am 5. Oct. 1795 früh um 5 Uhr von dem Convente beauftragt wurde, einen Aufstand der Pariser mit Waffengewalt zu unterdrücken *). Erst nach einigem Bedenken (denn auch hier wurde er zu einem Bürgerkriege berufen!) nahm er diesen Auftrag an und zwar (wie er erzählt) unter der Bedingung, daß der Volksrepräsentant Barras als Obergeneral, er aber nur als zweiter Befehlshaber ernannt würde, um so den Anschein zu gewinnen, daß nicht er, sondern Barras für das zu vergießende Bürgerblut verantwortlich gemacht werden könne. Doch leitete er den Kampf ganz nach seinen Planen und mit der ihm eignen Entschlossenheit. Er zog Officiere, Truppen und Geschütz an sich, vertheilte und stellte seine Waffenmacht, wie und wohin es ihm gutdünkte, und redete dem Convente zu, sich zu einer Reserve zu bilden. Eine Zeitlang stand er mit seinen Truppen und Kanonen den bewaffneten Sectionen und Nationalgarden ruhig gegenüber: beide Theile scheuten

*) Gourgaud Th. III, S. 64. — Von dem Aufstande selbst, dessen Ursachen und Ausgange ist schon im ersten Abschnitte dieses Bandes S. 133 gehandelt worden.

ten den Vorwurf des ersten Angriffs; aber als Nachmittags vier Uhr ein Schuß gefallen war (ungewiß ist es, von welcher Seite): so ließ er eben so kaltblütig als schonungslos sein Geschütz wirken, wodurch schon Abends um sechs Uhr der Sieg des Convents entschieden, und am folgenden Tage (6. Oct.) der Kampf völlig beendigt und die Ruhe wieder hergestellt wurde. Er sah diesen Kampf, in welchem über zweihundert Bürger fielen, als einen, zur Erhaltung bürgerlicher Ordnung nothwendigen Staatsstreich an, doch suchte er auch mit seiner gewöhnlichen Verschlagenheit die sogenannten Rebellen als den angreifenden Theil darzustellen und somit den Vorwurf des vergossenen Bürgerblutes von sich auf Andre hinzulenken.

Zur Belohnung dieser Dienste wurde er (am 10. Oct.) vom Convente zum General der Armee des Innern oder zum Oberbefehlshaber aller Truppen in und um Paris ernannt. Als solcher hielt er die Hauptstadt in Ruhe, gab der pariser Nationalgarde eine neue Einrichtung und bildete die Garde des (seit dem 5. Nov. eingesetzten) Directoriums und gesetzgebenden Körpers, die darum späterhin (am 18. Brumaire) bereitwillig sich für ihn erklärte*). Doch eine weit wichtigere Belohnung erhielt er dadurch, daß er am 23. Febr. 1796 vom Directorium zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt wurde. Denn mit dieser Ernennung thaten sich ihm gleichsam die Pforten

*) Dieß sagt er selbst bei Gourgaud, Th. III, S. 83 und bei Las Cases, Th. III, S. 39.

ten zur Herrschaft auf. Durch sie erhielt er Gelegenheit, sich ein ihm ganz ergebenes Heer zu bilden, mittelst glänzender Thaten sich berühmt zu machen, alle seine Mitgenerale zu überstrahlen und ehe er Fürst wurde, fürstliches Ansehn zu erlangen.

Vor seinem Abgange nach Italien vermählte er sich am 9. März 1796 mit Josephine, der Witwe des Generals Beauharnais *). Man hat behauptet, sie sei vorher die Geliebte des Directors Barras gewesen und er habe sie aus ehrgeizigen Absichten zur Gattin erwählt. Aber so wenig dieses zuverlässig ist **), so gewiß ist es, daß

*) Josephine, Tochter eines begüterten Adeligen, Tascher de la Pagerie, geb. zu St. Pierre auf Martinique am 23. Juni 1767, vermählte sich in früher Jugend mit dem im nordamerikanischen Kriege ausgezeichneten General Beauharnais, dem sie zwei Kinder gebar, Eugen (1780) und Hortensie (1783). Nach seinem Tode (er starb unter der Guillotine, am 23. Juli 1794) kam sie ins Gefängniß; dann, nach Robespierre's Sturze wieder in Freiheit gesetzt, gehörte sie zu den Frauengesellschaften, die Barras um sich bildete. „Sie war (wie Bourrienne, Th. I, S. 63 berichtet) etwas leichtsinnig, aber gefällig und treu in der Freund„schaft. Wohlwollen war ihr Bedürfniß; aber sie schenkte es oft „an Unwürdige. Der Pracht und Verschwendung war sie sehr „ergeben und fast immer verthat sie ihr Geld für überflüssige „Dinge."

**) Er selbst erzählt (bei Gourgaud, Th. III, S. 84), daß er auf folgende Art mit ihr bekannt wurde: „Man hatte nach dem 5. Oct. 1795 überall die Waffen weggenommen. Ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren erschien auf der Commandantur und bat, man möchte ihm den Degen seines Vaters zurückgeben, der General der Republik gewesen war. Dieser Knabe war Eugen Beauharnais, später Vicekönig von Italien. Napoleon, gerührt durch die Art seines Gesuchs und durch die seinem Alter eigene Grazie, bewilligte ihm, was er verlangte. Eugen fing

daß er in den ersten Ehejahren mit leidenschaftlicher Hingebung sie liebte. Wenigstens bezeugen dieß die Denkwürdigkeiten Bourrienne's und seine, mit Ausdrücken der zärtlichsten Liebe an sie gerichteten Briefe.

Am 21. März reiste er voll Vertrauen auf sich und sein Glück von Paris ab *), und am 27. März trat er zu Nizza den Oberbefehl über die italienische Armee an. Sie war ungefähr 30,000 Mann stark und bestand aus abgehärteten und kampflustigen Soldaten und kühnen und geschickten Generalen; von den Unfällen unter Kellermann (im Juni 1795) hatte sie sich durch einen Sieg bei Loano (23. Nov.) unter Scherer, Kellermanns Nachfolger, wieder erhoben, so daß sie die Landstrecke von Nizza bis Savona, die Alpenpässe zwischen Frankreich und Piemont, die Zugänge zu den Apenninen und die Verbindung mit dem Meere behauptete. Aber sie befand sich durch die Schlaffheit Scherers, der den errungenen Sieg nicht zu benutzen wußte, und durch die damalige Geldnoth Frankreichs in Mangel, Unordnung und Zuchtlosigkeit.

an zu weinen, als er den Degen seines Vaters erblickte. Der General zeigte ihm so viel Wohlwollen, daß Frau von Beauharnais sich für verbunden achtete, ihm den Tag darauf persönlich dafür zu danken. Jedermann kennt die besondere Grazie der Kaiserin Josephine, ihr sanftes und einnehmendes Wesen. Die Bekanntschaft wurde bald vertraut und zärtlich und kurz darauf erfolgte die Verheurathung."

*) Einem Freunde, der ihm wegen seiner Jugend Bedenklichkeit äusserte, soll er zur Antwort gegeben haben: „In einem Jahre bin ich entweder alt oder todt." s. Bergk's Leben Napoleons Th. I, S. 28.

keit. Es fehlte ihr an Geld, Waffen, Kleidern, Lebensmitteln, besonders an tüchtigen Pferden zur Reiterei und Bespannung. Napoleon selbst konnte nicht mehr als 2000 Stück Louisdor und eine Million Franken in Wechseln, die zum Theil protestirt wurden, ihr mitbringen. All' seine Hoffnung ging auf Siege. Doch ihm gegenüber stand das östreichisch-sardinische Heer, 70,000 Mann stark, unter dem kriegserfahrenen Beaulieu und mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehen. Nur wenn er den Feind gleich bei Eröffnung des Feldzugs überraschte und durch glänzende und entscheidende Erfolge betäubte, konnte er sich und seine Armee emporbringen. Sein Plan war daher, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, über Savona, das ihm zum Stützpunkte dienen sollte, bei dem Berge Giacomo, wo die Alpen aufhören und die Apenninen anfangen, nach der Bormida vorzudringen und, indem er dort eben so wohl Mailand als Turin bedrohte, die östreichisch-sardinische Armee zu trennen und jede derselben einzeln aufzureiben *). Zur Ausführung dieses Planes schritt er mit einer Schnelligkeit, Kühnheit und Geschicklichkeit, die Freunde und Feinde in Staunen setzte. Denn in wenigen Wochen vollbrachte er, was sonst Jahre erforderte und alles übertraf, was bis dahin von den Feldherren der französischen Republik geschehen war.

Es gehört nicht hierher, die Reihenfolge seiner Kriegsthaten vorzuführen: diese ist bereits oben im ersten Ab-

*) Gourgaud, Th. III, S. 123 ff.

Abschnitte dieses Bandes S. 146 ff. bezeichnet worden. Hier wollen wir nur, zur Charakteristik des ausserordentlichen Mannes, sein Benehmen in den einzelnen Theilen seines öffentlichen Lebens und die Art, wie er zur Herrschaft gelangte, zu schildern suchen.

1) Napoleons Feldzüge in Italien, 1796 und 1797.

Wenige Menschen sind in ihrem öffentlichen Leben sich so gleich geblieben, wie Napoleon. Denn wenn auch das Selbstsüchtige und Ungestüme seines, keine Rechtsverletzung scheuenden Ehrgeizes späterhin noch deutlicher und greller hervortrat, und dagegen das zartere Gefühl für Liebe, Freundschaft und Menschlichkeit, das in seiner Jugend aufblitzte und wiederum auf St. Helena sich regte, immer mehr zurücktrat: so offenbarte sich doch schon bei seinem ersten Auftreten in Italien, neben diesen Charakterzügen seines Wesens, sein Talent zu gebieten und zu herrschen, seine Kühnheit und Ruhmbegier, die ihn von Thaten zu Thaten fortriß, seine kraftvolle, ausdrucksreiche Sprache, seine Geschicklichkeit, Menschen und Umstände zu seinem Vortheile zu benutzen, und durch Anwendung guter und schlechter Mittel Hindernisse zu überwältigen und seine Absichten zu erreichen. Kurz, wie er als Kaiser sich zeigte, zeigte er sich schon als Oberfeldherr.

Das Erste, worauf er als solcher hinstrebte, war Herr seines Heeres zu werden, oder dessen Zutrauen und Folgsamkeit zu gewinnen. Und dieß erreichte er nicht durch

durch nachgiebiges Verfahren und freundliches Zureden (er war befehlshaberisch, streng und selten mittheilend *)), sondern durch eifrige Sorge für das Beste des Heeres, durch Auszeichnung jedes Verdienstes, durch begeisternde Anreden, durch glänzende Siege. Wie jeder große Feldherr, wußte auch er auf die Gemüther der Soldaten zu wirken, ihre Liebe zu gewinnen, ihren Muth zu entflammen **). Selbst ältere Generale, denen die Uebertragung des Oberbefehls an ihn, der erst 27 Jahre alt war, kränkend sein konnte (wie Massena, Augereau, Serrurier, Laporte), wurden durch die Geistesüberlegenheit, die er entwickelte, und durch die würdevolle Haltung, die er gegen sie annahm ***), so ergriffen, daß sie sich unweigerlich seinen Befehlen unterwarfen. — Wie Hannibal, da er von den Alpen herabgestiegen war, wies auch er bei seinem Auftreten in Italien seine Soldaten auf die Besitzungen der Feinde hin, die ihnen verschaffen sollten, was sie wünschten und bedurften. „Soldaten," sprach er bei der ersten Musterung am 30. März, „ihr seid „nackend, schlecht genährt; die Regierung ist euch viel „schuldig, sie kann euch nichts geben. Eure Geduld und „der Muth, den ihr mitten in diesen Felsen bewiesen habt, „sind

*) s. Las Cases, Th. I, S. 100.

**) Ein General (schreibt er bei Montholon II, 192), der seine Armee nicht aufregen oder entflammen kann, entbehrt die wichtigste der ihm nöthigen Eigenschaften.

***) Er hörte jetzt auf, wie Bourrienne Th. I, S. 51 erzählt, seine früheren Freunde und Kameraden zu duzzen.

„sind zu bewundern; allein sie bringen euch keinen Ruhm; „kein Glanz fällt auf euch. Ich will euch in die frucht= „barsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, „große Städte werden in eure Gewalt kommen. Ihr „werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer erwerben. Sol= „daten von Italien, wird es euch an Muth oder an Be= „harrlichkeit fehlen? *)" Siege folgten, und ehe ein Monat verstrich, schon am 26. April, rief er seinem Heere zu: „Soldaten, in 14 Tagen habt ihr 6 Siege „erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere Festungen „und die reichsten Provinzen Piemonts genommen. Ihr „habt 15,000 gefangen gemacht und mehr als 10,000 „Mann getödtet oder verwundet. Entblößt von Allem, „habt ihr Allem genügt. Ihr habt Schlachten gewonnen „ohne Kanonen, Ströme überschritten ohne Brücken, „Gewaltmärsche gemacht ohne Schuhe, Nächte im Freien „zugebracht ohne Branntwein, oft sogar ohne Brod. „Nur eine republikanische Armee, nur Soldaten der Frei= „heit konnten das thun. Dank euch, Soldaten! Das „Vaterland ist euch sein Heil schuldig, und wenn euer „Sieg bei Toulon den unsterblichen Feldzug von 1794 „vorherverkündigte, so deuten eure gegenwärtigen Siege „auf einen noch schönern u. s. w. **)." Dann, als er bei Lodi gesiegt und Mailand eingenommen hatte, sprach er

*) Gourgaud, Th. III, S. 124.

**) Gourgaud, Th. III, S. 135. Posselt, chronol. Register der französischen Revolution. Th. II, S. 485.

er in einem Tagsbefehl vom 20. Mai: „Soldaten, ihr
„habt euch von der Höhe der Apenninen wie ein reißender
„Strom herabgestürzt. Alles, was sich eurem Laufe wi-
„dersetzte, habt ihr überwältigt und zerstreut. Piemont,
„von Oestreichs Tyrannei befreit, überließ sich seinen na-
„türlichen Gefühlen des Friedens und der Freundschaft für
„Frankreich. Mailand ist in euren Händen, und die re-
„publikanische Fahne weht in der ganzen Lombardei. Die
„Herzoge von Parma und Modena verdanken ihre poli-
„tische Existenz nur eurer Großmuth. Die Armee, welche
„euch mit so vielem Stolze bedrohte, findet keine Scheide-
„wand mehr, die sie gegen euren Muth sicherte; der Po,
„der Tessino, die Adda, diese so gerühmten Schutzwehren
„Italiens, konnten euch nicht einen Tag aufhalten; ihr
„habt sie so schnell überstiegen, wie die Apenninen." — —
„Ja, Soldaten, ihr habt viel gethan. Aber bleibt euch
„nichts mehr zu thun übrig? Soll man von uns sagen,
„daß wir wohl zu siegen, aber den Sieg nicht zu nützen
„verstånden? Soll die Nachwelt uns den Vorwurf ma-
„chen, daß wir in der Lombardei unser Capua fanden?
„Wohlan! Auf! Laßt uns aufbrechen! Noch haben
„wir Gewaltmärsche zu machen, Feinde zu unterwerfen,
„Lorbeeren zu pflücken, Beleidigungen zu rächen." — —
„Das französische Volk, geachtet von der ganzen Welt,
„wird Europa einen rühmlichen Frieden geben; — dann
„kehrt ihr zu den Eurigen zurück, und eure Mitbürger
„werden, auf euch hindeutend, sagen: auch er gehörte

„einst

„einst zur Armee von Italien! *)" — Wenn solche Reden noch heute für den Leser etwas Berauschendes haben, wie tief mußten sie auf die Soldaten, an die sie gerichtet waren, auf Franzosen, denen glänzende Redensarten so vieles gelten, einwirken, wie lebendig sie zu muthvollen Anstrengungen begeistern und entflammen! Ueberhaupt kann auch von Napoleon gelten, was von Gustav Adolf erzählt wird, daß er durch seine Reden oft eben so viel erwirkt habe, als durch seine Waffenthaten.

Während er so die Soldaten sich anzueignen wußte, daß sie mehr ihm als der Republik angehörten, wußte er sich der Abhängigkeit vom Directorium, der damaligen Regierung Frankreichs, zu entziehen. Anfangs schrieb das Directorium ihm, wie andern Feldherren der Republik, einen Feldzugsplan vor, stellte einen Abgeordneten (Salicetti) ihm zur Seite, suchte das Kommando in Italien zwischen ihm und Kellermann zu theilen; aber bald mußte es von dem Allen abstehen. Er bestand darauf, Alles allein zu leiten, und brachte die Kriegführung, die Armeeverwaltung, die Beutevertheilung, die Unterhandlung mit feindlichen Mächten, kurz alle Angelegenheiten in Italien an sich. Wohl bemerkte das Directorium das Umsichgreifen seines Ehrgeizes, und fürchtend, durch ihn Macht und Ansehn zu verlieren, umgab es ihn mit Spionen, verweigerte ihm Truppenzusendungen, stellte ihm Hindernisse bei Unterhandlungen entgegen, oder suchte den Lauf seiner Siege

*) Gourgaud III, 153. Posselt II, 504.

Siege aufzuhalten. Doch vergebens: er wußte den Unwillen und die Eifersucht des Directoriums zu beschwichtigen. Bald schmeichelte er der Eitelkeit desselben, indem er ihm Siegsberichte, Fahnen und Kunstwerke unter Ausdrücken der Ergebenheit zukommen ließ; bald befriedigte er die Bedürfnisse desselben, indem er, statt Geld für seine Armee zu verlangen, Geld nach Paris sendete; bald stellte er sich, als wolle er abdanken, indem er auf seine Verabschiedung antrug, während er zugleich durch seine Unterhändler in Paris die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten stimmte. Der rasche und glorreiche Gang seiner Unternehmungen und der blendende Ruhm, den er errang, kam ihm zu Statten; und da das Directorium Glanz durch seine Siege erhielt und durch seinen Arm Schutz gegen Widersacher erwartete: so konnte es dem Unmuth gegen ihn nicht nachgeben und kam zuletzt dahin, alles gut zu heißen, was er anordnete und ausführte *).

Der Hauptgegenstand seiner Thätigkeit war der Krieg, den er nach seinen Ideen betrieb **) und auf eine überraschende Art, ganz als ein Kunstwerk, dessen einzelne Theile gehörig abgemessen und genau zusammengefügt werden. Gewöhnlich griff er den Feind an

*) Gourgaud III, 156 und Napoleons Briefwechsel mit dem Directorium bei Montholon, Th. IV, S. 285 ff.

**) Unter dem 14. Mai 1796 schrieb er dem Directorium: „Ich habe den Feldzug gemacht und niemand zu Rathe gezogen. Hätte ich müssen die Ansichten Andrer berücksichtigen, so würde ich nicht viel ausgerichtet haben." s. Montholon, IV, 369.

an und griff ihn da an, wo dieser es am wenigsten vermuthete, und er an Zahl ihm überlegen war. Mit Scharfblick entdeckte er die Fehler der Feinde und mit Klugheit wußte er sie zu seinem Vortheil zu benutzen. Traten unvorhergesehene Umstände ein, so wußte er mit Schnelligkeit seinen Schlachtplan zu verändern *). Unzufriedene und Verräther lockte er an sich und behielt sie bei sich, so lange sie ihm nützen konnten, stieß sie aber von sich oder gab sie ihrem Schicksale Preis, sobald sie ihm mehr nachtheilig als vortheilhaft waren. Unruhen und Aufstände, die nicht von ihm ausgingen, strafte er mit rücksichtsloser Strenge **). Auf Menschenleben achtete er nicht, wenn er nur seine Absichten erreichte. Gleichwohl suchte er sich das Ansehen eines milden, Menschenleben schonenden Kriegers zu geben. Als er, selbst in bedenklicher Lage, mit Oestreich Waffenstillstand zu schließen suchte, schrieb er (am 31. März 1797) dem Erzherzoge Karl: „Brave Soldaten führen Krieg und verlangen „nach Frieden. Dauert dieser Krieg nicht schon sechs „Jahre?

*) Nach der Schlacht von Lodi sagte zu ihm, wie er erzählt (Gourgaud III, 151), ein gefangener ungerischer Hauptmann, der ihn nicht kannte: „Unsere Sachen stehen schlecht; aber es ist nicht mög„lich, daraus klug zu werden. Wir haben es mit einem General „zu thun, der bald vor, bald hinter uns, bald auf unseren Flan„ken ist. Man weiß nicht, wie man sich anstellen soll. Diese Art, „Krieg zu führen, ist unerträglich und gegen alle Art." — Worte, die Napoleons Kriegsführung und den Eindruck, den sie machte, bezeichnen.

**) Beispiele hiervon finden sich in Leo's Gesch. der italienischen Staaten Th. V, 841 u. 847.

„Jahre? Haben wir noch nicht Menschen genug getödtet
„und der leidenden Menschheit noch nicht genug Unglück
„zugefügt? Ihr Ruf ertönt von allen Seiten! Europa,
„welches die Waffen gegen die französische Republik er=
„griff, hat sie niedergelegt. Ihre Nation behält sie allein,
„und das Blut soll mehr als je fließen. Dieser sechste
„Feldzug kündigt sich durch verhängnißvolle Zeichen an.
„Was er auch für Erfolge habe, wir werden uns beider=
„seits noch einige tausend Menschen tödten, und zuletzt
„werden wir doch genöthigt sein, uns zu verständigen;
„denn alles hat ein Ziel, selbst die Leidenschaft des Has=
„ses! — Ist denn keine Hoffnung, uns zu verständigen?
„und müssen wir fortfahren uns einander für das Interesse
„und die Leidenschaften einer Nation (der englischen), wel=
„cher das Uebel des Kriegs fremd bleibt, umzubringen?
„Sie, Herr Obergeneral, die Sie durch Ihre Geburt dem
„Throne so nahe stehen, sind Sie entschlossen, den Titel
„eines Wohlthäters der ganzen Menschheit und des wahren
„Erretters von Deutschland zu verdienen? Glauben Sie
„nicht, daß ich sagen will, es sei Ihnen nicht möglich,
„Deutschland durch die Gewalt der Waffen zu retten;
„allein wenn auch die Ereignisse des Kriegs günstig für
„Sie ausfallen sollten, Deutschland wird doch der Verhee=
„rung Preis gegeben werden. Was mich anbetrifft, Herr
„Obergeneral, so werde ich, wenn die Eröffnung, welche
„ich die Ehre habe Ihnen zu machen, auch nur Eines
„Menschen Leben retten kann, auf die Bürgerkrone, welche
„ich dadurch verdienen zu können glaube, stolzer sein, als

„auf

„auf den traurigen Ruhm, der eine Frucht militärischer „Erfolge ist." *) — Es ist unnöthig dieses Schreiben mit Bemerkungen zu begleiten. Die Art, wie Napoleon sich und Andere zu täuschen, wie er auf Phantasie und Gemüth zu wirken suchte, spricht sich in demselben vernehmlich aus.

Ausser dem Krieg und seinen Verhältnissen zum Directorium beschäftigte ihn die Einrichtung und Verwaltung eroberter Länder, die Unterhandlung mit Oestreich und den Mächten Italiens. Bei allen diesen Geschäften zeigte er nicht bloß Einsicht und Gewandtheit, sondern auch Erhabenheit über niedrige Habsucht. Er ließ sich eben so wenig besiegen, als bestechen. Raub und Beute betrachtete er nur als Mittel, nicht als Zweck; den östreichischen Bevollmächtigten, die ihm im Jahre 1797 glänzende Anerbietungen machten, versicherte er, daß er keine Größe, keine Reichthümer verlange, die ihm nicht durch das französische Volk ertheilt würden **). Aber frei von Habsucht, war er nicht frei von Ehrsucht; vielmehr erfüllte diese sein Gemüth und leuchtete aus allen seinem Thun und Reden hervor. Durch glänzende Thaten wollte er

*) Dieses Schreiben findet sich bei Montholon, IV, 70 und Posselt, III, 84.

**) Montholon IV, 79. — Schlosser (zur Beurtheilung Nap. Th. I, S. 109) bemerkt: „In der ersten Hälfte seines öffentlichen Lebens hat Napoleon stets bewiesen, daß er, nach Herrschaft und Ruhm strebend, den Besitz unermeßlichen Reichthums gern Andern überließ. — — Alle, die ihn persönlich näher gekannt haben, stimmen darin überein, daß er gern mit vollen Händen austheilte."

er seinen Namen unsterblich machen, über alle Generale wollte er sich erheben, jede Art des Ruhms wollte er sich aneignen, den Ruhm des Feldherrn und des Friedensstifters, des Staatengründers und des Kunstkenners wollte er in sich vereinigen und zugleich mit dem Ruhm der Vaterlandsliebe, der Großmuth und der Achtung vor fremdem Verdienste sich bekleiden. Und fürwahr, er that vieles, was eine Fülle des Ruhms ihm zuführte, und immer dauernd ihm erhalten wird!

Mit dem Talente zu gebieten und zu herrschen trat er in Italien auf, aber gewiß nicht mit dem Gedanken, über Frankreich zu herrschen; wie hätte er, da er erst anfing empor zu kommen und noch nicht hatte, worauf er eine Herrschaft gründen konnte, diesen Gedanken fassen können? Erst als er seines Heeres sich versichert, als er durch glänzende Waffenthaten großes Ansehn errungen, als er der Abhängigkeit vom Directorium sich entzogen hatte und nun fühlte, wie er selbst angibt, daß er zu etwas Ausserordentlichem bestimmt sei: da erst, nach der Schlacht von Lodi, mögen Herrschergedanken in ihm entstanden sein *). Waren sie aber einmal in ihm entstanden, so mußten sie durch den Fortgang seiner Siege und durch

*) Er sagt (bei Las Cases, Th. I, S. 90): „Der Vendemiaire (5. Oct. 1795) und selbst Montenotte (sein erster Sieg als Oberfeldherr) brachten mich noch nicht dahin, zu glauben, daß ich ein ausgezeichneter Mensch sei. Erst nach der Schlacht bei Lodi kam es mir in den Sinn, daß ich vielleicht ein Hauptacteur auf unserm politischen Theater werden könnte. Hier, hier entstand der erste Funke jenes großen Ehrgeizes."

durch die Huldigungen, die ihm überall entgegen kamen, in seinem ehrgeizigen Gemüthe reiche Nahrung finden. Und je länger er an der Spitze seines Heeres und der italienischen Angelegenheiten stand, je eigenmächtiger er jenes beherrschte und diese leitete, und je häufiger er dabei mit Regenten und Räthen verkehrte, desto mehr mußte er sich zum Herrscher bilden und an Herrschaft gewöhnen. Die Gestaltung derselben mochte er der Zeit und den Umständen überlassen. Möglich ist es, daß er, wie Bourrienne (Th. I, S. 142) behauptet, anfangs mit ins Directorium zu kommen oder Präsident der Republik (etwa wie Washington) zu werden suchte; doch ausgemacht ist es nicht. Gewiß ist dagegen, daß er der Wiederherstellung des Königthums, die damals (1797) in Frankreich versucht wurde, lebhaft entgegen war, daß er darum das Directorium bei den Begebenheiten des 18. Fructidor (4. Sept. 1797) unterstützte, ja selbst nach Paris zu ziehen drohete, wenn diese Unterstützung nicht ausreichen sollte *). Nicht Liebe zur Republik oder zum Directorium konnte ihn hierzu treiben, sondern nur Rücksicht auf sich und auf seine Zukunft. Denn indem er das Directorium unterstützte, fand er Gelegenheit in die innern Angelegenheiten Frankreichs einzugreifen und sich den Weg zur Herrschaft zu bahnen, den ihm die Wiederherstellung der Bourbons versperrt haben würde.

Und schon lebte er damals als Herrscher! „Das fran=

*) Das sagt er selbst in seinen, von Montholon niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten, Th. IV, S. 167.

französische Hauptquartier" (läßt er durch Montholon Th. IV, S. 113 schreiben) „war im Monat Mai und Juni 1797 zu Montebello, einem Schlosse bei Mailand. Die Versammlung der ersten Damen von Mailand, die täglich dahin kamen, um Josephinen die Aufwartung zu machen, die Gegenwart der Minister des Kaisers Franz, des Papstes, der Könige von Neapel und Sardinien, der Republiken Genua und Venedig, des Herzogs von Parma, der Schweizer-Cantons und mehrerer Fürsten Deutschlands, das Zusammentreffen aller Generale, der Autoritäten der cisalpinischen Republik, der Deputirten von den Städten, die große Menge Couriers von Paris, Rom, Neapel, Wien, Florenz, Venedig, Turin, Genua, welche zu jeder Tageszeit ankamen und abgingen; das ganze Leben auf diesem Schlosse: das alles machte, daß es von den Italienern der Hof von Montebello genannt wurde. Es war in der That ein glänzender Hof! Der Friede mit dem Kaiser, das Schicksal des Königs von Sardinien, der Schweiz, Venedigs, Genuas wurden dort verhandelt."

Er selbst nahm mitten unter diesem fürstlichen Glanze Ton und Anstand des Gebieters an; doch konnte er des wilden Ungestüms, der auch späterhin oft in ihm hervortrat, nicht Meister werden. Als die Friedensunterhandlungen mit Oestreich, die am 26. Sept. 1797 begonnen hatten, am 16. Oct. zu Udine beim Grafen von Cobenzl gehalten wurden und dieser aufs neue gegen die Forderungen Frankreichs oder Napoleons den lebhaftesten Wider-

spruch erhob, ja sogar drohete, er werde noch diese Nacht abreisen, und alles Blut, das bei Erneuerung des Kriegs fließen würde, werde auf den französischen Unterhändler zurückfallen: da sprang Napoleon entrüstet von seinem Sitze auf, ergriff einen porcellanen Armleuchter, den Graf von Cobenzl als ein ihm theures Geschenk der Kaiserin Katharina in Ehren hielt, und rief, indem er den Armleuchter mit voller Kraft zu Boden schmetterte: „Nun wohl, der Krieg ist erklärt; aber denkt daran, daß ich vor Ende des Herbstes eure Monarchie zertrümmern werde, wie ich jetzt dieses Porzellan zertrümmere." Nach diesem aufbrausenden Verfahren verbeugte er sich vor den östreichischen Bevollmächtigten, eilte aus dem Zimmer zu seinem Wagen und befahl beim Einsteigen einem seiner Adjutanten, dem Erzherzog Karl anzuzeigen, daß die Friedensunterhandlungen abgebrochen wären und die Feindseligkeiten nach vier und zwanzig Stunden wieder anfangen würden. Hiermit erreichte er, was er wollte. Erstaunt und erschrocken über sein Benehmen, ließ ihm der Graf von Cobenzl erklären, daß er in die Forderungen Frankreichs willige, worauf schon am folgenden Tage (17. Oct. Abends 5 Uhr) der Friede zu Campo Formio ausgefertigt wurde *).

Nach

*) Dieß erzählt Napoleon selbst bei Montholon IV, 192, und nach ihm Buchholz Gesch. Napol. Bonap. Th. II, S. 713. Thöricht ist es, daß Bourrienne Th. I, S. 193 die Erzählung von dem porzellanen Armleuchter darum ein Mährchen nennt, „weil er nichts davon gehört habe."

Nach Unterzeichnung desselben kehrte Napoleon nach Mailand zurück, um theils für die cisalpinische Republik, theils für seine Armee Anordnungen zu treffen. Darauf verließ er am 15. Nov. Mailand und reiste durch die Schweiz nach Rastadt und von Rastadt (1. Dec.) nach Paris.

Geschlossen war also mit dem Frieden von Campo Formio der erste Act seines öffentlichen Lebens. Großes hatte er in demselben vollbracht und hoch war er in demselben emporgestiegen; aber damit nicht zufrieden, wollte er noch Größeres vollbringen und noch höher emporsteigen. Dieß deutete er selbst in den Abschiedsworten an, die er am 14. Nov. an seine Soldaten richtete. „Soldaten," rief er ihnen zu, „meine Abreise ist auf morgen festgesetzt. „Getrennt von euch wird mich die Hoffnung trösten, daß „wir uns im Kampfe mit neuen Gefahren bald wieder se„hen werden. — — Soldaten, wenn ihr euch von den „Fürsten, die ihr besiegt, von den Völkern, welchen ihr „die Freiheit gegeben, von den Schlachten, welche ihr in „zwei Feldzügen geliefert habt, unterhaltet, so sagt euch „dann: in zwei Feldzügen werden wir bei weitem mehr „gethan haben *)."

2) Napoleon in Paris, vom 5. Dec. 1797 bis zum 3. Mai 1798.

Am 5. Dec. Abends 5 Uhr traf er in Paris ein, wo bei

*) Posselt (Chronol. Reg. Th. III, S. 355) gibt diese Abschiedsworte, wie sie sich im Moniteur finden, etwas verändert Napoleon bei Montholon IV, 199.

bei der Bewunderung, die seine Thaten erregt hatten, Huldigungen auf Huldigungen ihm entgegen kamen. Schon jetzt stand er in der Meinung der Pariser höher als jeder Andere, der sich im Laufe der Revolution berühmt gemacht hatte. Freilich waren die Jacobiner ihm abgeneigt: sie fürchteten, er sei zum Bürger zu groß und sein Ruhm mit der Freiheit unverträglich; auch das Directorium sah mit Argwohn auf ihn: es erblickte in ihm eine Gewalt, die sich neben die Directorialgewalt stelle, sie verdunkle und zu zertrümmern drohe. Aber die allgemeine Stimme erklärte sich für ihn: die Municipalität, die Departementsbehörden, die beiden Räthe wetteiferten, ihm die Erkenntlichkeit der Nation zu bezeigen; Royalisten, Republikaner, alle, die das Directorium haßten, setzten auf ihn ihre Hoffnungen; alles war begierig ihn wieder zu sehen oder kennen zu lernen. Man drängte sich zu ihm; Theater, Straßen, öffentliche Plätze, wo nur man ihn erwartete, waren mit Menschen angefüllt; seine Thaten, wie seine Persönlichkeit, beschäftigten die Einbildungskraft; man sah in ihm den Mann, der Frankreichs Schicksal in seinen Händen trage *).

Vor diesem allgemeinen Enthusiasmus mußte das Murren der absterbenden Jacobiner verstummen. Auch das Directorium konnte den gefeierten Helden und Friedens-

*) Was er selbst über seinen Empfang in Paris erzählt (bei Montholon IV, 203 ff.), wird von seiner Gegnerin, Frau von Stael (Betrachtungen über die französ. Revolution. Heidelberg, 1818. Th. II, 1. S. 199), die damals in Paris lebte, bestätigt.

densstifter nicht widerstreben. Während es ihm mißtrauete, heuchelte es ihm Vertrauen, befragte ihn um Rath, ließ ihn häufig an den Directorialsitzungen Theil nehmen und vollzog (am 10. Dec.) zur Feier des Friedens von Campo Formio, eigentlich zur Feier seiner Großthaten, ein glänzendes Nationalfest im Hofe des Regierungspalastes, bei welchem alles, was nur die ausschweifendste Schmeichelei an pomphaften Lobpreisungen ersinnen kann, von Talleyrand und Barras ihm gesagt wurde *). Diesem Hauptfeste folgten andre von Seiten der Directoren, der beiden Räthe, der Minister und des Nationalinstituts, das ihn, was er freudig annahm **), am 28. Dec. zum Mitgliede ernannte.

Er selbst zeigte bei dem allen jene schlau berechnete Einfachheit, die um so mehr die Aufmerksamkeit spannt, je mehr sie sich derselben zu entziehen sucht. Selten erschien er öffentlich, und wo er erschien, zeigte er sich in einfacher Kleidung, blieb nur kurze Zeit, äusserte wenig Empfänglichkeit für Vergnügen und ein räthselhaftes, die Einbildungskraft ergreifendes Wesen ***). Gewöhnlich hatte

*) Eine Beschreibung dieses Festes und der bei selbigem gehaltenen Reden findet man bei Montholon, IV, 206, bei Frau von Stael, II, 1, 230 und bei Buchholz II, 720.

**) Man sehe seinen Brief an das Nationalinstitut bei Bourrienne Th. II, S. 21 f.

***) Frau von Stael schreibt (II, 1, S. 225 f.): „Ich sah Bonaparte häufiger; aber weit entfernt mir Zutrauen einzuflößen, „schüchterte er mich immer mehr ein. — Er ist weder gutmüthig noch heftig, weder sanft noch grausam. — Er haßt

hatte er Generale, Gelehrte, Künstler um sich; die Zudringlichen wies er zurück; weder den Royalisten, noch den Republikanern gab er sich hin; er stand da als ein Starker, der mitten im Gewühl der Parteien seinen eignen Weg geht.

Das Directorium wünschte ihn zu entfernen, weil es sein Nahesein noch mehr als sein Fernesein fürchtete; und auch er wünschte den Ruf zu neuen Thaten, weil er durch ihn seinen Ruhm und Einfluß zu behaupten und zu vermehren hoffte *). Aber welche Bahn sollte er hierzu betreten? Mitglied des Directoriums mochte er nicht werden: die Einrichtung desselben und dessen Stellung zu beiden Räthen mißfiel ihm; sich allein an die Spitze der Republik zu stellen, schien ihm zu voreilig: der republikanische Geist war noch zu mächtig und sein Ruhm und Ansehn noch nicht stark genug, als daß er es wagen konnte, als

„nicht und liebt nicht; für ihn gibt es nur ihn; alle übrigen Menschen sind Zahlen. — So oft ich ihn sprechen hörte, war ich von „seiner Ueberlegenheit betroffen." — Er dagegen rechnete die Frau von Stael zu den Zudringlichen, die er nicht leiden mochte. Bei einem Feste, das ihm damals der Minister Talleyrand gab, forderte sie ihn mitten in einem großen Zirkel auf, ihr zu sagen, „welche Frau er unter den Lebenden und Todten für die größte halte?" Lächelnd antwortete er: „Diejenige, welche die meisten Kinder gehabt hat." Sie, hierüber verlegen, faßte sich bald wieder und bemerkte, „daß er in dem Rufe stehe, die Frauen nicht sehr zu lieben." „Verzeihen Sie mir, Madame," entgegnete er, „ich liebe die meinige sehr." — Diese charakteristische Anekdote erzählt er selbst bei Las Cases, Th. VIII, S. 3, und auch Bailleul in der Widerlegung des historischen Werkes der Frau von Stael, Th. II, S. 288.

*) Bourrienne, Th. II, S. 20.

als Beherrscher der Republik aufzutreten. „Die Birnen," soll er damals gesagt haben, „sind noch nicht reif zum Falle." Erst wenn er durch neue Großthaten in der Meinung der Menschen höher gekommen, wenn das Directorium durch neue Gewaltstreiche und zunehmende Schwäche tiefer gesunken, wenn dabei die Verwirrung im Innern gesteigert, die Liebe zur Republik immer mehr verloschen und die Sehnsucht nach der festen Ordnung einer monarchischen Herrschaft immer mehr entflammt wäre, dann erst schienen ihm die Birnen zum Falle reif. Er bedurfte also für seine Erhebung eines Unternehmens, bei welchem er, völlig unabhängig vom Directorium, durch ausserordentliche Thaten aller Augen auf sich lenken und die Franzosen daran gewöhnen konnte, ihn als Herrscher zu betrachten. Als solches erschien ihm nicht eine Landung in England, zu welcher das Directorium ihn aufforderte, sondern ein Angriff auf Aegypten, der zugleich einen Angriff auf England in sich schloß*). Schon in Italien hatte er die Idee hierzu aufgefaßt und Einleitungen zur Bewerkstelligung derselben getroffen**); aber mit voller Kraft seines Geistes verfolgte er

*) Er läßt durch Gourgaud (Th. II, S. 210) schreiben: „Der Hauptzweck der französischen Expedition nach Aegypten war, die Macht der Engländer zu demüthigen. Vom Nil mußte die Armee ausgehen, die das neue Schicksal Indiens lenken sollte. Aegypten sollte St. Domingo und die Antillen ersetzen. — Machten sich die Franzosen zu Meistern der Hafen von Italien, Corfu, Malta und Alexandrien, so wurde das mittelländische Meer eine französische See."

**) Deutlich wird dieß aus der von Bourrienne (Th. I, S. 168) angeführten Proclamation Napoleons an die Mannschaft des Ge-

er sie jetzt. Ein neuer Landkrieg war dem Ausbruche nahe, und bedenklich war es, gerade jetzt den beßten Feldherrn mit dem ausgesuchtesten Heere in weite Fernen zu senden; gleichwohl gab das Directorium gern Beistimmung und Beistand zu diesem Vorhaben, ja es trieb ihn zuletzt, selbiges zu beschleunigen. So groß war die Furcht der Directoren vor seiner Nähe, so dringend ihr Wunsch, seiner entledigt zu werden. Am 3. Mai 1798 reiste er von Paris nach Toulon, wo er Schiffe, Truppen, Gelehrte, Künstler versammelt hatte. Am 8. Mai traf er daselbst ein, und am 19. Mai trat er die Heerfahrt nach Aegypten an, geleitet von seinem Geiste und von seinem Glücke.

3) Napoleon in Aegypten und Syrien, 1798 und 1799.

Napoleons Thaten in Aegypten und Syrien sind nicht minder staunenswerth und folgereich, als seine Thaten in Italien. Wie umsichtig er sich auch auf den ägyptischen Feldzug vorbereitet hatte, Neues fand er überall im Leben und Glauben, in Sprache und Sitte, im Angriff und Widerstand; und dabei wie viel Schwieriges unter einem ihm neuen Himmelsstrich, in brennender Sandwüste, gegen wild umher schwärmende Feinde, umgeben von Trübsal und Klagen, abgeschnitten von Frankreich

schwaders des Admirals Brueys, vom 16. Sept. 1797. Noch genauere Nachweisungen hierüber stellt Schlosser (Zur Beurtheilung Napoleons, Th. I, S. 80 und 92) auf.

reich und ganz auf sich selbst verwiesen. Nur ein Geist, wie der seinige, der das Verschiedenartigste umfaßte, überall Hilfsmittel entdeckte, mächtig auf Andre einwirkte und jeden auf die rechte Stelle zu bringen wußte, — nur ein solcher Geist konnte so viele Schwierigkeiten überwältigen, und dabei noch an die Beförderung der Künste und Wissenschaften denken, ein Institut zur Aufklärung ägyptischer Alterthümer anlegen und selbst an Ort und Stelle untersuchen, ob sich das rothe Meer mit dem mittelländischen verbinden lasse.

Sieht man auf den Ausgang seines Zuges nach Aegypten, so findet man freilich, daß derselbe nicht erreichte, was er bei dessen Beginnen vorspiegelte; aber man findet auch hier wiederholt, was einst bei den Kreuzzügen erfolgte. Denn wie diese ihren nächsten Zweck, Befreiung des heiligen Grabes, nicht durchsetzten, wohl aber ein Fortschreiten der Volksbildung und Staateneinrichtung nach sich zogen: so geschah Aehnliches durch Napoleons Zug nach Aegypten. Aegypten blieb nicht in den Händen der Franzosen, Handel und Besitzthum der Engländer in Ostindien wurde nicht aufgelöset; dagegen aber wurde das Gebiet der Alterthumskunde erweitert, Europa zur nähern Kenntniß Aegyptens hingeführt, und in dieses Land ein Same der Cultur gestreut, der sich jetzt in demselben entwickelt.

Und sieht man von dem Zwecke, den dieser Zug für Frankreich haben sollte, auf die Zwecke, die Napoleon bei demselben für sich verfolgte: so muß man gestehen, daß

er

er sie erreichte. Denn durch denselben gewann er an Ansehn und Selbständigkeit, bildete sich immer mehr zum Herrscher und trat immer mehr als ein ausserordentlicher, von der Gottheit zu großen Dingen bestimmter Mann hervor.

Wie in Italien wußte er auch in Aegypten Waffenthaten durch Glanzworte zu unterstützen, durch die er die Aegypter, wie seine Soldaten, zu blenden oder zu bethören suchte. Daß es ihm bei solchen Worten nur auf die Wirkung, nicht auf die Wahrheit ankam, braucht kaum bemerkt zu werden: wo nur die Lüge nützte, hielt er sie für erlaubt und zulässig; das Nützliche galt ihm mehr als das Moralische!

Mit Täuschungen, in denen sich Wahres und Falsches mischte, trat er in Aegypten auf. Unter dem 12. Juli 1798 verkündigte er dem ägyptischen Volke in arabischer Sprache: er sei gekommen, nicht, um das Land zu verheeren, nicht, um den muhamedanischen Glauben zu vernichten, nicht, um den Großherrn zu bekriegen, sondern bloß um die, das Land bedrückenden Mamluken zu vertreiben. Die Franzosen, die den Pabst und den Malteserorden niedergedrückt hätten, wären die wahren Freunde des Islam, und der Großherr habe in Europa keinen andern Verbündeten als die französische Republik. Dagegen wären die Mamluken die wahren Feinde des Großherrn und der Aegypter. „Ist irgendwo," rief er, „ein schöner Landsitz: er gehört den Mamluken; ist irgend-„wo eine schöne Sclavin, ein schönes Pferd, ein schönes

„Haus

„Haus: sie gehören den Mamluken. Wenn Aegypten ihr „Pachtgut ist, so laßt sie die Urkunde vorzeigen, welche „Gott darüber gab. Aber Gott ist gerecht und barmher= „zig gegen das Volk." — „Ihr hattet einst große Städte, „große Canäle, einen ausgebreiteten Handel: wer hat „dieß alles zerstört? Der Geiz, die Ungerechtigkeit, die „Tyrannei der Mamluken." „Sie folgen nur ihren Ge= „lüsten." — „Dreimal Heil Allen, welche mit uns sind: „sie werden blühen in Glück und Ehren! Heil Allen, die „sich neutral verhalten: sie werden Zeit haben, uns ken= „nen zu lernen und auf unsre Seite zu treten! Aber „Wehe, dreimal Wehe denen, welche sich für die Mam= „luken bewaffnen und gegen uns fechten: für sie ist keine „Hoffnung; sie werden zur Grube gehen *)."

Die Herrschaft über Aegypten, die er durch solche Vor= stellungen einleitete, brachte er empor theils durch seine über die Mamluken erfochtenen Siege, die den Aegyptern als Wunder galten, theils durch sein Benehmen gegen die Edlen und Gesetzverständigen, Sheiks und Ulemas, die er mit Auszeichnung behandelte, häufig zu Berathschlagungen zog, bald mit Wiederherstellung des arabischen Reichs, bald mit Uebertritt der Franzosen zum Islam unterhielt, und so für sich einnahm, daß sie ihn für einen Freund des Propheten erklärten, dem die Muselmänner gehorchen und Tribut zahlen könnten. Zugleich sorgte er für alles und jedes, um Aegypten zu colonisiren. Als er Cairo einge= nommen

*) Posselt, chronol. Register ꝛc. Th. III, S. 542.

nommen hatte (23. Juli), untersuchte er selbst alle dasigen Anstalten und Einrichtungen, nahm er die Moscheen, die bürgerlichen und religiösen Gebräuche, die Harems ꝛc. in Schutz, traf er für Polizei- und Militärverwaltung, für Rechtspflege und Steuererhebung zweckdienliche Anordnungen. Dabei suchte er den Aegyptern eine hohe Meinung von sich selbst einzuflößen, bald durch die Gerechtigkeit, die er auch gegen die Fellah's (Ackerbauer) übte, bald durch die Strenge, mit der er Widerspenstigkeit und Aufstand züchtigte, bald durch orakelartige Aussprüche, in denen er sich als einen Gottgesandten darstellte. „Ihr müßt wissen," rief er den Bewohnern von Gaza und Jaffa (9. März 1799) zu, „daß alle mensch„lichen Anstrengungen gegen mich unnütz sind; denn alles, „was ich unternehme, muß gelingen. Die, welche sich „als meine Freunde erklären, werden glücklich sein; die, „welche meine Feinde sind, werden untergehen *)."

Wie er auf das ägyptische Volk einzuwirken verstand, so auch auf seine Soldaten. Diese wurden auf dem Marsche von Alexandrien nach Cairo bei den Qualen der Hitze, des Durstes und der Sandwüste sehr schwierig, geriethen in Unmuth und Traurigkeit, manche sogar in Ver-

*) Gourgaud, III, 263. — Man würde ihm Unrecht thun, wenn man in solchen Aussprüchen einen Ausdruck seiner Ueberzeugungen fände. Nicht als gotteslästerlicher Uebermuth sind sie zu betrachten, sondern als schlau berechnete, dem Geiste und Tone des Orients sich anschmiegende Rede oder Kriegslist. Er selbst lachte über sie, als er sich ihrer auf St. Helena erinnerte. s. Las Cases, Th. IV, S. 49.

Verzweiflung, und nicht bloß gemeine Soldaten, sondern auch Officiere, ja selbst ausgezeichnete Generale, wie Berthier, Murat, Lannes *). In unsägliche Noth versetzt, brachen sie in bittere Klagen aus und fühlten sich versucht, ihre Fahnen zu verlassen und nach Hause zurückzukehren oder sich zu entleiben. Gemindert wurden ihre Leiden, als sie, nach der Schlacht bei den Pyramiden (21. Juli), Cairo eingenommen hatten, und nun Beute und Bequemlichkeiten sich ihnen darboten. Doch bald wurden sie mit neuem Grame erfüllt, als sie bei ihrer Sehnsucht nach der Heimath von dem Untergange der französischen Flotte bei Abukir hörten, durch welchen sie von Frankreich abgeschnitten und in Aegypten gleichsam eingesperrt wurden. Unter diesen schwierigen Umständen bewährte Napoleon die Festigkeit seines Charakters und die Gewandtheit seines Geistes. Er forderte fortwährend unbedingten Gehorsam von seinen Soldaten, selbst von den Generalen, und machte ihnen bisweilen harte Vorwürfe; aber er sorgte auch für sie mit Umsicht und Eifer und gab ihnen ein Beispiel der Genügsamkeit und Standhaftigkeit. Er selbst ertrug mit unerschütterlichem Muthe alle Beschwerden, nahm auf Märschen sein Bivouac mitten unter ihnen, oft an unbequemen Stellen, begnügte sich, wo es Andern an Brod und Wein fehlte, mit Wasser und Linsen **). Bei dem Rückzuge aus der syrischen Wüste,

*) Las Cases, I, 121. Gourgaud, II, 163. Bourrienne, II, 84.

**) Gourgaud, II, 167.

Wüste, als er befohlen hatte, daß alle Reitpferde zum Fortschaffen der Kranken verwendet werden sollten, ging er selbst zu Fuß, und war höchst unwillig über seinen Stallmeister, der ihm Pferde vorbehalten wollte. Dabei wirkte er durch glänzende Worte auf das Ehrgefühl seiner Soldaten ein. Vor der Schlacht bei den Pyramiden rief er ihnen zu: „Soldaten, bedenkt, daß von der Höhe dieser Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen *).“ Bei der Feier des Stiftungsfestes der französischen Republik, zu Cairo am 22. Sept. 1798, sprach er: „Soldaten, euer Schicksal ist schön, weil ihr „eurer Thaten und der Meinung, die man von euch hegt, „würdig seid. Ihr werdet mit Ehren sterben, wie die „Braven, deren Namen auf dieser Pyramide stehen; oder „ihr werdet in euer Vaterland zurückkehren, mit Lorbeeren „bedeckt und von allen Völkern bewundert **).“ Als er auf dem Marsche durch die syrische Wüste den Vortrab seines Heeres, der sich verirret hatte, wiederfand und nun der Verzweiflung, in welche derselbe aus Mangel an Lebensmitteln gerathen war, abhalf, sprach er dabei: „Wenn auch die Hilfe noch länger ausgeblieben wäre, „dürfte das ein Grund sein zu murren und muthlos zu „werden? Nein, Soldaten, lernet mit Ehren sterben ***).“ So viele Geschicklichkeit in Behandlung des Heeres, unterstützt durch Geistesüberlegenheit und Siege, erreichte ihr

*) Gourgaud, II, 171.
**) Gourgaud, II, 258.
***) Las Cases, I, 125.

ihr Ziel. Die Soldaten erblickten in ihm ihr Heil, blieben ihm ergeben, beeiferten sich zu heldenmüthigen Anstrengungen und Aufopferungen und wiesen die Anträge, die der Engländer Sidney Smith ihnen machte, sie sicher nach Frankreich zu bringen, mit Unwillen zurück.

Jeder Krieg ist mit Schrecklichkeiten erfüllt; aber besonders ein Krieg in der Wüste, wo unter furchtbaren Drangsalen und Wildnissen die zarteren Empfindungen verstummen. Dieß zeigte sich auch bei Napoleons Zug durch die syrische Wüste. Als er Jaffa erobert hatte (6. März 1799), waren 4000 Gefangene in seine Hände gerathen. Was sollte er mit ihnen anfangen? Es fehlte ihm an Lebensmitteln zu ihrem Unterhalte, an Schiffen zu ihrer Fortschaffung; schickte er sie zu Lande nach Aegypten, so schwächte er durch die Begleitung, die er ihnen mitgeben mußte, sein Heer; ließ er sie frei, so verstärkte er mit ihnen die Schaaren seiner Feinde. Er ließ sie sämmtlich niedermetzeln. Ein schreckliches Verfahren, das schon bei der einfachsten Erzählung Schaudern erregen muß. Doch leichter ist es, ihn deshalb anzuklagen, als anzugeben, was er in seiner Lage hätte thun sollen. Wahrscheinlich ist es, daß ihn, wie einst Karl den Großen, als dieser in dem Lager bei Verden (782) an Einem Tage 4500 Sachsen tödten ließ *), nicht tiegerartige Grausamkeit, sondern das Gefühl einer schrecklichen Nothwendigkeit trieb. Er selbst sagte auf der In-

sel

*) s. histor. Bildersl., Th. II, S. 114.

sel Helena: „Ich war diese Maßregel dem Beßten meiner Armee schuldig. Wenn ich anders gehandelt hätte, so würde ich die Vernichtung meiner eignen Armee gewollt haben *).“

Bald nach dieser Schrecklichkeit gerieth die französische Armee durch die Pest, die unter ihr ausbrach, in eine Bebung, die ihre Kraft und Zucht aufzulösen drohete. Da beschloß Napoleon, seinen Soldaten ein Beispiel der Furchtlosigkeit und menschenfreundlichen Theilnahme und zugleich einen Beweis seiner rücksichtslosen Sorge für sie zu geben. Begleitet von dem Oberarzte Desgenettes und einem Theile seines Generalstabes, besuchte er am 11. März 1799 das zu Jaffa errichtete Spital für Pestkranke, und nicht in eilfertiger Hast, sondern mit sorgfältiger, alles durchspähender Aufmerksamkeit. Er trat zu den Kranken, sprach tröstende Worte zu ihnen, berührte sie und ihre Beulen, half selbst einen derselben forttragen und empfahl sie aufs angelegentlichste den Krankenwärtern. Dieses hochherzige Benehmen, gleichsam ein Lichtstrahl in dem gräßlichen Dunkel dieser Schrecklichkeiten,

*) Bergk, Leben Napoleons. Th. I, S. 96. Auch Bourrienne (II, 142) bemerkt: „Man mußte an Ort und Stelle sein, um die schreckliche Nothwendigkeit dieser Maßregel ganz zu erkennen;“ und Schlosser (Zur Beurtheilung Napoleons, S. 154): „Menschlichkeit gegen diese Türken wäre zur Grausamkeit gegen das eigne Heer geworden.“ Gleichwohl fühlt man sich bewogen, hier dem Urtheil der Frau von Stael (Th. II, S. 264) beizustimmen: „Napoleon zeigte bei seinem ägyptischen Feldzuge Mangel an „menschlichem Gefühle. So oft er seinen Vortheil fand in der „Grausamkeit, hat er sie sich erlaubt, ohne daß er deswegen blut„dürstiger Natur gewesen wäre.“

keiten, hatte die erwünschte Wirkung. Es belebte die Soldaten mit neuem Muthe und bestärkte sie in ihrer Ergebenheit gegen ihren Oberfeldherrn *).

Auf dem Rückzuge von St. Acre nach Aegypten (20. Mai — 15. Juni) traten neue Schrecklichkeiten ein. Es fehlte an Transportmitteln; man mußte die Artillerie ins Meer werfen; kaum konnten die Verwundeten fortgeschafft werden. Was sollte nun mit den unheilbaren Pestkranken zu Jaffa geschehen? Sie mitzunehmen, war für die ganze Armee gefährlich; sie ohne Pflege zurückzulassen und dem Wüthen der nachrückenden Türken auszusetzen, schien grausam. Da soll Napoleon befohlen haben, sie (ohngefähr 60 an der Zahl) durch Opium zu vergiften. Aber die Wahrheit dieser weit verbreiteten Sage ist nicht verbürgt; vielmehr wird sie, als eine verläumderische Erdichtung, in Zweifel gezogen, und Napoleon selbst erklärt sich gegen sie aufs nachdrücklichste **). Doch gesetzt auch, er hätte beim gänzlichen Mangel an Rettungsmitteln den unheilbaren Pestkranken Opium reichen lassen, mußte dieß aus barbarischer Fühllosigkeit geschehen? Konnte nicht auch hier, wie dort bei der Niedermetzelung der Gefangenen, in das Unmenschliche, was geschah, neben kalter Politik ein Gefühl der Menschlichkeit sich mischen?

4)

*) Ausführlich handelt hiervon Schlosser a. a. O. S. 160.

**) Las Cases. I, 115—118. — Alles was sich gegen obige Erzählung und deren Vertheidiger Bourrienne (Th. II, S. 160) angeben läßt, stellt Schlosser S. 164 ff. zusammen.

4) Napoleons Rückkehr nach Europa und Gelangung zur Herrschaft über Frankreich, Aug.—Dec. 1799.

Die Vorstellungen, die Napoleon seit der Schlacht bei Lodi aufgefaßt hatte, daß er zu etwas Ausserordentlichem bestimmt sei, mußten durch seine Rettung aus so vielen Gefahren und Drangsalen, als während des syrischen Feldzugs auf ihn eindrangen, durch seine glückliche Wiederkehr nach Cairo (15. Juni), das er, wie ganz Aegypten, in Gehorsam fand, und durch den Sieg, den er bald darauf (25. Juli) bei Abukir über die Türken errang, immer tiefer und fester in seinem herrschsüchtigen Gemüthe wurzeln. Eben darum konnten sie auch, als er, nach dem Siege bei Abukir, über die Lage, in welche Frankreich während seiner Abwesenheit gerathen war, Nachricht erhielt, und in Aegypten nichts mehr für sich zu thun fand (denn die Behauptung des eroberten Landes hielt er für seinen Ruhm zu klein), den Gedanken in ihm erregen, nach Frankreich zurückzukehren, dort das schlaffe Directorium zu verdrängen und sich an die Spitze der Regierung zu stellen *). Rasch und besonnen schritt er zur That. Schon am 23. Aug. trat er die Rückfahrt nach Frankreich an.

Seine

*) Er selbst erzählt (Las Cases. I, 131): als er nach der Landschlacht bei Abukir die Zeitungen, die Sidney Smith aus Hohn ihm zukommen ließ, durchgelesen hatte, habe er ausgerufen: „Diese Schwätzer (die Directoren) bringen mit ihren schönen Reden Frankreich ins Verderben; es ist Zeit, es zu retten."

Seine Feinde haben ihn beschuldigt, „er habe sein Heer widerrechtlich verlassen, unbekümmert um dessen ferneres Schicksal, bloß beschäftigt mit dem Gedanken, sich zu retten und zu erheben.“ Aber er hatte bei seiner Abfahrt nach Aegypten unbedingte Vollmacht erhalten, entweder allein oder mit dem Heere zurückzukommen *); und er verließ dasselbe erst, als er ihm durch den Sieg bei Abukir neue Festigkeit und in Kleber einen Oberanführer von anerkanntem Verdienst verschafft hatte. Andrerseits haben aber auch seine Freunde Unrecht, wenn sie in seiner Rückkehr das Zeichen eines hohen und kühnen Patriotismus bewundern **): er selbst gesteht, Aegypten verlassen zu haben, um sich der obersten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen ***). Und hierzu bestimmten ihn nicht Briefe des Directoriums, nicht geheime Einverständnisse, sondern seine eignen Ansichten und Entschließungen. Es war ihm gewiß, daß man ihn bei seiner Rückkehr als den Retter und bald auch als den Beherrscher Frankreichs anerkennen würde †). Und was er erwartete, geschah!

Mit Freude und Hoffnung empfing ihn das Volk, als er am 9. Oct. bei Frejus landete. Statt ihn den Quarantäne-Anstalten zu überlassen, zog es ihn wie im Triumphe mit sich fort. „Die Freude war,“ wie er durch Gourgaud (I, 37) schreiben läßt, „allgemein. Es war kein Bürger, der

*) Montholon, I, 53. II, 143. Bourrienne, II, 197.
**) Las Cases, I, 121 u. 131.
***) Gourgaud, I, 39.
†) Bourrienne, II, 198.

der in sein Vaterland zurückkehrt, kein General, der von einer siegreichen Armee kommt; es war schon der Souverän, der in seine Staaten zurückkehrt. Ueberall schien das Volk zu sagen: wir sind zahlreich, wir sind brav, und doch sind wir überwunden; es fehlt uns ein Oberhaupt, uns anzuführen: es erscheint, und unsre glorreichen Tage werden zurückkehren."

Schon oben, im ersten Abschnitte dieses Bandes (S. 191), ist erzählt worden, daß am 15. Oct. seine Rückkehr nach Paris erfolgte, daß dort alle Parteien sich zu ihm drängten, und daß er, nach scharfsichtiger Durchschauung der Verhältnisse, die Spaltung im Directorio benutzte, um, in Verbindung mit dem einen Theile desselben (Sieyes und Ducos) den andern zu stürzen, um dann auch den erstern sich zu unterwerfen, wobei er vornehmlich auf den Beistand des Militärs baute. Hier ist es also genug, nur die Art zu schildern, wie er diesen Plan am 18. und 19. Brumaire (9. und 10. Nov. 1799) ausführte.

Im Verein mit Sieyes hatte er bewirkt, daß am frühen Morgen des 9. Nov. der Rath der Alten, oder eigentlich nur der Theil desselben, der mit den Verbundenen einverstanden war, zu einer Morgensitzung berufen wurde. Um 7 Uhr wurde diese Versammlung eröffnet und sogleich, unter dem Vorwande, der gesetzgebende Körper sei von neuen Gewaltstreichen bedroht, der Beschluß gefaßt, „die Sitzung beider Räthe nach St. Cloud zu verlegen und den General Bonaparte zum Oberbefehlshaber aller in Paris befindlichen Truppen zu ernennen." Durch Jenes (wozu

der

der Rath der Alten durch die Constitution befugt war) sollte der gesetzgebende Körper den Anhalt an den Pöbel der Hauptstadt verlieren und der Militärmacht unterworfen werden; durch dieses (was gegen die Constitution war) die vollziehende Gewalt vom Directorio auf Napoleon übergehen. Sobald dieser Beschluß gefaßt war, ließ der Rath der Alten den General herbeirufen, der unterdessen die in Paris befindlichen Truppen, unter dem Vorgeben einer Musterung, in und vor seinem Hause versammelt, auch einen Theil der Nationalgarden an sich gezogen hatte. Etwa um 8 Uhr erschien er, begleitet von Generalen, vor dem Rathe der Alten, vernahm dessen Beschluß und schwur die Republik zu erhalten und alle Maßregeln, die zum Heile derselben der Rath der Alten ergreifen würde, zu unterstützen. Hierauf begab er sich zu den, vor den Tuilerien versammelten Soldaten und kündigte ihnen an: er werde eine Umwälzung bewirken, die ihrer Noth abhelfen und ihren Ruhm erhöhen sollte. Sie bezeigten ihm Beifall und Ergebenheit, und er vertheilte sie nach verschiedenen Punkten, rief die Wache des Directoriums unter seine Befehle und ließ die Einwohner der Hauptstadt durch öffentliche Anschläge zur Ruhe ermahnen. Der Rath der Fünfhundert, der sich inzwischen versammelt hatte, trat, bewogen durch seinen Präsidenten, Lucian Bonaparte, Napoleons Bruder, dem Beschlusse des Raths der Alten bei und schloß die kaum begonnene Sitzung, um sie am folgenden Tage zu St. Cloud wieder zu eröffnen. Das Directorium aber, dem auf solche Weise die Unterstützung beider Räthe, der Schutz der Truppen

pen und damit sein eigentlicher Halt entwunden worden war, mußte nun, unfähig, Widerstand zu leisten, in seine Auflösung sich fügen. Zwei aus demselben, Sieyes und Roger Ducos, mit Napoleon einverstanden, erklärten sich freiwillig für die Niederlegung ihrer Würde; Barras, vom Erstaunen über das Unerwartete zur Hoffnungslosigkeit hingezogen, ließ sich dazu bereden, und Gohier und Moulins wurden dazu gezwungen. Vereinzelt, eingeschlossen in den Directorialpalast und vom Heere, Volk und gesetzgebenden Körper verlassen, sahen sie sich noch am 9. Nov. genöthigt, der Regierung zu entsagen. Sie wurden sofort, wie Barras, unter militärischer Begleitung aus Paris entfernt.

Nachdem auf solche Art am 9. Nov. das Directorium ohne große Mühe gestürzt worden war, sollte am folgenden Tage von beiden Räthen die Ernennung Napoleons, Sieyes's und Ducos's zu Consuln, die Vertagung des gesetzgebenden Körpers und die Entwerfung einer neuen Constitution beschlossen werden. Napoleon hoffte, daß, aus Achtung oder Furcht vor ihm, dieß ohne Hinderniß durch freiwilliges Entgegenkommen beider Räthe geschehen würde; aber er sah sich getäuscht. Er hatte am 10. Nov. einen harten und gefährlichen Kampf zu bestehen.

Beide Räthe waren, als sie am 10. Nov. Mittags 1 Uhr ihre Sitzungen zu St. Cloud eröffneten, zum Widerstand gegen sein Vorhaben, das erst jetzt ihnen völlig klar werden mochte, entschlossen, besonders die im Rathe der Fünfhundert. Hier erklärte man sich laut gegen ihn, schrie:

schrie: „Nieder mit dem Tyrannen! Es lebe die Constitution!" und bestand darauf, daß letztere beschworen werden mußte. Da beschloß Napoleon, durch überraschendes Handeln einzuschreiten; er verließ sich dabei auf die Truppenmasse, die er nach St. Cloud hatte rücken lassen. Begleitet von seiner Generalität, begab er sich zuerst in den Rath der Alten, auf dessen Mehrzahl er baute und versicherte (während seine Gegner ihn oft unterbrachen), daß er, weit entfernt, sich eine widerrechtliche Gewalt anzumaßen, weiter keine Absicht hege, als den Planen des Raths der Alten zu folgen und dessen Gegner niederzuschlagen. Er gerieth dabei, wie Bourrienne versichert, in Verwirrung und sprach, was er sprechen wollte, nicht in gehöriger Ordnung. Doch seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht. Man wollte ihn nöthigen, die Verfassung vom Jahre 1795 zu beschwören; er aber erklärte, daß diese Verfassung nicht mehr vorhanden sei, fand Beistimmung bei den Meisten und schüchterte die Uebrigen durch Drohungen ein. Hierauf begab er sich zu dem Rath der Fünfhundert, begleitet von Grenadieren, die er am Eingange zurückließ. Unter dem tobendsten Lärmen sprangen die Deputirten von ihren Sitzen auf; viele schrieen: „Was will der Verwegene? Das Heiligthum der Gesetze ist verletzt! Nieder mit dem Dictator!" Einige stürzten auf ihn los und bedrohten sein Leben. Doch seine Grenadiere standen ihm bei. Mit dem Rufe: „Wir wollen unsern General retten!" drangen sie hervor, trieben die Anstürmenden zurück und führten ihn aus dem Saale. Er eilte zu den Trup-

Truppen im Hofe des Palastes und erzählte ihnen, man habe ihn ermorden wollen. Sie riefen ihm zu: „Es lebe Bonaparte!" Indessen wendete sich der Sturm im Rathe der Fünfhundert gegen seinen Bruder. Man verlangte von ihm, dem Präsidenten, den General Bonaparte ausser Gesetz zu erklären, oder über dessen Aechtung Umfrage ergehen zu lassen. Mit Unwillen und Festigkeit wies er dieses Verlangen zurück, und da es ihm nicht gelang, das Toben der Parteien zu beschwichtigen, so verließ er den Präsidentenstuhl, dann die Versammlung, geschützt von den Soldaten, die ihm sein Bruder zum Beistand zugeschickt hatte. Er begab sich in den Hof des Palastes und forderte dort als Präsident des Raths der Fünfhundert seinen Bruder und dessen Soldaten auf, gegen die meuterische Rotte in diesem Rathe Gewalt zu brauchen. „Präsident," antwortete Napoleon, „es soll geschehen!" Sogleich erhielt Murat, der die Wache vor dem Rathe der Fünfhundert hatte, den Auftrag, diesen Rath aus einander zu treiben. Murat ließ denselben auffordern, sich zu trennen, dann, da dieß nicht geschah, Grenadiere unter Trommelschlag in den Saal rücken. Vor ihren Bajonetten entfloh die Versammlung ohne Widerstand. Ueber diese Gewaltthätigkeiten gerieth der Rath der Alten aufs neue in stürmische Bewegung. Lucian begab sich daher in denselben und stellte ihn mit der Erklärung zufrieden: daß die Fünfhundert auf seinen Antrag getrennt worden wären; daß er, der Präsident, beauftragt, die Ordnung in der Versammlung zu erhalten, mit Dolchen umringt gewesen sei; daß er Thürsteher ausgesendet habe, um den Rath von neuem zusammen zu rufen;

rufen; daß nichts gegen den Buchstaben des Gesetzes vorgefallen sei; daß die Truppen nur seinen Befehlen gehorcht hätten. Zu einer ruhigen Ueberlegung konnte der Rath der Alten nicht kommen; es wurde also beschlossen, die Sitzung für jetzt aufzuheben.

Niedergerissen war also die bisher bestehende Verfassung; aber noch kein Neubau mit einem gesetzlichen Anstrich begründet. Ein solcher konnte nur von beiden Räthen ausgehen. Napoleon ließ daher Abends 11 Uhr die noch anwesenden, ihm ergebenen Mitglieder beider Räthe zusammenrufen und durch sie den Beschluß aussprechen, daß das Directorium aufgehoben sei, daß eine provisorische Consularregierung, bestehend aus Sieyes, Roger Ducos und Napoleon Bonaparte errichtet, daß der gesetzgebende Körper auf drei Monate (bis zum 20. Febr. 1800) vertagt, und daß aus jedem der beiden Räthe eine Commission von 25 Mitgliedern aufgestellt werden sollte, um im Verein mit den provisorischen Consuln eine neue Verfassung zu entwerfen. Sobald dieß festgesetzt war, leisteten die drei provisorischen Consuln den Eid der Treue und gingen noch in derselben Nacht nach Paris, wo sie vereint ihr Amt antraten*).

Hiermit war noch nicht entschieden, daß Napoleon Frankreichs Beherrscher sein sollte: er stand nur erst provisorisch an der Spitze Frankreichs und mit zwei Andern, die, im Bezug auf frühere Verhältnisse, einen Vorrang vor ihm be-

*) Man vergleiche mit dem, was bei Gourgaud u. Bourrienne über die Vorgänge des 18. u. 19. Brumaire erzählt wird, Schlossers umsichtige u. lehrreiche Kritik „Zur Beurtheilung Napoleons," Th. I, S. 231—252.

behaupten konnten. Aber hatte Sieyes gehofft, an ihm ein fügsames Werkzeug zu finden, das sich nur mit militärischen Angelegenheiten beschäftigen würde: so hatte er sich geirrt. Napoleon riß sogleich die Zügel der Regierung an sich. Schon am folgenden Tage (11. Nov.) nahm er, unterstützt von Roger Ducos, der sich ganz seiner Leitung hingab*), die erste Stelle im provisorischen Consulate ein und beschäftigte sich mit allen Zweigen der Staatsverwaltung. Hierauf sprach, wie Napoleon erzählt**), Sieyes zu seinen Freunden: „Meine Herren, wir haben einen Herrn! Napoleon will alles machen, weiß alles und kann alles. In der beklagenswerthen Lage, in der wir uns befinden, ist es besser, uns zu unterwerfen als Spaltungen zu erregen, die nur Schaden und Nachtheil bringen könnten."

Auf solche Art gelangte Napoleon zur Herrschaft! Wie er diese übte im Guten und Bösen; wie er den Geist der Franzosen überwältigte, oder von der Idee der Freiheit zur Idee des Ruhmes hinführte; wie er, nicht zufrieden Consul zu heißen, den Kaisertitel an sich brachte, und nicht zufrieden über Frankreich zu herrschen, einen großen Theil Europa's von sich abhängig machte und dazu Kriege an Kriege, Gewaltthaten an Gewaltthaten reihete, hierdurch Fürsten und Völker gegen sich erbitterte, und so seinen Sturz herbeiführte, daß er als Verbannter in Helena büßen mußte, was er als Kaiser gefrevelt hatte: — das soll im folgenden Theile dieses Werkes gezeigt werden.

*) Las Cases, Th. I, S. 130.
**) Gourgaud, Th. I, S. 72.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Darstellung der Hauptbegebenheiten von der französischen Revolution bis zu unseren Tagen.

Zweites

Zweiter Abschnitt.

Darstellung einzelner Begebenheiten und Charaktere aus den Zeiten vom Anfang der französischen Revolution bis zur Herrschaft Napoleons.

Zehn Kupfer
zum
historischen Bildersaal.

Sechsten Bandes erster Theil. Wohlfeilere Ausgabe.

Nachricht. Dieser Theil kostet im Pränum. Preis 2 Thlr. 16 Gr. sächs. oder 4 Fl. 48 Kr. rhein., wofür ihn alle frühere Theilnehmer an diesem Werke erhalten.

Tafel XXXI. Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau.

Vignette: Als am 23. Juni 1789 König Ludwig XVI. den Deputirten der Ständeversammlung befohlen hatte, sich zu trennen, und darauf der Adel und ein Theil des Klerus sich entfernt hatten: war der dritte Stand nebst der Mehrheit des Klerus zusammen geblieben. Der königl. Ceremonienmeister Marquis de Brézé, an der Spitze der dienstthuenden Wache, forderte den dritten Stand im Bezug auf des Königs Befehl auf, den Saal zu räumen. Aber Mirabeau trat hervor und rief ihm zu: „Nur Bajonetten werden wir weichen!"

= XXXII. Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, Egalité genannt.

Vignette: Dem Herzog von Orleans wird im Gefängniß der Conciergerie angezeigt (6. Nov. 1793), daß er zum Tode verurtheilt sei, daß aber seine Hinrichtung bis morgen, wenn er es wünsche, verschoben werden könne. Er aber, lebenssatt und der Verzweiflung hingegeben, verbat sich jeden Aufschub und erklärte, daß er heute noch sterben wolle.

= XXXIII. Camille Desmoulins.

Vignette: Als am 12. Juli 1789 die Nachricht von Neckers Verabschiedung ganz Paris in Bewegung setzte, sprang Camille Desmoulins, ein junger Advocat, im Palais Royal auf einen Tisch und rief das Volk zu den Waffen. Dieser Aufruf entzündete den Aufstand, der die Einnahme der Bastille (14. Juli) herbeiführte, dem Könige die Herrschaft über seine Hauptstadt entwand und für den Fortgang der Revolution entschied.

= XXXIV. Talleyrand, als Bischof zu Autun.

Vignette: Sie stellt die Feier des großen Bundesfestes dar, das am 14. Juli 1790 zu Paris gefeiert wurde. Bei demselben hielt Talleyrand, damals Bischof von Autun, umgeben von dreihundert Geistlichen, am Altare des Vaterlands die Messe, sprach den Segen über die Fahnen Frankreichs und stimmte das Tedeum an.

= XXXV. Gilbert Mottier Marquis de Lafayette.

Vignette: Als Ludwig XVI. am 18. April 1791 aus den Tuilerien nach St. Cloud abreisen wollte, widersetzte sich das Volk und die Nationalgarde seiner Abreise. Vergebens suchte Lafayette diese Widersetzlichkeit zu beseitigen: weder das Volk, noch die Nationalgarde hörte auf seine Stimme. Er mußte sich entfernen, und der König aus dem Wagen steigen und ins Schloß zurückkehren.

Tafel XXXVI. Ludwig XVI.

Vignette: Ludwig XVI. nimmt am 20. Januar 1793 Abschied von seiner Familie, d. i. von seiner Gemahlin, seinen beiden Kindern und seiner Schwester.

= XXXVII. Jean Paul Marat.

Vignette: Während Marat im Bade saß, beschäftigt mit Ausfertigung neuer Anklagen, wurde er von Charlotte Corday (am 13. Juli 1793) erstochen. Auf sein Geschrei stürzten seine Hausleute und Wachen herbei.

= XXXVIII. George Jacques Danton.

Vignette: Als Danton am 1. April 1794 mit vierzehn Angeklagten vor das Revolutionsgericht gezogen wurde, das, ausser dem Präsidenten Hermann und dem öffentlichen Ankläger Tinville, aus neun Geschwornen bestand, vertheidigte er sich mit aller Heftigkeit seines Charakters. Der Präsident griff zur Klingel, um ihn zur Ruhe zu verweisen. Er aber rief: „Die Stimme eines Mannes, der mit seinem Leben seine Ehre zu vertheidigen hat, muß lauter tönen, als deine Klingel!"

= XXXIX. Maximilian Robespierre.

Vignette: Am 27. Juli 1794 wurde Robespierre gestürzt. Bewaffnete drangen in den Saal des Stadthauses, wo er mit seinem Anhang war. Sein Bruder stürzt sich zum Fenster hinaus, sein Freund Lebas tödtet sich durch einen Pistolenschuß; er selbst drückt eine Pistole gegen sich ab, zerschmettert sich aber nur die Kinnlade. Am folgenden Tage wurde er guillotinirt.

= XL. Lazare Nicolas Marguérite Carnot.

Vignette: In der Nacht vom 3. zum 4. Sept. 1797 sollte der Director Carnot, bei einer Meuterei seiner Amtsgenossen gegen ihn, gefangen genommen werden. Bewaffnete drangen in sein Vorzimmer und in sein Schlafgemach; aber er rettete sich durch den Garten des Palastes Luxemburg, zu dessen Thüre er den Schlüssel in Händen hatte.

Für den Buchbinder.

Das Kupfer, Taf. XXXVI. (Ludwig der Sechszehnte), wird dem Titel gegenüber gebunden.

Die größte Vorsicht ist beim Binden dieses frisch gedruckten Bandes anzuwenden, da unvorsichtiges Schlagen und Pressen leicht Text, wie Kupfer verderben würde.

Diese Kupfererklärung ist nicht zu verwerfen, sondern nach dem Inhaltsverzeichniß anzubinden.





